Digitized by Google

NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY

EVANSTON, ILLINOIS

Digitized by Google

h 3436
9 ap 1898

Der Bote
aus
Thüringen.

Erſtes Stück.

1792.

Bote, Wirth.

W. Willkommen Herr Gevatter! zum erſtenmale im lieben neuen Jahre. Gott laſſe es ihm in demſelben recht wohl gehen.

B. Ihm auch Herr Gevatter! und bleibe er auch im neuen Jahre mein guter Freund wie er es im alten war.

W. Der werde ich gewiß bleiben. Bleibe Er auch nur mein Freund! Es iſt gar gut wenn man einen rechtſchaffnen Freund hat, der einen in Freude und Leid nicht verläßt. Ich denke, ich denke, dieſes Jahr werde ich ſeinen guten Rath oft nöthig haben.

B. Wie ſo? Hat er etwa Verdruß in ſeiner Familie?

W. Das nicht. Mein Chriſtian ſchlägt gut ein, meine Töchter vertragen ſich mit ihren Männern, und meine Enkel ſind geſund und

Digitized by Google

munter. Aber Gott weiß, was uns ſonſt noch bevorſteht.

B. Das weiß Gott freylich wohl. Aber es wird uns gewiß nichts als alles Gute bevorſtehen, daß wir am Ende dieſes Jahres werden bekennen müßen: Gott hat alles wohl gemacht.

W. Mannichmal wills mir doch nicht recht in den Kopf. Wenn wir nun mit den Franzoſen Krieg bekämen, mein Chriſtian müßte mit unter die Soldaten, der gute Junge, der ohne Noth kein Thier todt gemacht hat, würde nun gezwungen, auf Leute zu ſchießen, die ihm in ſeinem Leben nichts zu Leide thaten; wir würden geplündert, mein Haus angeſteckt — wäre denn das auch gut?

B. Weil ohne Gottes Zulaſſen nichts in der Welt geſchieht, und Gott uns lieb hat, und alles zu unſerm Beſten wendet: ſo wäre es gewiß auch gut.

W. Aber wozu denn? ich bitte Herr Gevatter! Das erkläre er mir nur!

B. So lange mich der liebe Gott nicht zu ſeinem geheimen Rathe macht, und mir alles entdekt, was er bey ſeinen wunderbaren Führungen zur Abſicht hat, kann ich das nicht. Das weiß ich aber, daß, ſo weit ich zu denken weiß, mir

jede

1792

zum Beſten
ht auch die
m beſten die-
y immer als

s?

Man hütet
cht ſelbſt ver-
pa Mißtrauen
en herrſcht: ſo
ieß Mißtrauen
e der Obrigkeit,
ſen ſind, und
an alles Gute,
it ſie dieſelben
t demohnerachtet
h nicht ſinken laſ-
eyn, und überle-
lle am beſten hel-

19

W. Da... weitläuftig. Vo-
rige Woche giengen hier ein paar Paſſagiere durch, die erzählten von einem gewiſſen Deut-ſchen Biſchofe, der ein weit kürzeres Mittel hätte, alles Elend von ſeinem Lande abzuwenden.

B. Das Mittel möchte ich doch wiſſen.

munter. Aber Gott weiß, was uns ſonſt noch bevorſteht.

B. Das weiß Gott freylich wohl. Aber es wird uns gewiß nichts als alles Gute bevorſtehen, daß wir am Ende dieſes Jahres werden bekennen müßen: Gott hat alles wohl gemacht.

W. Mannichmal wills mir doch nicht recht in den Kopf. Wenn wir nun mit den Franzoſen Krieg bekämen, mein Chriſtian müßte mit unter die Soldaten, der gute Junge, der ohne Noth kein Thier todt gemacht hat, würde nun gezwungen, auf Leute zu ſchießen, die ihm in ſeinem Leben nichts zu Leide thaten; wir würden geplündert, mein Haus angeſteckt — wäre denn das auch gut?

B. Weil ohne Gottes Zulaſſen nichts in der Welt geſchieht, und Gott uns lieb hat, und alles zu unſerm Beſten wendet: ſo wäre es gewiß auch gut.

W. Aber wozu denn? ich bitte Herr Gevatter! Das erkläre er mir nur!

B. So lange mich der liebe Gott nicht zu ſeinem geheimen Rathe macht, und mir alles entdekt, was er bey ſeinen wunderbaren Führungen zur Abſicht hat, kann ich das nicht. Das weiß ich aber, daß, ſo weit ich zu denken weiß, mir

jede

jede Widerwärtigkeit, die mich betraf, zum Beſten dienen mußte. Warum ſollte nicht auch die Widerwärtigkeit des Kriegs zu meinem beſten dienen? Freylich muß man ſich dabey immer als Chriſt betragen.

W. Wie macht man denn das?

B. Wie ſoll man's machen! Man hütet ſich halt, daß man ſein Leiden nicht ſelbſt verſchulde; da jetzo durch ganz Europa Mißtrauen zwiſchen den Fürſten und Unterthanen herrſcht: ſo thut man, was man kann, um dieß Mißtrauen zu mindern, befolgt die Befehle der Obrigkeit, die nicht gegen das Gewiſſen ſind, und erinnert ſeinem Nebenmenſchen an alles Gute, das unſere Fürſten thun, damit ſie dieſelben recht lieb gewinnen. Kommt demohnerachtet Krieg: ſo darf man den Muth nicht ſinken laſſen, ſondern muß fein getroſt ſeyn, und überlegen, wie man ſich in jedem Falle am beſten helfen will.

W. Das iſt ein Bischen weitläuftig. Vorige Woche giengen hier ein paar Paſſagiere durch, die erzählten von einem gewiſſen Deutſchen Biſchofe, der ein weit kürzeres Mittel hätte, alles Elend von ſeinem Lande abzuwenden.

B. Das Mittel möchte ich doch wiſſen.

W. Ich will es ihm gern ſagen. Er hat mir ja ſo manches Mittel gegen den Zahnſchmerz, in Blattern, gegen Raupen, Ratten und Mäuſe geſagt: warum ſollte ich ihm denn das Hausmittelchen gegen den Krieg nicht mittheilen? der Biſchof hat nämlich ſeinen Unterthanen befohlen, die vierzigtägige Faſten recht ſtrenge zu halten, damit der Zorn des beleidigten Gottes verſöhnet würde.

B. Ha! ha! ha! auch nicht viel Ehre für Deutſchland, daß ſo etwas noch geſchrieben wird. Sind wir denn Heyden, daß wir an einen zornigen Gott glauben? Chriſten kennen keinen andern Gott als den, von welchen die Bibel ſagt: er iſt die Liebe. Und Gottes Liebe zu gewinnen hilft warlich Faſten und Beten nichts, ſondern Beſſerung. Es verſuche es doch der Bauer und pflüge ſchlecht! und wenn er 150 Tage faſtet und betet; ſo bekommt er doch keine ſo gute Ernte als ſein fleißiger Nachbar. Wenn er ſeine naſſen Wieſen nicht mit Graben durchzieht, ſo bekommt er halt kein gutes Heu, wenn er das Rindvieh nicht gut füttert: ſo bekommt er wenig Milch, und wenn der Fürſt von zweyen Partheyen, die einander den Krieg ankündigen, die eine in ſein Land aufnimmt, ſo bekommt er halt Krieg. Dieß alles iſt nicht abzuändern.

Und

Und wenn man noch ſo viel faſtete, betete, wall-fahrtete, ja wenn man ſich zu Tode hungerte; ſo wird es doch nicht beſſer; der ſchlecht gepflügte Acker trägt des wegen nicht beſſeres Getraide, die ſchlechtgefütterte Kuh giebt nicht mehr Milch, und das Land, das eine Parthey aufnimmt, die mit der andern Krieg hat, bekommt Krieg.

W. Sag er mir aber aufrichtig! glaubt er wohl, daß wir Krieg mit Frankreich bekommen werden?

B. Ey ich bin kein Politikus. Meinen einfältigen Einſichten nach glaube ich aber, daß wir Frieden behalten werden.

W. Das glaubt er? Und viele Leute meynen doch, die Franzöſiſchen Prinzen würden von den Fürſten unterſtützt.

B. Unterſtützt und nicht unterſtützt, nachdem man es nimmt. Die Franzöſiſchen Prinzen ſind halt in Noth und haben kein Geld; ſie lamentiren deßwegen da und dort, um Beyſtand. Da kann es nun wohl ſeyn, daß dieſer und jener Fürſt aus Mitleiden ihnen etwas zuwirft. Iſt denn das Unrecht? Haben die Fürſten nicht bey andern Gelegenheiten ſich eben ſo großmüthig bewieſen? Da Ludewig der vierzehnte 2 Millionen unſchuldige Unterthanen durch ſeine unmenſchlichen Grauſamkeiten zwang, ihr Vaterland zu verlaſſen, aus

keiner andern Urſache, als, weil ſie reformirt wa-
ren: ſo unterſtützten viele Fürſten dieſe rechtſchaf-
fenen Leute, und nahmen ſie in ihre Länder auf.
Aber Krieg fiengen ſie deßwegen nicht an, und über-
ließen den Barbaren, der durch ſeinen Verfolgungs-
geiſt die Seufzer von Millionen unſchuldigen Men-
ſchen auf ſich lud, der Strafe der göttlichen Ge-
rechtigkeit. Und itzo ſollten ſie, um einer Handvoll
Ariſtokraten willen, die doch im Grunde ſelbſt
an ihrem Unglück Urſache ſind, das Blut ih-
rer treuen Unterthanen vergießen laſſen? Sollten
über unſer Vaterland einen unabſehlichen Jammer
bringen? das glaube ich nimmermehr.

W. Man ſpricht ja aber, die Sache der Fran-
zöſiſchen Prinzen wäre die Sache aller Potentaten.
Dieſe müßten itzo alle für einen Mann ſtehen.

B. Wer ſagt denn das? die Franzöſiſchen Prin-
zen, die ſo gerne ein allgemeines Blutvergießen an-
ſtifteten. Sie leiden ja nicht deswegen, weil ſie
Prinzen ſind, ſondern, merk er wohl auf, Herr Ge-
vatter! weil die Franzöſiſche Regierung ſo gar ſchreck-
lich ſchlecht war, daß die Leute, ohne verhört zu
werden, oft, ohne zu wiſſen warum? in die Ba-
ſtille geworfen wurde; daß Millionen Reformirte
unter dem größten Drucke leben mußten; daß den
Unterthanen durch unerhörte Auflagen, durch Ver-
pachtung der nothwendigſten Lebensmittel, z. E. des
Salzes, das Mark ausgeſogen wurden; daß am En-
de das ganze Reich ſo arm wurde, daß es einen all-
gemeinen Bankerut ſpielen wollte — deßwegen
entſtand in Frankreich die Revolution, aber gar nicht
deßwegen: weil die Franzöſiſchen Prinzen, Prinzen
waren. Machen es denn unſere Fürſten eben ſo?

W. Be-

W. Bewahre Gott! Von ſo etwas weiß man bey uns nichts.

V. Da ſieht er es ja. Unſere mehreſten Deutſchen Fürſten ſind wahre Landesväter. Wie kann man alſo ſagen, die Sache der Despoten wäre die Sache der Landesväter? Sie werden es wohl bleiben laſſen, und unſer würdiger Kaiſer iſt darinne ſchon den übrigen Fürſten mit ſeinem Exempel vorgegangen, indem er es nicht duldet, daß die Franzoſen ſich in ſeinem Lande verſammeln, bewaffnen und Werbungen anſtellen.

Herr Rath **Becker** läßt itzo den zweyten und letzten Theil ſeiner **Vorleſungen über die Pflichten und Rechte des Menſchen** drucken, die in der nächſten Oſtermeſſe fertig werden. Bis dahin kann man auf dieſes vortrefliche Buch mit einem Thaler pränumeriren. Nach der Zeit koſtet es 1 1/2 Rthlr. Wer auf 9 Exemplare pränumeriret, bekömmt das zehnte frey.

Auch hat er ſeiner beliebten **Deutſchen Zeitung** eine ſolche Einrichtung gegeben, daß diejenigen, die ſie vom Anfange dieſes Jahrs mit leſen wollen, nicht nöthig haben, ſich die erſten 8 Bände anzuſchaffen.

Im December haben ſich folgende Liebhaber zur chriſtlichen Hauspoſtille gemeldet:

Herr Salzmann in Sömmerda	1 Ex.
— Andreä daſelbſt	1
— Jakob Stollberg daſelbſt	1
— Ernſt daſelbſt	1
— Chriſtian Dreiſe daſelbſt	1
— Friedrich Künneke in Iſernhagen	4

Herr

Herr Schull. Elvers daſelbſt	2
— Cand. Reimann in Gotha	1
— Cand. Klinghammer in Cursdorf	2
Ein Ungenannter in Waltershauſen	1
Herr Förſt. Stolze in Loſſa	1
— Zahn daſelbſt	1
— M. Wokenius in Altſtedt	2
— Pf. Thieme in Niederöbblingen	1
— Pf. Klein in Stutzhauſen	2
— Rect. Jäger in Einbeck	12
— Kaufm. Madelung in Gotha	1
— Cand. Pracht in Wimbach	10
— Eiſenfakt. Beck in Gotha	1
— Buchhändl. Herrmann in Frankfurt am Mayn	10
— Doſt in Halle	8
— Cand. Piper in Güſtrow	11
— Pf. Schletz in Ippesheim	6
— Poſtſecret. Holland in Herfeld	1
— Hauptm. Reuting daſelbſt	1
Madem. Förtſch in Ibenhain	2
Summa	76

Auf den erſten Theil dieſer chriſtlichen Hauspoſtille kann noch bis zu Oſtern mit 6 guten Groſchen pränumeriret werden. Wer auf 6 Exemplare vorausbezahlt, erhält das ſiebente frey. Das Geld wird eingeſchickt an die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal. Man bittet aber die Briefe zu frankiren, und die Pränumeration, auf dieſes Buch ſowohl, als auf die Bechſteiniſche Naturgeſchichte, in Conventionsmünze, den Louisd'or zu 5 Rthlr., den Speciesthaler zu 1 Rthlr. 8 Gr. und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Gr. zu ſenden.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zweytes Stück.

1792.

Bote, Wirth.

W. Er iſt nun zweymal bey mir geweſen Herr Gevatter, und hat mir nichts von Herrn Conſtant erzählt. Auf dieſe Art wird der gute Mann ganz vergeſſen. Thue er mir doch den Gefallen und erzähle er mir noch etwas von ihm. Ich möchte gar zu gerne den Ausgang ſeiner Geſchichte hören. Die Nachbaren ſind auch ſehr begierig drauf, und fragen mich allemal, wenn er hier geweſen iſt, wie es weiter mit Conſtanten gegangen ſey?

B. Wenn ihm etwas daran gelegen iſt: ſo kan ich ihm ja leicht den Gefallen thun und weiter erzählen. Ich weiß nur nicht, wo ich bin ſtehen geblieben.

W. Ich will es ihm ſagen. Conſtant hatte Schiffbruch gelitten und war an ein Land in America getrieben worden, wo lauter gute Leute

wohnten. Die Americaner hatten ihn aus dem Waſſer gezogen, ihm wieder zum Leben geholfen, und die beſte Verpflegung verſchaffet. Nun war er in die Kirche gegangen, und hatte ſich da ſehr erbauet. Von da wurde er zu dem Gemeinevorſteher gerufen der ihm ankündigte, daß er Arbtit haben ſollte, aber ſich auch nun ſelbſt ernähren müſſe. Dort hat er ihn ſitzen laſſen und da ſitzt nun der gute Conſtant ſeit drey Wochen.

B. Ich will ihn bald weiter führen und fortfahren, in ſeinem Namen, weiter zu erzählen.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Darf ich mich nun, fragte ich den Vorſteher, nicht ein wenig im Orte umſehen?

V. Im Orte wohl, aber noch nicht in den Häuſern. Bisher hörten wir dich reden, und waren mit dir zufrieden. Nun wollen wir dich auch handeln ſehen. Sind wir dann auch mit dir zufrieden: dann wollen wir dir alles zeigen, was du verlangſt. Itzo gehe wieder in deine Herberge!

Ich gieng fort, aber etwas traurig, weil ich nicht wußte, wie ich den Tag hinbringen ſollte. Unterdeſſen wurde mir die Zeit doch nicht lang. In meiner Herberge fand ich eine gute Mahlzeit, bey welcher ſich auch etwas Braten und

Digitized by Google

und ein Glas Wein befand. Da mir dieß letztere überreicht wurde, ſagte man mir: heute leben wir etwas höher, weil es der Tag der Ruhe und Erquickung iſt.

Nach dem ich mich geſättiget hatte: trat der Prediger in die Stube, der mich heute ſo ſehr erbauet hatte. Er hatte keinen ſchwarzen Rock an, und ich kann mich überhaupt nicht erinnern, daß ich jemals in der dortigen Gegend einen Prediger im ſchwarzen Rock geſehen habe! woher dieſe Gewohnheit entſtanden iſt, habe ich vergeſſen zu fragen.

Ich danke dir, ſagte ich, als er herein trat, daß du mich heute ſo ſchön erbauet haſt.

Pr. Wirklich? wie habe ich dich denn erbauet?

J. Ach! du haſt mich gerühret, daß ich laut weinen mußte.

Pr. Wenn es weiter nichts iſt: ſo macht es mir nicht viel Freude. Bey uns erfordert man zur Erbauung noch etwas mehr, als Rührung. Haſt du etwas von mir gelernt, das du ſonſt noch nicht wußteſt?

J. O ja! ich habe noch mehr gelernet, als ich bisher wußte, wie nöthig es ſey, ſeinen Körper geſund zu erhalten und zu üben.

Pr. Haſt du nicht auch eine gute Entſchließung gefaßt?

J. Ebenfalls! ich habe mir vorgenommen, daß ich auch meinen Körper geſund erhalten und üben will, damit ich im Stande bin, meinem Nebenmenſchen beyzuſtehen, wann er in Noth geräth.

Pr. Nun das iſt mir lieb! auf dieſe Art habe ich dich wirklich erbauet. Denn bey uns nennet man erbauen, den Menſchen verſtändiger und beſſer machen.

J. Da haſt du mich wieder erbauet. Zeither glaubte ich immer, erbauen hieße, die Menſchen rühren. Ich bin oft auch gerühret worden; wann aber die Rührung vorbey war: ſo war ich wieder der alte Conſtant, der ich immer geweſen war.

Pr. Das iſt immer der Fall bey den bloſſen Rührungen.

J. Aber, ſag mir nur was für eine Religion habt ihr denn eigentlich hier?

Pr. Haſt du denn dieß noch nicht gemerkt? wozu habe ich dich denn ermuntert?

J. Dazu daß ich meinen Körper geſund erhalten und fleißig üben ſoll.

Pr. Ganz recht! warum ſollſt du denn dieß aber thun?

J. Deßwegen, daß ich meinem Bruder in der Noth beyſpringen kann.

Pr. Gut!

Pr. Gut! Ich habe dich alſo zur Menſchenliebe ermuntert. Weſſen Jünger erkennt man denn nun daran, daß ſie Liebe unter einander haben?

J. Die Jünger Jeſu.

Pr. Recht gut! weißt du denn nun noch nicht, zu was für einer Religion ich mich bekenne?

J. Ich ſehe wohl zur chriſtlichen. Ich möchte aber doch gern wiſſen, was für Chriſten ihr wäret? ſeyd ihr denn reformirte, lutheriſche oder katholiſche Chriſten?

Pr. Chriſtliche Chriſten.

J. Den Nahmen habe ich doch in meinem Leben noch nicht gehöret.

Pr. Das kann wohl ſeyn. Die Religion Jeſu wird bey euch ſelten ſo gelehret, wie ſie Jeſus vorgetragen hat. Die Mönche haben in den ſpätern Zeiten verſchiedenes hinzu geſezt, davon eine Parthey dieſes, die andere jenes angenommen hat. Dieſe Zuſätze der Mönche nennen ſie nun gemeiniglich Grundartikel des chriſtlichen Glaubens, lehren ſie ſo eifrig, daß ſie darüber die Religion, die nur Liebe predigt, vergeſſen und einander Haß und Verbitterung einflößen, indem ſie ſagen: alle, die dieſe Grundartikel nicht annähmen, müßten, ohne Zweifel ewig verdammt und verlohren ſeyn. Daher kön-

können bey euch Chriſten nicht in jede chriſtliche Kirche gehen, indem ſie immer beſorgen müſſen, daß etwas vorgetragen werde, was ſie nicht glauben können. Was uns betrifft, ſo halten wir es mit dem Apoſtel Paulus, der es auch nicht dulden wollte, daß ſich einige Chriſten Pauliſch, andere Apolliſch, noch andere Kephiſch nannten. Wir predigen die reine Lehre Jeſu, um die Menſchen verſtändiger und beſſer zu machen; ſie zur Menſchenliebe und Thätigkeit zu ermuntern und in ihren Trübſalen zu beruhigen. Dabey laſſen wir die mehrſten, ſogenannten, Glaubensartikel weg, wodurch die Chriſten nur gegen einander abgeneigt gemacht werden. So richten wir auch unſere Geſangbücher ein, und nehmen in dieſelben nur ſolche Lieder auf, die zum Vertrauen auf Gott, zur Menſchenliebe, zur Thätigkeit aufmuntern, und laſſen alle übrigen weg, die gewiſſen chriſtlichen Religionspartheyen anſtößig ſeyn könnten.

J. Auf dieſe Art duldet ihr alſo keine Reformirten, keine Katholiken, keine Lutheraner unter euch?

Pr. Wie kannſt du ſo etwas von uns glauben? wir dulden alle Menſchen, nur nicht die Böſen. Wenn ein Fremdling zu uns kommt, ſo prüfen wir ihn ſorgfältig, ob er etwas gelernt

lernt habe, wovon er ſich nähren kann? ob er ehrlich und redlich ſey? iſt dieſes: ſo nehmen wir ihn zu unſern Mitbürger an, ohne ihn wegen ſeines Glaubens zu examiniren. Wir laſſen einen jeden glauben, was er für wahr hält. Wir erlauben auch jeder Religionsparthey ſich eine eigene Kirche zu erbauen. Bis itzo iſt aber noch keine zu Stande gekommen. Wenn die Fremdlinge ein parmal unſere chriſtliche Kirche beſuchten und darinne die reine Lehre Jeſu hörten: ſo befanden ſie ſich dabey ſo wohl, daß ſie es vergaſen ſich eine eigene Kirche zu erbauen. Ja ich muß dir noch etwas ſagen, was der chriſtlichen Religion viele Ehre macht.

J. Was wäre denn das?

Pr. Vor fünf Jahren trieb der Sturm ein Türkiſches Schiff an unſere Küſte; es war in Gefahr zu ſcheitern, aber mit Gottes Hülfe retteten wir den größten Theil der Mannſchaft. Da wir fanden, daß ſie aus ehrlichen, arbeitſamen Leuten beſtand: ſo erlaubten wir ihnen ſich bey uns auf zu halten. Sie waren aber in der erſten Woche ganz traurig, ob wir uns gleich alle Mühe gaben, ſie aufzuheitern.

Was fehlt euch, daß ihr ſo traurig ſeyd? fragten wir einmal einen von ihnen. Seyd ihr

etwa

etwa krank? fehlts euch etwa an Nahrung? hat euch jemand beleidigt?

Ach das alles nicht, antwortete er, wie kann man aber zufrieden ſeyn, ohne Religion?

(Die Fortſetzung folgt).

Herr Hofrath Fauſt hat ſeine merkwürdige Schrift in das Franzöſiſche überſetzen laſſen, und der Nationalverſammlung in Frankreich überſchickt. Sie führt den Titel: Hommage fait à l'aſſemblée nationale de quelques idées ſur un vêtement uniforme et raiſonné, à l'uſage des enfans, par M. Fauſt, Docteur en médecine, à Straſsbourg chez Andre Meyer, fils. Ohne Zweifel wird man dieſe Schrift auch in allen Deutſchen Buchhandlungen bekommen können. Der Hauptinhalt derſelben iſt in den mehrmals angeführten pädagogiſchen Bedenken, von Salzmann angegeben, wovon noch einige Exemplare in der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, wie auch in den Buchhandlungen zu Leipzig und Frankfurt am Mayn zu haben ſind.

Deſſau bey Heilbruch. Hier iſt ein ſehr merkwürdiges Buch herausgekommen, welches heiſt: Die neueſte Geſchichte der Reformirten Kirche in der untern Pfalz, aus ächten Quellen erläutert, auf 30 Bogen. In dieſem Buche werden alle himmelſchreyende Bedrückungen erzählt, welche die Reformirten bisher in der Untern Pfalz haben dulden müſſen. Dieß Buch muß billig von jedem Freunde der Kirchengeſchichte geleſen werden.

Der Bote aus Thüringen.

Drittes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Wir merkten wohl, fuhr der Amerikaniſche Prediger fort, was der Türke damit ſagen wollte, und ſagten zu ihm: verlangt ihr vielleicht eine Moſchee, wo ihr nach eurer Art Gott verehren könnet?

Ach ja, war ſeine Antwort, das iſt das Einzige, was wir wünſchen. Keiner von uns trauet ſich aber, euch zu bitten, uns hierzu die Erlaubniß zu ertheilen: weil wir doch vorher ſehen, daß ihr uns unſere Bitte abſchlagen werdet!

Ey! Ey! fuhr einer von uns fort, was haben wir gethan, daß du eine ſo ſchlechte Meynung von uns gefaßt haſt? Hältſt du uns für Barbaren, die über das Gewiſſen ihrer Nebenmenſchen herrſchen wollen? Der Menſch, er ſey wer er wolle, hat bey uns die Freyheit, nach ſei-

ner Art Gott zu verehren. Gehe du morgen zu unſerm Vorſteher, und laß dir einen ſchicklichen Platz zur Erbauung einer Moſchee anweiſen, du wirſt ihn gewiß erhalten.

Der Türke eilte mit dieſer frohen Nachricht zu ſeinen Landsleuten, und nun waren ſie auf einmal munter und vergnügt, und bewieſen gegen uns noch einmal ſo viel Zutrauen, als ehedem. Das war ja ganz natürlich. Denn wie iſts möglich, daß der Menſch Liebe und Zutrauen zu ſolchen Leuten haben kann, die ihm nicht erlauben, nach ſeinen Einſichten Gott zu verehren?

Der Platz zur Moſchee wurde ſogleich angewieſen. Ehe es aber an Erbauung derſelben kam lernten unſere Türken Deutſch, und konnten unſere Kirchen beſuchen. Kaum hatten ſie dieß ein paarmal gethan: ſo bemerkten wir, daß ſie immer gedankenvoll mit einander herum giengen und ſprachen; daß ſie zur Erbauung der Moſchee keine Anſtalten machten; daß ſie immer fleißiger in die Kirche kamen.

Am Ende kam der Vornehmſte von ihnen zu unſerm Vorſteher, weinte und ſagte: lieber Bruder! du biſt ein rechtſchaffener Mann, und in dir iſt kein Falſch; wenn du etwas verſprichſt: ſo hältſt du es, und wenn du etwas ſagſt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß es wahr iſt.

Du

Du betrügſt niemanden, und kränkſt niemanden. Du biſt nicht faul, du biſt fleißig. Du hilfſt jedem, wie du kannſt. Du thuſt viel Gutes. Die Leute, die du regiereſt, ſind eben ſo gut. Wenn wir in deine Kirche kommen: ſo lernen wir viel Gutes; wir fühlen es, daß wir vernünftiger werden und beſſer und zufriedner. Wozu ſoll uns alſo die Moſchee? Wir wollen Chriſten ſeyn, willſt du uns annehmen?

Der Vorſteher umarmte ihn, und ſeitdem leben ſie unter uns, wie unſere Brüder. Wie gefällt dir das?

J. Vortreflich.

Pr. Würden wir aber dieſe Freude wohl gehabt haben, wenn wir in unſern Predigten alle die Zuſätze hätten vorgetragen, die von den Mönchen ſind gemacht worden? Z. E. die Erklärung von der Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu im Abendmahle?

J. Ich glaube, die Türken würden ſogleich davon gelaufen ſeyn.

Pr. Da ſiehſt du es alſo. Die reine Lehre Jeſu hört jedermann gern, wer nicht ein recht ſchlechter Menſch iſt; aber die Zuſätze der Mönche ſind insgemein gegen die Vernunft, deßwegen will ſie niemand gern hören.

Digitized by Google

J. Aber ſage mir doch! erlaubt ihr denn auch den Heyden freye Religionsübung?

Pr. Warum denn nicht? in unſerm Lande wohnen wenigſtens 10,000 Heyden, die alle vollkommene Freyheit haben, nach ihrer Art Gott zu verehren.

J. Das iſt doch aber zu arg.

Pr. Zu arg? und warum denn?

J. Iſt nicht der Gottesdienſt der Heyden ganz falſch?

Pr. Das iſt er freylich. Was ſollen wir aber dabey thun? ſollen wir vielleicht die armen Heyden martern und foltern, bis ſie Chriſten werden?

J. Das wohl nicht. Aber ihr ſolltet ihnen doch nicht erlauben, ihren Gottesdienſt öffentlich zu halten.

Pr. Und warum nicht?

J. Weil die Chriſten Aergerniß daran nehmen.

Pr. Aergerniß? was heißt das, Aergerniß nehmen?

J. Ja ſie ärgern ſich darüber, wenn ſie ſo einen ſchändlichen Gottesdienſt ſehen.

Pr. Lieber Freund! Wenn du in einer Geſellſchaft biſt, wo gutes Obſt aufgetragen wird, davon du dein Theil nimmſt, und es dir gut ſchmek-

ſchmecken läßt: ſiehſt aber, daß einige von der Geſellſchaft kein gutes Obſt nehmen wollen, ſondern Holzäpfel eſſen, die ſie mitgebracht haben: ärgerſt du dich denn drüber?

J. Warum ſollte ich mich denn darüber ärgern? Es iſt ja ihre eigne Schuld, wenn ſie die Holzäpfel dem guten Obſte vorziehn.

Pr. So iſts gerade auch mit uns und den Heyden. Wir verehren Gott ſo, wie es uns Jeſus und die geſunde Vernunft gelehret haben, und befinden uns wohl dabey. Dieß iſt das gute Obſt. Die Heyden verehren neben uns Gott auf eine unrichtige Art — dieß ſind die Holzäpfel. Sollen wir uns wohl darüber ärgern?

J. Wenn ich auch dieß alles zugebe: ſo muß man doch beſorgen, daß die Chriſten nach und nach zu Heyden werden, wenn ſie immer Heyden neben ſich ſehen.

Pr. Haſt du jemals geſehen, daß ein Mann, der Porsdorfer Aepfel aß, ſie wegwarf und Holzäpfel nahm, wann er ſahe, daß ein anderer neben ihm Holzäpfel genoß?

J. Niemals.

Pr. Wie kannſt du alſo glauben, daß jemals Chriſten die reine chriſtliche Religion gegen die heydniſche vertauſchen werden? Wir haben

noch kein Exempel, daß bey uns ein Chriſt zum Heydenthume übergegangen wäre.

J. Das iſt nun ganz gut. Ich dächte aber doch, ihr müßtet noch etwas mehr thun.

Pr. Und was denn?

J. Ihr müßtet die Heyden zu bekehren ſuchen.

Pr. Wie ſollten wir denn dieß anfangen?

J. Ihr ſolltet Miſſionarien unter ſie ſchicken.

Pr. Bey uns iſt jeder chriſtliche Einwohner ein Miſſionarius.

J. Nun das laſſe ich gelten. Wie treiben denn dieſe Miſſionarien ihr Bekehrungsgeſchäffte?

Pr. Sie haben alle nur eine Regel.

J. Und dieſe heißt?

Pr. Du wirſt ſie ſchon kennen: denn ſie kommt nicht von uns, ſondern von Jeſu und heißt: Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure gute Werke ſehen, und euren Vater im Himmel preiſen. Nach dieſer Regel zu handeln, werden wir alle von Jugend auf gewöhnt. Wir rühmen unſere Religion nicht ſehr, wir preiſen ſie niemanden an, noch weniger dringen wir ſie jemanden auf — wir bemühen uns aber, es durch unſern Lebenswandel zu beweiſen, daß die

Religion, zu welcher wir uns bekennen, unter allen die beſte ſey. Wenn nun die Heyden ſehen, daß wir rechtſchaffne Leute ſind, die mit Vorſatz Niemanden kränken, Niemanden betrügen, vielmehr jedem, er ſey wer er wolle, gern helfen, ſo viel wir können: ſo bekommen ſie uns lieb, faſſen Zutrauen zu uns, gehen mit uns um, handeln mit uns. Dadurch werden ſie nach und nach gebeſſert, und legen ihre alten, böſen Gewohnheiten ab. Einige von ihnen beſuchen ſchon unſere Kirchen, und ſchicken ihre Kinder in unſere Schulen. Binnen hier und zwanzig Jahren wird man hoffentlich in hieſigem Lande keinen Heyden mehr finden. Hätten wir anders handeln, die Heyden bereden, oder gar zwingen wollen, ſich zu unſerer Religion zu bekennen: ſo würden wir ſie gegen uns erbittert, ſie würden unſere Religion verabſcheuet haben, und, wenn ſie zu derſelben getreten wären: ſo wäre doch ihr Herz nicht redlich geweſen. Mit unredlichen Leuten wollen wir aber nichts zu thun haben. Ein rechtſchaffner Heyde iſt uns lieber, als ein chriſtlicher Schurke.

Nun gieng der Prediger fort, und ließ mich alleine.

Da hatte ich nun Zeit genug, über das nachzudenken, was er mir geſagt hatte. Das wollte mir

mir freylich nicht recht in den Kopf, daß er geſagt hatte: ein rechtſchaffner Heyde iſt mir lieber, als ein chriſtlicher Schurke. Da ich der Sache aber weiter nachdachte: ſahe ich doch ein, daß er Recht habe. Denn was iſt denn ein chriſtlicher Schurke? ein Schurke, der ſich zur chriſtlichen Religion bekennt, folglich ein Unchriſt: denn ein wahrer Chriſt kann kein Schurke ſeyn. Jeſus hat ja nicht geſagt: am Glaubensbekenntniß ſoll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd; ſondern: daran ſoll Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habt. Und was iſt ein rechtſchaffner Heyde? ein rechtſchaffner Mann, der ſich zu einer Religion bekennt, die irrig iſt.

Da ſich zu des Herrn Oekonomie-Rath Stumpfs Altenburger Ackerſyſteme nicht Pränumeranten genug gefunden haben: ſo wird er es nicht ſchreiben, ſondern ſtatt deſſen ein Buch herausgeben, welches den Titel hat: Lehr- und Handbuch der geſammten Feld- und Hauswirthſchaft, und 3 1/2 Alphabet oder 80 Bogen ſtark werden wird. Wer es haben will, zahlt darauf 2 Laubthaler voraus, und ſchickt das Geld franco ein. Wer auf das Altenburger Ackerſyſtem bereits voraus bezahlt hat, zahlt noch 1 1/2 Laubthaler nach. Wer auf 50 Exemplare voraus bezahlt, hat das Recht, einen Zögling dem Herrn Oekonomie-Rathe zuzuſchicken, ohne daß er ein Jahr lang für Koſt, Logis und Lehre etwas bezahlet.

Der Bote
aus
Thüringen.

Viertes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Den folgenden Tag wurde mir der Platz angewieſen, wo ich arbeiten ſollte. Anfänglich wurde mir die Arbeit ſehr ſauer. Da ich ſie aber erſt einige Tage fortgeſetzt hatte: fühlte ich gar ſehr, daß ich mich dabey weit beſſer, als ſonſt, befand. Das Eſſen ſchmeckte, und bekam mir beſſer, der Schlaf war ſanfter, ich bekam mehr Kraft in die Arme, und ſpürte auch überhaupt, daß ich geſünder und munterer wurde.

Ich ſagte dieß meinem Aufſeher. Dieſer lächelte und antwortete: das wiſſen wir ſehr wohl. Deßwegen iſts bey uns gewöhnlich, daß jeder Menſch, Kinder, Weiber, Handwerksleute, Gelehrte, kurz jeder täglich ein Paar Stunden in freyer Luft mit Garten und Ackerbau ſich beſchäfftigen. Damit erſparen wir ſehr viel, die Arzeney, die Gewürze und die Federn in den

Betten, und ſind doch geſünder, als diejenigen, die Arzeney nehmen; unſere ungewürzten Speiſen ſchmecken uns beſſer, als andern ihre Mahlzeiten, die mit den theuerſten Gewürzen beſtreut ſind; und wir ſchlafen auf unſerm harten Lager auch ſanfter, als viele tauſend Menſchen auf ihren Federbetten. Wir haben deßwegen in unſerm Katechismus eine Frage, die lautet alſo:

Welches Geſchäffte muß denn jeder Menſch treiben, wenn er geſund und vergnügt bleiben will?

Antw. Den Garten- und Ackerbau.

Davon, ſagte ich, ſteht in meinem Katechismus kein Wort.

Das kann wohl ſeyn, fuhr er fort. Dagegen befindet ſich in eurem Katechismus auch ſehr vieles, davon in dem unſrigen kein Wort ſteht. Darüber wollen wir aber nicht diſputiren. Wir laſſen jedem, der zu uns kommt, ſeinen Katechismus; und ſo muß es auch ſeyn. Man darf Niemanden in ſeinem Glauben kränken. Unterdeſſen haben wir doch die Freude, zu ſehen, daß unſer Katechismus jedem Fremden, der zu uns kommt, gefällt, und daß ſie ihn nach und nach in ihren Häuſern einführen. Wir haben auch die Freude gehabt, mit unſerm Garten- und Ackerbau ſchon manche Seelencur zu verrichten.

Wie

Wie denn ſo? fragte ich.

Wir haben, fuhr er fort, einigemal den Fall gehabt, daß Leute zu uns kamen, die im Grunde ehrlich und brav waren, aber immer den Kopf hiengen, traurig umher giengen, und über geiſtliche Anfechtungen klagten. Wir ſuchten ſie, ſo viel als möglich, vor der Hand zu beruhigen; hernach lockten wir ſie auf den Acker und in den Garten, und brachten ſie dahin, daß ſie an den Gartenarbeiten Vergnügen fanden. Da währete es nicht lange, ſo waren ihre geiſtlichen Anfechtungen verſchwunden.

Wie geht denn dieß zu? fragte ich.

Das will ich dir, fuhr er fort, erklären. Sieh! die geiſtlichen Anfechtungen kommen gemeiniglich von dickem Blute, ſchwachen Nerven und einem ſchwachen Magen. Der Menſch, der ſolche Unordnungen in ſeinem Körper verſpüret, befindet ſich in beſtändiger Angſt und Bangigkeit, kann deßwegen leicht auf allerhand ſchreckliche Gedanken gerathen, die er geiſtliche Anfechtungen nennt. Du wirſt daher bemerkt haben, daß in deinem Vaterlande, wo es noch viele geiſtliche Anfechtungen gibt, diejenigen am mehreſten damit geplaget ſind, die immer in der Stube ſitzen.

Das iſt doch, fuhr ich fort, nicht immer der Fall. Ich habe einen Bauer gekannt, der

 faſt

faſt immer in dem Felde arbeitete, und doch auch über geiſtliche Anfechtungen klagte.

Das kann wohl ſeyn, antwortete mein Aufſeher. Bis itzo haben wir immer die Freude gehabt, zu ſehen, daß die geiſtlichen Anfechtungen ſich verlohren, wenn unſere neuen Mitbürger einige Wochen im Garten gearbeitet hatten. Unterdeſſen hatten wir doch auch einmal den Fall, daß unſere Cur nicht anſchlug. Es kam nämlich ein Sachſe zu uns, der ſich bald zu unſerer Gartenarbeit bequemte, aber doch immer lamentirte, daß er keine Ruhe für ſeine Seele finden könne.

Da nun das nächſtemal Synodus war —

J. Was iſt das, Synodus?

Auff. Es iſt eine Verſammlung der verſtändigſten Männer unſerer Provinz, die jeden Monat zuſammen kommt, und gemeinſchafftlich überlegt, wie da und dort Verbeſſerungen gemacht werden können, und wie den Mitbürgern, die ſich an Seel und Leib nicht wohl befinden, könne geholfen werden.

J. So! Auf dieſe Art iſt euer Synodus eine ganz andere Sache, als die unſrige. Wir haben bey uns auch einen Synodus. Dieſer beſchäfftigt ſich aber mit nichts, als mit der Reinigkeit der Lehre.

A. Was

Digitized by Google

A. Was uns betrifft: ſo ſorgen wir dafür, daß unſere Mitbürger einen reinen Verſtand und ein reines Herz bekommen. Iſt dieſes beydes rein: ſo iſt gewiß auch die Lehre rein. Ich erinnere mich, daß einmal das Waſſer, welches in unſerm Orte ſpringt, unrein wurde. Damals war eben ein Berliner bey uns angekommen, der ſich bey uns beliebt machen wollte, und deßwegen einige Vorſchläge that, wie man das Waſſer reinigen könnte. Der Präſident der Synode lächelte, da er ſeine Vorſchläge hörte, und ſagte: das iſt Spielerey! laßt die Quelle reinigen: ſo bekommt ihr auch reines Waſſer! Es wurden ſogleich einige Arbeiter abgeſchickt, die den Unrath wegſchaffen mußten, der ſich, ſeit einiger Zeit, in der Quelle geſammelt hatte, und den folgenden Tag hatten wir Waſſer, ſo helle, wie ein Cryſtall.

Wie es nun mit dem Waſſer iſt, ſo iſts auch mit der Lehre. Iſt der Verſtand aufgeklärt und das Herz rein: ſo kommt auch reine Lehre zum Vorſcheine. Iſts hingegen mit dem Verſtande nicht richtig, iſt das Herz laſterhaft: ſo bringen auch beyde nichts als dummes und böſes Zeug zum Vorſcheine.

Von dieſer Zeit an ſchmeckte mir die Arbeit noch beſſer. Wenn ſie mir bisweilen etwas ſauer wurde: ſo erinnerte ich mich wieder an das Geſpräch, das der Auſſeher mit mir geführet hatte. Mag es doch ſeyn, dachte ich dann, daß es dir etwas ſauer wird, kriegſt du es doch gut genug bezahlt, Geſundheit — Kraft — frohen Muth — Appetit zum Eſſen — ſanften Schlaf — das ſind ja lauter Sachen, wovon eine jede viel Geld werth iſt.

Wenn man den Menſchen nur dahin bringen könnte, daß er bey allen ſeinen Arbeiten recht bedächte, was für Nutzen er dadurch für ſich und andere ſtifte: ſo würde ihm alles leichte werden.

(Die Fortſetzung folgt).

Bey Herrn Chriſtian Andreas Salzmann zu Erfurt ſind alle Arten Sämereyen von Küchengewächſen, Futtergräſern, Spaniſchen und Lucerner Klee, wie auch Esparſette, um billige Preiſe zu haben.

Quittung.

Daß ich die 4 Laubthaler, zum Neujahrsgeſchenke für die Abgebrannten in Craule, von der Porcelanfabrik zu Wallendorf, erhalten habe, beſcheunige hiermit. Gotha, den 15ten Januar, 1792.

A. Kellner.

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünftes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Mich wird, fuhr ich fort, niemand über die Arbeit klagen hören. Will mir auch bisweilen der Geduldsfaden reißen, ſo denke ich immer an das Gute, das ich damit ſtifte. Arbeit, denke ich, macht dich verſtändiger, geſünder, ſchafft dir Nahrung, ſchafft andern Menſchen Nahrung, befördert ihre Wohlfahrt:

Arbeit macht des Lebens Lauf
Noch einmal ſo munter;
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht ſie unter.

Dann werde ich immer wieder froh, arbeite friſch drauf los, und wann dann, nach einem arbeitsvollen Tage, der Abend kommt: tauſend das iſt ein Abend! wie ſchmeckt das Eſſen! wie frölich bin ich bey meiner Familie! wie vergnügt ſchlafe ich ein! wie vergnügt erwache ich, wann

ich an die ſchwere Arbeit gedenke, die ich geen-digt habe. Was mich bey meiner Arbeit noch mehr auf heiterte, das war die ſchöne Gegend, die ich um mich her ſahe. Auf der einen Seite war eine lange Reihe von Bergen, die mit Wald bewachſen war, auf der andern das Meer. Die Gegend ſelbſt aber war ein großer Garten, wo man doch faſt alles antraf, was nur das Herz begehret. Alle Arten von Getrayde, Gemüſe, Klee, Flachs, die ſchönſten Obſtbäume, waren da in Menge zu ſehen. Eins aber fehlte doch, die Brache und die Viehzucht. Wenn ich an die Arbeit gieng, nahm ich bisweilen einen andern Weg, und ſahe mich allemal um, ob ich nicht einmal ein Stück Brachfeld, oder eine Heerde Vieh antreffen könnte. Umſonſt, es war alles für die Menſchen angebauet. Dieß wolte mir nicht in den Kopf. Als ich daher einmal mein Tagewerk geendigt hatte, und mit meinem Auf-ſeher nach Hauſe gieng: fragte ich ihn, woher komme es denn nur, das man bey euch kein Brachfeld ſieht?

A. Was iſt das Brachfeld?

J. Bey uns theilt man den Acker in 3 Theile, der eine heiſt das Winterfeld, der ande-re das Sommerfeld, der 3te die Brache. In das erſte ſäen wir Roggen und Weizen, in das andere

andere Gerſte und Hafer, in das dritte Nichts.

A. Gar nichts?

J. Gar nichts. Außer daß hier und da ein kleiner Fleck mit Klee beſäet oder mit Kartoffeln und andern Gemüſe, bepflanzet wird.

A. Wenn ihr alſo 900 Acker habt, ſo laßt ihr davon 300 immer wüſte liegen?

J. Allerdings. Nahe bey den Städten, z. E. bey Erfurt, habe ich es zwar auch ſo, wie bey euch angetroffen, das mehreſte Land iſt aber doch noch immer ſo eingetheilet, wie ich geſagt habe.

A. Das iſt ja ſonderbar! Entſteht denn da nicht bisweilen Mangel?

J. Genugmal. Ich habe es erlebet, daß einmal ſo eine große Noth entſtund, daß gar viele Leute verhungerten.

A. Gott erbarme dich! Wie darf man ſich aber darüber wundern, wenn ihr den dritten Theil eures Feldes immer wüſte liegen laſſet? Sag mir aber nur, warum thut ihr denn das?

J. Wir ſtehen in der Meynung, das Feld müſſe alle drey Jahre ruhen, damit es ſich nicht abtrage.

A. Ha! ha! ha! ihr ſeyd curioſe Leute. Wenn es nun ein Jahr geruhet hat, trägt es denn hernach mehr, als bey uns?

J. Das

J. Das kann ich nun nicht ſagen. Wahr iſts, das ich hier und da Felder angetroffen habe, wo die Früchte gar vortrefflich ſtunden, aber auch viele, wo kaum die Ausſaat wieder geerntet wurde, und einen Acker geſehen zu haben, worauf mehr gewachſen wäre, als auf den Eurigen, errinnere ich mich gar nicht. Tauſend was für Waizen auf dieſem Acker ſteht! Was für Hafer auf jenem! Was für eine unſägliche Menge von Klee, Kohl, Flachs, auf den übrigen!

A. Warum macht ihr es denn nicht auch ſo?

J. Es iſt nun einmal ſeit vielen hundert Jahren der Gebrauch ſo, daß wir Brache halten, und da denken wir, weil es unſere Vorfahren ſo gehalten hätten, die doch auch keine Narren waren, ſo müßten wir es auch ſo halten.

A. Darinne denken wir nun anders. Wir verachten zwar die Gebräuche unſerer Vorfahren auch nicht: wenn uns aber jemand etwas beſſers lehret: ſo probieren wir es. Finden wir nun, daß es wirklich beſſer ſey: ſo laſſen wir den alten Gebrauch weg, und nehmen den beſſern an.

J. Iſts denn aber wirklich beſſer, wenn man keine Brache hält?

A. Ich glaube gar, du willſt diſputiren? da kommſt du nicht recht an. Das Diſputiren

mag

mag vielleicht in Deutſchland Mode ſeyn. Bey uns iſt es nicht gewöhnlich. **Wir disputiren nicht, ſondern handeln.** Sieht nun der andere, daß unſere Art zu handeln gut ſey: ſo thut er es nach; glaubt er aber, daß ſie nichts tauge, nun ſo macht er es nach ſeinem Kopfe. Wozu ſoll man disputiren?

J. Lieber Freund, ich ſehe wohl, daß eure Aecker ohne Brache mehr eintragen, als die unſrigen mit der Brache. Aber ſag mir nur, wie ihr dieß anfangt? Wenn wir das Feld im dritten Jahre beſäen: ſo trägt es nichts. Ihr müßt doch beſondere Vortheile haben.

A. Das kann wohl ſeyn. Der erſte Vortheil, den wir haben, iſt dieſer: Wir düngen außerordentlich ſtark.

J. Woher bekommt ihr dann alle Düngung? Bey uns hat jeder Hauswirth ſeine Noth, daß er nur ſo viele Düngung zuſammen bringt, daß er jedes Jahr höchſt nothdürftig ſeinen Acker damit befahren kann.

A. Da möchte ich lieber gar keinen Acker haben, wenn ich ihn nicht hinlänglich düngen könnte. Daher hat bey uns niemand mehr Acker, als er mit ſeiner Düngung beſtreiten kann. Hernach muß ich dich doch fragen! womit düngt ihr denn?

J. Womit

J. Womit denn anders, als mit Miſt?

A. Vermuthlich von Thieren?

J. Ey freylich von Kühen, Pferden, Schaafen, und Schweinen.

Damit werdet ihr freylich nicht weit reichen. Bey uns benutzt man alles, was verfault zur Düngung. Jedes Haus hat hinter ſeinem Hofe verſchiedene Gruben, worinn alles geworfen wird, was man zuſammenbringen kann: Laub, Unkraut, Raſen, Sägeſpäne, Auskehricht, alte Lappen u. d. g. Nur ſieht jeder darauf, daß der Abfluß aus den Ställen hinein geleitet werde, und das jede Grube wenigſtens drey Jahre faule ehe ſie ausgeführt wird. Im Herbſte fahren wir nun dergleichen Gruben aus, und laſſen den Unrath dem Winter hindurch auf dem Felde liegen, damit ihn der Froſt recht auflöſe. Das wäre, unſer erſte Vortheil.

Der andere Vortheil, den wir haben, iſt dieſer, daß wir mit den Gewächſen, welche wir bauen, auf jedem Acker ſehr ſtark abwechſeln. Haben wir, auf einem Acker Kohl oder Waizen gebauet, ſo laſſen wir wohl 12 Jahre verſtreichen, ehe wir das nämliche wieder darauf bringen.

J. Warum thut ihr das?

A. Das will ich dir erklären.

Freſſen

Freſſen denn alle Thiere einerley?

J. Sieh mich doch nicht für gar zu dumm an!

A. Alſo glaubſt du doch, daß jedes Thier ſeine beſondere Nahrung habe. Eine andere hat das Rindvieh, eine andere die Pferde, eine andere die Hunde, eine andere die Schweine. So iſts gerade auch mit den Gewächſen; jedes hat ſeine beſondere Nahrung, die es durch die Wurzeln ausſaugt. Bring ich nun das folgende Jahr, oder ein Paar Jahre darauf das nämliche Gewächſe auf den Acker: ſo iſt ſeine Nahrung ſchon weggezogen, und es muß ſehr kümmerlich ſich nähren, wie ein Menſch, der an einem Tiſch kömmt, wo alles bis auf die Knochen aufgezehret iſt, an denen er nun noch nagen muß. Ließe man hingegen einen Hund an den Tiſch, ſo würde dieſer noch eine reichliche Mahlzeit finden. Und wenn ich mit den Gewächſen gehörig abwechſele, z. E. erſt den Acker mit Kohl bepflanze, dann Waizen, hierauf Roggen, ferner Spaniſchen Klee, dann Hafer u. ſ. w. ſäe, ſo findet jedes davon noch ſeine Nahrung, die ſich für die vorhergehenden Gewächſe nicht ſchickte, die ſie alſo in der Erde ließen. Aber freylich gehöret Kenntniß dazu. Man muß wiſſen

wiſſen, in welcher Ordnung man die Gewächſe muß abwechſeln laſſen.

J. Das iſt doch ſonderbar, wo lernt ihr denn das alles?

A. In der Schule. Aber es wundert mich, daß du dieß nicht weißt. Wir haben ja den größten Theil unſerer Weißheit deutſchen Büchern zu danken.

J. Und wie heiſen denn dieſe?

A. Da könnte ich dir gar viele nennen, die mir ſo gleich nicht beyfallen. Itzo beſinne ich mich nur auf eines, das iſt Reichards Land- und Gartenſchatz. *) Haſt du denn dergleichen Bücher in deiner Jugend nicht geleſen?

*) Dieſes nützliche Buch, welches beſonders für die Landleute in Thürigen ſehr brauchbar iſt, kann man in Erfurt, bey dem Buchdrucker, Herrn Nonne haben.

(Die Fortſetzung folgt).

In Gotha wird gegen das Ende des Februars eine Anzahl von Büchern an den Meiſtbiethenden verkauft. das Verzeichniß davon kann man, ohne Bezahlung, zu Gotha bey dem Herrn Auctionator Eckkard, und in der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal bekommen.

(Hiebey die 3te Fortſetzung des Verzeichniſſes der Schnepfenthäler Leihbibliothek.)

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Wie hätte ich denn, fragte ich, zu dieſen Büchern kommen ſollen? Ich habe in meiner Jugend kein anderes Buch kennen lernen, als die Bibel, das Geſangbuch, den Katechismus und den Calender.

A. So!!! Sonſt wüſte ich dir eben keinen Vortheil bey unſerm Ackerbau zu ſagen, als dieſen, daß wir unſere Länderey mehrentheils ſelbſt mit unſern eignen Händen bearbeiten. Dadurch ſind wir im Stande, ſie recht rein zuhalten und zu verbeſſern.

J. Wie iſt denn das möglich? ich dächte, da müßtet ihr euch zu Tode arbeiten.

A. Wenn wir uns zu Tode arbeiteten, ſo lebte ich ja nicht mehr. Es ſchaft ſich, halt, keiner mehr Länderey an, als er mit ſeiner Arbeit beſtreiten kann. Unſere Arbeit wird uns

F auch

Digitized by Google

auch dadurch um ein Merkliches erleichtert, daß die Aecker unmittelbar hinter unsern Häusern liegen. Dadurch ersparen wir viele Zeit, die sonst mit dem Hin und Hergehen zugebracht wird. Und viele Kosten, die man auf Ausführung der Düngung und Einführung der Früchte, bey entlegenen Ländereyen, verwenden muß. Giebt es ja bisweilen etwas viel zu thun: so laſſen wir zehen bis zwölf Kinder aus den Erziehungshäuſern kommen, die gegen eine geringe Bezahlung viele Arbeit thun.

J. Was het es denn mit den Erziehungshäuſern für eine Bewandniß?

A. Du ſollſt ſie bald näher kennen lernen. Biſt du denn aber nun überzeuget, daß es gut iſt, wenn man die Brache abſchafft?

J. Nein.

A. So biſt du doch ein Erzſtreitkopf. Was mich betrifft, ſo ſtreite ich nun mit dir durchaus nicht. Einſt muß ich dich aber doch noch fragen: warum glaubſt du denn noch nicht, daß es gut ſey, die Brache abzuſchaffen?

J. Weil ihr kein Vieh halten könnt. Wovon ſoll denn das Vieh leben, wenn es keine Weide hat? und wo ſoll es denn Weide finden, wenn alle Aecker beſäet und bepflanzet iſt?

A. Ha!

A. Ha! ha! ha! wenn du weiter nichts einzuwenden haſt: ſo ſchweige ja ſtille! das vorzüglichſte Vieh, welches der Landmann zu halten pflegt, ſind Rinder und Schafe. Komm mit in meinen Rinderſtall! und ſiehe und urtheile ſelbſt, wie es mit der Rindviehzucht bey uns ſtehe!

Wir kamen bald bey ſeinem Stalle an, und ich machte ſchrecklich große Augen, da er ihn öffnete. Drey Kühe und ein Stier ſtunden da, ſo groß und ſo gut bey Leibe, wie ich ſie in meinem Geburtsorte, wo das Rindvieh durchaus klein und hager war, nie geſehen habe.

A. Na! Haben wir keine Viehzucht? wie gefallen dir dieſe Rinder?

J. Vortreflich! Aber wo habt ihr denn eure Weide?

A. Wir haben gar keine Weide für das Rindvieh.

J. Keine Weide? und doch Rindvieh? Womit ernährt ihr es denn?

A. Hiermit! (Indem er mir eine Handvoll Spaniſchen, eine Handvoll Lucerner Klee, und eine Handvoll Esparſette zeigte). Dieß wächſt bey uns auf dem Lande, das bey euch Brache liegt. Und um dieſe 4 Stücke Vieh zu ernähren, brauche ich nicht ſo viel Land, als ihr.

J. Ganz

J. Ganz gut! aber dieſe Kleearten anzubauen, wie viel mag das koſten!

A. Freylich koſtet es etwas, aber gewiß nicht ſoviel, als das Umpflügen eurer Brache. Wenn der Lucerner Klee und die Esparſette einmal angebauet ſind, ſo koſten ſie faſt gar nichts mehr. Ich benutze ſie zwanzig bis vier und zwanzig Jahre. Der Spaniſche Klee koſtet auch ſehr wenig. Dieſes Jahr ſäe ich ihn über die Gerſte oder den Hafer, und brauche alſo ihn nicht beſonders unter zupflügen. Das folgende Jahr ſteht er da, wie ein Wald, und ich kann ihn, wenigſtens dreymal mähen laſſen. Im Herbſte laſſe ich ihn umpflügen, und bekomme dadurch eine gute Düngung; weil die verfaulten Wurzeln den Früchten, die ich im folgenden Frühjahre darauf ſäe, eine gute Nahrung geben. Der ganze Aufwand, den ich darauf mache, iſt die Düngnng, welche ich, den Winter über, darauf führen laſſe, und dieſe haben wir ja, wie du ſchon weißt, bey uns im Ueberfluß. Wo ihr aber eure Düngung hernehmt? das möchte ich doch wiſſen. Wenn das Rindvieh beſtändig auf der Weide iſt: ſo läßt es ja ſeinen Miſt fallen.

J. Das iſt freylich wahr.

A. Bey uns geht aber nichts verlohren. Und daß unſer Vieh mehr Milch gebe als wie das Eurige, das glaube ich ganz gewiß. Muß denn ein Vieh nicht mehr Milch geben, das den ganzen Tag vollauf von dem nahrhafteſten Futter zu freſſen hat, als ein anders, das ſeine Nahrung mühſelig auf dem Lande zuſammen ſtoppeln muß? glaubſt du denn nun, daß es gut ſey, die Brache abzuſchaffen?

J. Noch nicht ganz.

A. Noch nicht ganz? und warum denn nicht?

J. Weil ich gar nicht begreifen kann, wovon ihr die Schaafe unterhalten wollet.

A. Die Schaafe? darüber will ich dir meine Meinung ſagen. Wir haben bey uns lange Zeit überleget, ob wir Schaafe halten oder nicht halten ſollten? da that denn vor drey Jahren endlich unſer Synodus den Ausſpruch: Das ſchädlchſte unter allen Thieren, für ein gut angebauetes Land iſt das Schaaf.

J. Was ſagſt du? daß Schaaf wäre das ſchädlichſte Thier.

A. Allerdings, merke aber wohl für ein gut angebauetes Land; für ein Land deſſen Einwohner den Ackerbau recht verſtehen.

J. Das kann ich nicht begreifen.

A. Und

A. Und es iſt doch gar zu leicht zu begreifen. Daß unſer Land ſo ſchön angebauet iſt, daß es ſo reichlich trägt, daß du ſo vielerley Arten von Getrayde, Gemüße, Futtergräßern, Bäumen, hier ſiehſt, das gefällt dir, und du haſt mir ſelbſt geſagt, es wäre bey uns ſo ſchöne, wie im Paradieſe. Haſt du denn aber auch ſchon dran gedacht, daß dieß vorzüglich daher komme, weil wir keine Schaafe halten; ſobald wir die Schaafe in unſere Flur treiben wollten: ſo ruinirten ſie ja alles: daß Gemüße, die Futtergräßer fräßen ſie ab, die Bäume beſchädigten ſie. Siehſt du denn nun ein, daß ein Schaaf das ſchädlichſte Thier ſey?

J. Das wohl, es hat aber doch auch ſeinen Nutzen.

A. Ey freylich. Alle Thiere haben ihren Nutzen, auch die wilden Schweine. Wäre es aber nicht lächerlich, wenn wir unſere Flur den Sommer über durch wilde Schweine wollten verwüſten laſſen, damit wir im Winter einige davon verzehren könnten? würde uns das Pfund Schweins Wildpret nicht über einen Thaler zuſtehen kommen? Eben ſo lächerlich iſts aber, wenn man ſeine Flur grosentheils unangebauet den Schaafen überläßt, um das Bischen

chen Wolle und Fleiſch zu bekommen, das man von ihnen zieht. Wenn ihr rechnet, was ein Schaaf das Jahrlang verwüſtet, und was auf dem Lande, auf welches es getrieben wird, wachſen könnte: ſo kommt euch jedes Pfund Fleiſch, jedes Pfund Wolle, auf einen Thaler zu ſtehen.

J. Das iſt doch wohl ein Bischen zuviel gerechnet.

J. Gar nicht. Wenn dieſes Vieh auf der Weide keine Noth leiden ſoll: ſo muß ich doch wenigſtens für jedes Stück einen Morgen (einen Acker) wüſte liegen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt).

Im Jenner haben ſich zur chriſtlichen Hauspoſtille, welche itzo unter der Preſſe iſt, folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Cand. Touton in Monjoye	6 Ex.
— Schullehrer Schleip in Ebenheim	1
Frau von Graſſau in Langenſalz	1
— Bürgerm. Weiß daſelbſt	1
Herr Poſtſecrt. Michaelis in Blankenburg	1
— Rect. Leopold daſelbſt	1
— Obercom. Böhlke daſelbſt	1
— Kaufm. Uhde daſelbſt	1
— Choriſt Räber daſelbſt	1
— Lungershauſen in Bendleben	1
— Steinbach daſelbſt	1
— Schenk in der Ruhl	2

Herr

— Braunſchweig in Caſſel		2
— Hippold in Waltershauſen		1
— Pf. Sucro in Quedlinburg		1
— Schulm. Wohlfahrt in Burgwerben		2
— Schulm. Mittendorf in Hintbergen		3
— Amtsadvoc. Welker in Georgenthal		1
— Schulm. Relß in Neukirchen		2
— Erdmann in Ebenheim		1
— Rauſchenberg in Büchig		1
Mad. Welker in Gotha		1
Herr Cand. Reinhold in Mühlhauſen		3
— Cand. Vogel in Queienfeld		12
— Hyneck in Schwarza		2
— Pf. Thamerus in Rober		1
— Joh. Ernſt Semper in Rüxleben		3
— Pf. Wüſtenfeld in Großenrode		1
— Pf. Michaelis in Börnecke		1
— Maj. v. Blankenſtein in Langenſalz		1
— Stud. Kämmel in Leipzig		6
— Georg Friedr. Reich in Ulm		6
— Logiscom. Ulrich in Göttingen		7
— D. Vogneß in Waltershauſen		1
— Haun in Erfurt		12
— Pf. Reinhard in Stettfeld		1
— Sup. Saalmüller in Römhild		1
— Diak. Berger daſelbſt		1
— Herr Cand. Berger daſelbſt		1
— Hofbuchh. Haniſch in Hildburghauſen		1
	Summa	94

Mit dieſem Stücke wird das Titelkupfer aus-gegeben.

Der Bote aus Thüringen.

Siebentes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Das müßte aber ſehr ſchlecht ſeyn, fuhr der Americaner fort, wenn mir ein gut angebauter und bepflanzter Morgen, nicht jährlich wenigſtens zehen Thaler reinen Gewinn einbringen ſollte. Glaubſt du denn wohl, daß du von einem Schaafe das Jahrlang ſo viel gewinneſt? Und nun bedenk noch dieſes, daß ſich das Schaaf ſo leicht faul frißt? wenn man auch einmal ein Jahr hat, in welchem man von der Schaafzucht etwas zugewinnen glaubt; ſo kommt im nächſten Jahre die Fäule, und die Heerde ſtirbt mit einander dahin.

J. Es will mir noch nicht recht in den Kopf. Wenns alles wirklich ſo wäre, wie du mir da ſagſt, warum hielten denn unſere Landwirthe ſo viel auf die Schaafzucht?

A. Das kommt daher: weil ſie den Ackerbau nicht recht verſtehen; weil ſie nicht berechnen,

— Braunſchweig in Caſſel	2
— Hippold in Waltershauſen	1
— Pf. Sucro in Quedlinburg	1
— Schulm. Wohlfahrt in Burgwerben	2
— Schulm. Mittendorf in Hintbergen	3
— Amtsadvoc. Welker in Georgenthal	1
— Schulm. Relß in Neukirchen	2
— Erdmann in Ebenheim	1
— Rauſchenberg in Büchig	1
Mad. Welker in Gotha	1
Herr Cand. Reinhold in Mühlhauſen	3
— Cand. Vogel in Queienfeld	12
— Hyneck in Schwarza	2
— Pf. Thamerus in Rober	1
— Joh. Ernſt Semper in Rüxleben	3
— Pf. Wüſtenfeld in Großenrode	1
— Pf. Michaelis in Börnecke	1
— Maj. v. Blankenſtein in Langenſalz	1
— Stud. Kämmel in Leipzig	6
— Georg Friedr. Reich in Ulm	6
— Logiscom. Ulrich in Göttingen	7
— D. Vogneß in Waltershauſen	1
— Haun in Erfurt	12
— Pf. Reinhard in Stettfeld	1
— Sup. Saalmüller in Römhild	1
— Diak. Berger daſelbſt	1
— Herr Cand. Berger daſelbſt	1
— Hofbuchh. Haniſch in Hildburghauſen	1
Summa	94

Mit dieſem Stücke wird das Titelkupfer ausgegeben.

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebentes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Das müßte aber ſehr ſchlecht ſeyn, fuhr der Americaner fort, wenn mir ein gut angebauter und bepflanzter Morgen, nicht jährlich wenigſtens zehen Thaler reinen Gewinn einbringen ſollte. Glaubſt du denn wohl, daß du von einem Schaa-ſe das Jahrlang ſo viel gewinneſt? Und nun bedenk noch dieſes, daß ſich das Schaaf ſo leicht faul frißt? wenn man auch einmal ein Jahr hat, in welchem man von der Schaafzucht etwas zugewinnen glaubt: ſo kommt im nächſten Jahre die Fäule, und die Heerde ſtirbt mit einander dahin.

J. Es will mir noch nicht recht in den Kopf. Wenns alles wirklich ſo wäre, wie du mir da ſagſt, warum hielten denn unſere Landwirthe ſo viel auf die Schaafzucht?

A. Das kommt daher: weil ſie den Ackerbau nicht recht verſtehen; weil ſie nicht berechnen,

Digitized by Google

wie viel an Gemüße, Getraide, Klee, Bäumen auf dem Lande wachſen könnte, welches ſie für die Schaafe wüſte liegen laſſen.

J. Hum! auf dieſe Art müßte man ja die Schaafe ganz abſchaffen?

A. Freylich! in einem Lande, das auf das beſte angebauet werden ſoll. Ehe die Leute aber ſich ſo vermehmen, und klug werden, daß alles Land gut angewendet würde, können noch manche hundert Jahre hingehen. In dieſer Zeit wird es noch wüſtes Land genug geben, das man den Schaafen zur Weide überlaſſen kann. Wir ſelbſt halten in unſerm Orte über tauſend Stück Schaafe.

J. Wovon ernährt ihr ſie denn? doch nicht von der Luft?

A. Auch mit: denn geſunde Luft, und geſundes Waſſer, ſind den Schaafen ſo nöthig, als gutes Futter. Auſſer der Luft und dem Waſſer, haben wir aber doch noch etwas, wovon wir eine Menge Schaafe ernähren können. Siehſt du dieſe Reihe Berge? dieſe Waldungen? dieſe Gegend iſt noch unangebauet; da leben nur Wilde, welche den Ackerbau nicht verſtehen. Dort weiden Schaafe zu tauſenden; dort hegen wir auch große Strecken zu Wieſen, mähen ſie ab, und trocknen das Graß zum Winter-Futter.

J. Das

J. Das geht wohl bey euch an, aber nicht bey uns. Wir haben keine ſo große Strecken unangebauetes Land, keine Wilde, in deren Gehege, man die Schaafe treiben könnte.

A. Da dürſt ihr halt, keine Schaafe halten.

J. Woher wollten wir denn die Wolle bekommen?

A. Bauet ihr denn in deinem Vaterlande Reiß?

J. Meines Wiſſens nicht.

A. Habt ihr denn aber Reiß?

J. Genug!

A. Nun ſo werdet ihr auch Wolle genug haben, wenn ihr auch keine Schaafe mehr haltet. Wenn wir bey uns unſere Haushaltung einrichten: ſo überlegen wir allemahl erſt: von welcher Art Vieh haſt du den mehreſten Nutzen? welche Gewächſe bringen dir den mehreſten Vortheil? Und was uns den mehreſten Nutzen und Vortheil bringt, das ziehen wir und bauen es an, und bekümmern uns gar nicht darum, woher das kommen ſoll, was wir nicht ziehen und nicht anbauen.

J. Wenn nun aber alle Menſchen ſo denken, und alle die Schaafe abſchaffen wollten, ſo hätten wir ja am Ende gar keine Wolle mehr.

A. Und wenn alle Menſchen ſo, wie deine Landsleute denken, und Niemand mehr Reiß bauen wollte: ſo hätten wir ja gar keinen Reiß mehr.

J. Das wird nun wohl ſo leicht nicht geſchehen. Wo der Reiß gut thut, da wird man ihn wohl immer fortbauen.

A. Und wo die Schaafe gut thun, wird man ſie wohl immer fort halten.

J. Aber —

A. Noch ein Aber? ſo ſag denn dein Aber! Ich ſage dir aber auch, daß dieß das letzte Aber iſt, das ich dir beantworte! Wir haben hier zu Lande ſo viel zu thun, daß uns zum diſputiren keine Zeit übrig bleibt: Wie heiſt denn dein Aber?

J. Aber wenn wir die Wolle aus fremden Landen ſollten kommen laſſen: ſo würde ſie weit mehr koſten, als wenn wir ſie ſelbſt ziehen.

A. Weißt du, was ich dann thun würde, wenn ich an deiner Stelle wäre?

J. Was denn?

A. Ich würde mir das wollene Zeug nach und nach abgewöhnen. Ich muß dir, im Vertrauen ſagen, daß wir ſchon einigemal über deine Kleidung gelacht haben. Du biſt ja ganz in Wolle geſteckt und geknöpft. Und ſieh einmal mich an! ich habe keinen wollenen Faden an mir.

J. Ich habe mich ſchon lange darüber gewundert. Bey uns glaubt man, daß man bey einer ſo leichten Kleidung krank werden würde.

A. Und ich bin doch nicht krank, und in unſerm ganzen Lande iſt faſt niemand krank, obgleich alle Einwohner ſo gekleidet ſind, wie ich. Iſts denn in deinem Vaterlande eben ſo? giebts denn da auch ſo wenige Kranke, wie bey uns?

J. (Kratzte mich hinter den Ohren).

A. Nu? was kratzeſt du dich denn? antworte doch!

J. Bey uns iſt faſt kein Haus, wo alle Menſchen geſund wären.

A. Und mummet euch doch alle in wollenes Zeug ein? lieber Freund! darüber wundre ich mich gar nicht, daß ihr ſo viele Kranke unter euch habt, aber darüber wundre ich mich, daß noch ſo viele unter euch geſund ſind. Ihr verſteht ja gar nicht wie man ſeine Geſundheit erhalten ſoll; wie könnt ihr denn da geſund bleiben?

Laß uns einmal deine Kleidung durchmuſtern! wollene Strümpfe! wozu denn dieſe?

J. Es iſt mir auch ſchon einmal geſagt worden daß ſie nicht geſund wären! Unterdeſſen haben wir bey uns das Sprüchwort: halt Kopf und Füſſe warm!

A. Und wozu denn? vielleicht daß ihr wollt krank werden?

J. Nicht doch, daß wir wollen gesund bleiben.

A. O ihr Leute! habt ihr nicht curioſe Meynungen! Die Wolle reibt ja beſtändig an den Füſſen, dadurch entſteht Schwitzen, und wenn der Schweiß ſich ſammelt, ſo verurſacht er einen widrigen Geruch. Daher mag es wohl kommen, daß man manchen Europäer weiter riecht, als man ihn ſieht.

J. Wir glauben aber das wäre gut, wenn die Füße ſtark ſchwitzten; auf dieſe Art giengen viele Unreinigkeiten fort.

A. Wo kommen denn die Unreinigkeiten bey mir hin? ich trage ja Jahr aus Jahr ein leinene Strümpfe. Der Menſch dünſtet unaufhörlich aus. Wenn er nun fleißig arbeitet: ſo wird durch die Ausdünſtung alles Ueberflüßige fortgeſchafft. Wozu ſoll alſo durch die unnatürliche Wärme der Füße die Unreinigkeit mit Gewalt dahin getrieben werden? dadurch muß ja nothwendig Gicht und Podagra und eine Menge andere Krankheiten entſtehen; die man bey uns nur den Namen nach kennt.

J. Dieß kann ich nun nicht leugnen, das Podagra, haben bey uns viele Leute.

A. Und

A. Und hielten doch die Füße warm? das iſt doch curios. Hernach, wie ſiehts denn aus, wenn ihr die Füße einmal erkältet? wenn ſie bey euren Arbeiten und auf euren Reiſen naß werden? Iſts nicht wahr, da bekommt ihr Schnupfen, Katharr und allerley andere Plagen mehr?

J. Freylich. Unſer Herr Stadtſchreiber ſtarb daran, daß er die Füße erkältet hatte.

A. Da ſiehſt du es ja! wenn ich die Füße von Jugend auf an die Kälte gewöhne, ſo werden ſie ja nothwendig der Kälte gewohnt, und die Erkältung ſchadet ihnen nicht mehr. Und wozu tragt ihr denn wollene Hoſen? — *)

Wir

*) Hier erzählte der Americaner eine Menge Leiden und Plagen, welche aus wollenen Hoſen entſpringen, welche hier anzuführen nicht ſchicklich iſt: weil dieſes Blut von Jungen und Alten, von Leuten die Hoſen tragen, und auch von ſolchen die keine tragen, geleſen wird. Alles aber, was der Americaner ſagte ſteht bereits in Salzmanns pädagogiſchem Bedenken über die merkwürdige Schrift des H. Hofrath Fauſts welche in den Händen vieler Leſer des Botens aus Thüringen ſich befindet.

Wir halten es bey uns ſo, unſere gewöhnliche Kleidung iſt Leinen. Dieſe iſt viel reinlicher als die wollene, in welcher ſich immer Staub und Schmuz ſammelt. Wird die leinene Kleidung ſchmutzig: ſo giebt man ſie halt in die Wäſche: ſo wird ſie wieder ſo weiß, wie ein gefallener Schnee. Nur im Winter bedienen wir uns eines wollenen Oberrocks, und wenn wir fahren, eines Mantels. Aber, lieber Deutſcher! wir plaudern zu viel! meine Geſchäfte rufen mich; leb wohl!

(Die Fortſetzung folgt).

Herr Hofprediger Schwarz zu Coburg wird eine Sammlung von Predigten unter folgendem Titel heraus geben: **Predigten über ſolche Wahrheiten der Sittenlehre Jeſu, die in unſern Zeiten einer vorzüglichen Beherzigung werth ſeyn dürfen.**

Wer dieſe Predigten, die ein Alphabet, oder 23 Bogen, ſtark ſeyn werden, zu beſitzen wünſcht, zahlt darauf ſechzehn gute Groſchen voraus, und ſchickt das Geld franco ein, entweder an den Herrn Verfaſſer, oder an den Verleger Herrn Ahl zu Coburg. Wer auf 9 Exemplare voraus bezahlt, bekommt das zehnte frey. Die Materien die in dieſen Predigten abgehandelt werden, ſind recht gut gewählt.

Herr Bergrath Bechſtein läßt itzo drucken: **Kurze aber gründliche Muſterung aller bisher, mit Recht oder Unrecht, vom Jäger als ſchädlich geachteten und getödeten Thiere, nebſt Aufzählung einiger wirklich ſchädlichen, die er, ſeinen Berufe nach, nicht dafür erkennt,**

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Achtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Den nächſten Sonntag gieng ich wieder in die Kirche und hörete eine Predigt: Ueber die Pflicht des Chriſten jede gute Neuerung zu befördern. Der Prediger ſagte, der größte Neuerer, der jemals gelebt hätte, wäre Jeſus Chriſtus, und wer ſein ächter Jünger ſeyn wollte, müſſe auch immer neuern; er müſſe den alten Menſchen ausziehen, d. i. die alten Irrthümer und Vorurtheile ablegen, den alten Sauerteig ausfegen, die alten Schläuche wegwerfen, keinen alten Lappen auf ein neues Kleid flicken, ſondern den neuen Menſchen anziehen. Hierauf zeigte er, wie glücklich man in America lebe: weil man ſo viel Altes, Unnützes, Schädliches, abgeſchafft habe, und Freyheit haben jede gute, nützliche Neuerung zu befördern. Da die Kirche geendigt war: bekam ich einen

H Boten

Boten von dem Vorſteher, der mir ſagen ließ, wenn ich mich heute im Orte umſehen wollte: ſo würde der Prediger bereit ſeyn, mich herum zu führen. Ich hatte darüber eine groſe Freude, und der Bote ſagte, um vier Uhr würde der Prediger mich abrufen.

Da er kam, druckte er mir treuherzig die Hand, und ſagte: ſo komm denn mit lieber Deutſcher! und ſiehe, wie du mit unſern Einrichtungen zufrieden biſt!

Er führte mich zu einem groſſen Garten, über deſſen Thore die Worte ſtunden:

Was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig, und ſahe mir, da ich es las, ernſtlich in die Augen.

Nun öfnete er das Thor, und ich ſahe in einen groſſen Garten, der aus Alleen, von allerley Bäumen beſtand, übrigens unangebauet war. Ohne ein Wort zu ſagen, ließ er mich hinein gehen. Ich that es, aber es ſchauerte mir durch alle Glieder, da ich jezt ein paar Schritte vorwärts gieng und bemerkte, daß zwiſchen den Reihen der Bäume lauter Steine gelegt waren. Gleich bey dem erſten blieb ich ſtehen, und las darauf folgende Worte: Hier verweſet der Körper Chriſtian Eggerſens aus

Kop-

Koppenhagen. Er kam auf dieſer Erde an den 5ten Decemb. 1700 und gieng ab den 11ten Juni. 1765. Friede ſey mit ihm! Er erzog unſerer Gemeinde 6 rechtſchaffene Mitglieder.]

Nun wußte ich, wo ich war.

Mein Begleiter faßte mich bey der Hand, und ſagte: verſiehſt du nun die Worte, die über dem Eingange ſtehen?

Ich glaube wohl, antwortete ich. Das Sichtbare iſt der Leib, der hier verweſet, und das Unſichtbare der Geiſt, der zu Gott gegangen iſt.

Ganz Recht! antwortete der Prediger. Es gehöret aber nur noch etwas mehreres dazu. Sichtbar war auch der Reichthum, den ſich dieſer Mann durch ſeinen Fleiß erwarb, aber, unſichtbar ſeine Klugheit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſein Vertrauen zu Gott. Jener iſt nun nicht mehr da, aber das Unſichtbare, iſt ihm in eine andere Welt nachgefolgt und bleibt ewig *). Einige Minuten lang ſtund ich in Gedanken und

*) Dieß waren die Schätze, die er ſich für den Himmel ſammelte, wo die Diebe nicht nach graben, und die der Roſt und die Motten nicht freſſen.

auf allen Seiten ſtunden bibliſche Sprüche, und Lobeserhebungen.

A. Da ſiehſt du alſo, was dabey heraus kommt, wenn jede Familie auf die Grabſteine ihre Anverwandten ſetzen laſſen darf, was ſie will. Der rechtſchaffenſte, aber arme, Mann bekommt auf dieſe Art keinen, und der reiche Schurke einen ſehr prächtigen Grabſtein.

Wir halten es bey uns ſo: Wenn jemand aus der Welt gegangen iſt: ſo fragen wir ſeine Anverwandten, ob ſie ihm den Grabſtein wollen ſetzen laſſen, oder ob es die Gemeine thun ſoll? Wählt ſie das erſtere: ſo kann ſie den Körper beerdigen laſſen, wo ſie will, nur auf unſerm gemeinen Gottesacker nicht. Dieß geſchieht aber äuſſerſt ſelten. Nur einmal iſt bey uns der Fall vorgekommen, da ein Mann ſtarb, der blos von ſeinen Intereſſen lebte, und gar nichts für das gemeine Beſte thun wollte. Dieſen ließ die Familie in einem Garten begraben, und ihm ein Denkmal von Marmor, und große Lobſprüche darauf ſetzen. Voriges Jahr iſt es aber von der Familie ſelbſt wieder weggenommen worden: weil alle, die den Garten beſuchten, darüber lachten. Läßt aber eine Familie ihren Anverwanden durch die Gemeine ein Denkmahl

er-

errichten: ſo wird vor der Beerdigung ſeines Körpers ein Todengericht über ihn gehalten.

J. Ein Todengericht? Was iſt denn das?

A. Du ſollſt heute eins ſehen!

Hierauf faßte er mich bey der Hand, und führte mich durch den ganzen Gottesacker bis ans Ende, wo ein Haus ſtund.

J. Wozu iſt dieß Haus?

A. Du wirſt es gleich ſehen. Hierauf öffnete er das Haus, und dann ein Zimmer. Gott! wie erſchrack ich, als er es eröffnete! der Körper einer alten Frau lag da in einen Sarge, der das ganze Zimmer mit einem übeln Geruche erfüllte, obgleich die Fenſter geöffnet waren.

J. Was iſt denn das?

A. Der Körper unſerer braven Wehemutter.

J. Warum begrabt ihr ihn denn nicht?

A. Heute ſoll er begraben werden.

J. Warum habt ihr ihn denn nicht längſt begraben?

A. Weil er erſt riechen ſollte.

J. Warum mußte er denn erſt riechen.

A. Deßwegen, damit wir gewiß wüßten, daß die Seele nicht mehr in demſelben ſey.

J. Ach! ihr ſeyd kluge Leute! Ja das ſeyd ihr, da ich in Erfurt war, begrub man einen Tuchmacher.

A. Den

wie viel an Gemüße, Getraide, Klee, Bäumen auf dem Lande wachſen könnte, welches ſie für die Schaafe wüſte liegen laſſen.

J. Hum! auf dieſe Art müßte man ja die Schaafe ganz abſchaffen?

A. Freylich! in einem Lande, das auf das beſte angebauet werden ſoll. Ehe die Leute aber ſich ſo vermehmen, und klug werden, daß alles Land gut angewendet würde, können noch manche hundert Jahre hingehen. In dieſer Zeit wird es noch wüſtes Land genug geben, das man den Schaafen zur Weide überlaſſen kann. Wir ſelbſt halten in unſerm Orte über tauſend Stück Schaafe.

J. Wovon ernährt ihr ſie denn? doch nicht von der Luft?

A. Auch mit: denn geſunde Luft, und geſundes Waſſer, ſind den Schaafen ſo nöthig, als gutes Futter. Auſſer der Luft und dem Waſſer, haben wir aber doch noch etwas, wovon wir eine Menge Schaafe ernähren können. Siehſt du dieſe Reihe Berge? dieſe Waldungen? dieſe Gegend iſt noch unangebauet; da leben nur Wilde, welche den Ackerbau nicht verſtehen. Dort weiden Schaafe zu tauſenden; dort hegen wir auch große Strecken zu Wieſen, mähen ſie ab, und trocknen das Graß zum Winter-Futter.

J. Das

J. Das geht wohl bey euch an, aber nicht bey uns. Wir haben keine ſo groſze Strecken unangebauetes Land, keine Wilde, in deren Gehege, man die Schaafe treiben könnte.

A. Da dürft ihr halt, keine Schaafe halten.

J. Woher wollten wir denn die Wolle bekommen?

A. Bauet ihr denn in deinem Vaterlande Reiß?

J. Meines Wiſſens nicht.

A. Habt ihr denn aber Reiß?

J. Genug!

A. Nun ſo werdet ihr auch Wolle genug haben, wenn ihr auch keine Schaafe mehr haltet. Wenn wir bey uns unſere Haushaltung einrichten; ſo überlegen wir allemahl erſt: von welcher Art Vieh haſt du den mehreſten Nutzen? welche Gewächſe bringen dir den mehreſten Vortheil? Und was uns den mehreſten Nutzen und Vortheil bringt, das ziehen wir und bauen es an, und bekümmern uns gar nicht darum, woher das kommen ſoll, was wir nicht ziehen und nicht anbauen.

J. Wenn nun aber alle Menſchen ſo denken, und alle die Schaafe abſchaffen wollten, ſo hätten wir ja am Ende gar keine Wolle mehr.

A. Und wenn alle Menſchen ſo, wie deine Landsleute denken, und Niemand mehr Reiß bauen wollte: ſo hätten wir ja gar keinen Reiß mehr.

J. Das wird nun wohl ſo leicht nicht geſchehen. Wo der Reiß gut thut, da wird man ihn wohl immer fortbauen.

A. Und wo die Schaafe gut thun, wird man ſie wohl immer fort halten.

J. Aber —

A. Noch ein Aber? ſo ſag denn dein Aber! Ich ſage dir aber auch, daß dieß das letzte Aber iſt, das ich dir beantworte! Wir haben hier zu Lande ſo viel zu thun, daß uns zum diſputiren keine Zeit übrig bleibt: Wie heiſt denn dein Aber?

J. Aber wenn wir die Wolle aus fremden Landen ſollten kommen laſſen: ſo würde ſie weit mehr koſten, als wenn wir ſie ſelbſt ziehen.

A. Weißt du, was ich dann thun würde, wenn ich an deiner Stelle wäre?

J. Was denn?

A. Ich würde mir das wollene Zeug nach und nach abgewöhnen. Ich muß dir, im Vertrauen ſagen, daß wir ſchon einigemal über deine Kleidung gelacht haben. Du biſt ja ganz in Wolle geſteckt und geknöpft. Und ſieh einmal mich an! ich habe keinen wollenen Faden an mir.

J. Ich habe mich ſchon lange darüber gewundert. Bey uns glaubt man, daß man bey einer ſo leichten Kleidung krank werden würde.

A. Und ich bin doch nicht krank, und in unſerm ganzen Lande iſt faſt niemand krank, obgleich alle Einwohner ſo gekleidet ſind, wie ich. Iſts denn in deinem Vaterlande eben ſo? giebts denn da auch ſo wenige Kranke, wie bey uns?

J. (Kraßte mich hinter den Ohren).

A. Nu? was kratzeſt du dich denn? antworte doch!

J. Bey uns iſt faſt kein Haus, wo alle Menſchen geſund wären.

A. Und mummet euch doch alle in wollenes Zeug ein? lieber Freund! darüber wundre ich mich gar nicht, daß ihr ſo viele Kranke unter euch habt, aber darüber wundre ich mich, daß noch ſo viele unter euch geſund ſind. Ihr verſteht ja gar nicht wie man ſeine Geſundheit erhalten ſoll; wie könnt ihr denn da geſund bleiben?

Laß uns einmal deine Kleidung durchmuſtern! wollene Strümpfe! wozu denn dieſe?

J. Es iſt mir auch ſchon einmal geſagt worden daß ſie nicht geſund wären! Unterdeſſen haben wir bey uns das Sprüchwort: halt Kopf und Füſſe warm!

A. Und wozu denn? vielleicht daß ihr wollt krank werden?

J. Nicht doch, daß wir wollen geſund bleiben.

A. O ihr Leute! habt ihr nicht curioſe Meynungen! Die Wolle reibt ja beſtändig an den Füſſen, dadurch entſteht Schwitzen, und wenn der Schweiß ſich ſammelt, ſo verurſacht er einen widrigen Geruch. Daher mag es wohl kommen, daß man manchen Europäer weiter riecht, als man ihn ſieht.

J. Wir glauben aber das wäre gut, wenn die Füße ſtark ſchwitzten; auf dieſe Art giengen viele Unreinigkeiten fort.

A. Wo kommen denn die Unreinigkeiten bey mir hin? ich trage ja Jahr aus Jahr ein leinene Strümpfe. Der Menſch dünſtet unaufhörlich aus. Wenn er nun fleißig arbeitet: ſo wird durch die Ausdünſtung alles Ueberflüßige fortgeſchafft. Wozu ſoll alſo durch die unnatürliche Wärme der Füße die Unreinigkeit mit Gewalt dahin getrieben werden? dadurch muß ja nothwendig Gicht und Podagra und eine Menge andere Krankheiten entſtehen; die man bey uns nur den Namen nach kennt.

J. Dieß kann ich nun nicht leugnen, das Podagra, haben bey uns viele Leute.

A. Und

A. Und hielten doch die Füße warm? das iſt doch curios. Hernach, wie ſiehts denn aus, wenn ihr die Füße einmal erkältet? wenn ſie bey euren Arbeiten und auf euren Reiſen naß werden? Iſts nicht wahr, da bekommt ihr Schnupfen, Katharr und allerley andere Plagen mehr?

J. Freylich. Unſer Herr Stadtſchreiber ſtarb daran, daß er die Füße erkältet hatte.

A. Da ſiehſt du es ja! wenn ich die Füße von Jugend auf an die Kälte gewöhne, ſo werden ſie ja nothwendig der Kälte gewohnt, und die Erkältung ſchadet ihnen nicht mehr. Und wozu tragt ihr denn wollene Hoſen? — *)

Wir

*) Hier erzählte der Americaner eine Menge Leiden und Plagen, welche aus wollenen Hoſen entſpringen, welche hier anzuführen nicht ſchicklich iſt: weil dieſes Blut von Jungen und Alten, von Leuten die Hoſen tragen, und auch von ſolchen die keine tragen, geleſen wird. Alles aber, was der Americaner ſagte ſteht bereits in Salzmanns pädagogiſchem Bedenken über die merkwürdige Schrift des H. Hofrath Fauſts welche in den Händen vieler Leſer des Botens aus Thüringen ſich befindet.

Digitized by Google

Wir halten es bey uns ſo, unſere gewöhn-
liche Kleidung iſt Leinen. Dieſe iſt viel reinlicher als die wollene, in welcher ſich immer Staub und Schmuz ſammelt. Wird die leinene Kleidung ſchmutzig: ſo giebt man ſie halt in die Wäſche: ſo wird ſie wieder ſo weiß, wie ein gefallener Schnee. Nur im Winter bedienen wir uns eines wollenen Oberrocks, und wenn wir fahren, eines Mantels. Aber, lieber Deutſcher! wir plaudern zu viel! meine Geſchäfte rufen mich; leb wohl!

(Die Fortſetzung folgt).

Herr Hofprediger S c h w a r z zu Coburg wird eine Sammlung von Predigten unter folgendem Titel heraus geben: **Predigten über ſolche Wahrheiten der Sittenlehre Jeſu, die in unſern Zeiten einer vorzüglichen Beherzigung werth ſeyn dürfen.**

Wer dieſe Predigten, die ein Alphabet, oder 23 Bogen, ſtark ſeyn werden, zu beſitzen wünſcht, zahlt darauf ſechzehn gute Groſchen voraus, und ſchickt das Geld franco ein, entweder an den Herrn Verfaſſer, oder an den Verleger Herrn Ahl zu Coburg. Wer auf 9 Exemplare voraus bezahlt, bekommt das zehnte frey. Die Materien die in dieſen Predigten abgehandelt werden, ſind recht gut gewählt.

Herr Bergrath B e c h ſ t e i n läßt itzo drucken: **Kurze aber gründliche Muſterung aller bisher, mit Recht oder Unrecht, vom Jäger als ſchädlich geachteten und getödeten Thiere, nebſt Aufzählung einiger wirklich ſchädlichen, die er, ſeinen Berufe nach, nicht dafür erkennt,**

Der Bote
aus
Thüringen.

Achtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Den nächſten Sonntag gieng ich wieder in die Kirche und hörete eine Predigt: Ueber die Pflicht des Chriſten jede gute Neuerung zu befördern. Der Prediger ſagte, der größte Neuerer, der jemals gelebt hätte, wäre Jeſus Chriſtus, und wer ſein ächter Jünger ſeyn wollte, müſſe auch immer neuern; er müſſe den alten Menſchen ausziehen, d. i. die alten Irrthümer und Vorurtheile ablegen, den alten Sauerteig ausfegen, die alten Schläuche wegwerfen, keinen alten Lappen auf ein neues Kleid flicken, ſondern den neuen Menſchen anziehen. Hierauf zeigte er, wie glücklich man in America lebe; weil man ſo viel Altes, Unnützes, Schädliches, abgeſchafft habe, und Freyheit haben jede gute, nützliche Neuerung zu befördern. Da die Kirche geendigt war: bekam ich einen

auf allen Seiten ſtunden bibliſche Sprüche, und Lobeserhebungen.

A. Da ſiehſt du alſo, was dabey heraus kommt, wenn jede Familie auf die Grabſteine ihre Anverwandten ſetzen laſſen darf, was ſie will. Der rechtſchaffenſte, aber arme, Mann bekommt auf dieſe Art keinen, und der reiche Schurke einen ſehr prächtigen Grabſtein.

Wir halten es bey uns ſo: Wenn jemand aus der Welt gegangen iſt: ſo fragen wir ſeine Anverwandten, ob ſie ihm den Grabſtein wollen ſetzen laſſen, oder ob es die Gemeine thun ſoll? Wählt ſie das erſtere: ſo kann ſie den Körper beerdigen laſſen, wo ſie will, nur auf unſerm gemeinen Gottesacker nicht. Dieß geſchieht aber äuſſerſt ſelten. Nur einmal iſt bey uns der Fall vorgekommen, da ein Mann ſtarb, der blos von ſeinen Intereſſen lebte, und gar nichts für das gemeine Beſte thun wollte. Dieſen ließ die Familie in einem Garten begraben, und ihm ein Denkmal von Marmor, und große Lobſprüche darauf ſetzen. Voriges Jahr iſt es aber von der Familie ſelbſt wieder weggenommen worden: weil alle, die den Garten beſuchten, darüber lachten. Läßt aber eine Familie ihren Anverwanden durch die Gemeine ein Denkmahl

er-

errichten: ſo wird vor der Beerdigung ſeines Körpers ein Todengericht über ihn gehalten.

J. Ein Todengericht? Was iſt denn das?

A. Du ſollſt heute eins ſehen!

Hierauf faßte er mich bey der Hand, und führte mich durch den ganzen Gottesacker bis ans Ende, wo ein Haus ſtund.

J. Wozu iſt dieß Haus?

A. Du wirſt es gleich ſehen. Hierauf öffnete er das Haus, und dann ein Zimmer. Gott! wie erſchrack ich, als er es eröffnete! der Körper einer alten Frau lag da in einen Sarge, der das ganze Zimmer mit einem übeln Geruche erfüllte, obgleich die Fenſter geöffnet waren.

J. Was iſt denn das?

A. Der Körper unſerer braven Wehemutter.

J. Warum begrabt ihr ihn denn nicht?

A. Heute ſoll er begraben werden.

J. Warum habt ihr ihn denn nicht längſt begraben?

A. Weil er erſt riechen ſollte.

J. Warum mußte er denn erſt riechen.

A. Deßwegen, damit wir gewiß wüßten, daß die Seele nicht mehr in demſelben ſey.

J. Ach! ihr ſeyd kluge Leute! Ja das ſeyd ihr, da ich in Erfurt war, begrub man einen Tuchmacher.

A. Den

A. Den Körper eines Tuchmachers willſt du ſagen. Der Tuchmacher ſelbſt war nicht mehr da.

J. Er war wirklich noch da. Da die Todenfrau den Körper abwuſch, ſchlug er ein Auge auf; die Todenfrau druckte es ihm wieder zu, und ließ ihn doch begraben. Zum Glück hörete ich es, zeigte es an, und man ließ ihn ſogleich wieder ausgraben, und brachte ihn wieder ins Leben zurück.

A. Das haſt du gethan?

J. Das habe ich gethan.

(Die Fortſetzung folgt).

Es ſoll die allhier in Brotterode, ohnweit des Zaynhammers gelegene Oelmühle, mit denen dabey befindlichen und darzu gehörigen Wieſen, in Termino den 2ten Aprill a. c. auf der hieſigen Gemeinde-Stube öffentlich an den Meiſtbietenden auf 3 Jahre lang verpachtet werden.

Wer darzu Luſt hat, kann ſich beſtimmten Tages Morgens 9 Uhr daſelbſt einfinden, die Pacht-Conditiones vernehmen, und ſolche mit denen Wieſen auf das mehreſte Gebot erhalten.

Brotterode den 5ten Febr. 1792.

Joh. Matth. Wedel, Schultheiß,
Joh. Caspar Fuchs, Vorſteher.

(Mit dieſem Stücke wird das Regiſter über den Jahrgang 1791 ausgegeben.)

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Neuntes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Bravo! ſagte der Amerikaner zu mir, du biſt ein rechtſchafner Mann! Ich muß dir ſagen, daß es mir beynahe eben ſo gegangen wäre, wie deinem Tuchmacher. Vor zwanzig Jahren ſtarb ich auch, wenigſtens hielt man mich für tod. Mein Vater und meine Mutter weinten und klagten: denn ſie hatten mich ſehr lieb. Ich hörete alles, konnte mich aber nicht bewegen, nicht ſprechen. Man wuſch mich ab, und ich konnte es nicht hindern. Vier und zwanzig Stunden lang lag ich auf dem Strohe, hörete immer mich beklagen, und von meinem Begräbniſſe reden. Lieber Bruder! das war ein ſchrecklicher Zuſtand! hundertmal verſuchte ich es, und wollte rufen: ich bin ja nicht tod! aber umſonſt, ich konnte den Mund nicht von einander bringen. Man legte mich nun in einen Sarg, und trug mich fort,

ſetzte mich bey dem Grabe nieder, und machte Anſtalt, mich einzuſenken. Da trat mein Vater herzu, druckte mir nochmals die Hand, und rief mir ins Ohr: ruhe ſanft, guter Adolph! Adolph ruhe ſanft! Das Drucken der Hand, das Ausſprechen meines Namens, gieng mir durch alle Glieder. Ich machte den letzten Verſuch, mich in die Höhe zu richten, konnte aber nichts weiter thun, als den kleinen Finger bewegen, den mein Vater in ſeiner Hand hielt. Das fühlte mein Vater — und rief laut: mein Adolph lebt noch! mein Adolph lebt noch!

Ach was war das für eine ſüße Stimme! Ich bewegte immer den kleinen Finger fort, und brachte es durch Anſtrengung dahin, daß ich auch noch mit einem andern Finger zucken konnte.

Da war Freude unter allen Leichenbegleitern. Statt mich ins Grab zu ſenken, trug man mich nach Hauſe, ließ den Arzt rufen, und durch ſeinen treuen Beyſtand wurde ich nach etlichen Stunden wieder ins Leben zurück gebracht, und lebe noch.

J. Gott ſey gelobt!

A. Jawohl ſey er gelobt! nicht nur dafür, daß er mich vor der lebendigen Beerdigungge-
ſchü-

ſchützet, ſondern auch dafür, daß er mich bis an den Rand des Grabes gebracht hat.

J. Wie verſtehſt du das letztere?

A. Der Umſtand, daß ich am Rande des Grabes wieder erwachet war, machte auf die ganze Gemeine, ja auf das ganze Land, Eindruck. Iſt das möglich, ſagte man, daß ein Menſch ſo lange tod ſcheinen und doch noch leben kann: ſo ſind wir ja alle in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Und was muß das für ein ſchreckliches Unglück ſeyn, wenn ein Menſch lebendig begraben wird, erwacht im Grabe wieder, kann ſich nicht helfen, winſelt, und niemand höret es, und muß ſo noch einmal ſterben!

Gleich im nächſten Synodus wurde überleget, wie man es verhüten könne, daß ein Menſch nicht lebendig begraben würde, und wurde im ganzen Lande bekannt gemacht, daß jeder darüber nachdenken möchte, ob er nicht ein Mittel finden könne, wie dieß große Unglück, ein vor allemal, verhütet werde.

Hier zu Lande haben wir nun die Gewohnheit, daß wir von jedem Unglück unſern Vortheil zu ziehen ſuchen.

J. Wie macht ihr denn das?

A. So oft ſich ein beträchtliches Unglück zuträgt: denken wir nach, woher es entſtanden

ſey, und wie man es künftig verhüten könne? Dadurch werden wir immer klüger und gewitzter.

Im nächſten Synodus wurden mancherley Vorſchläge gethan. Keiner gefiel aber beſſer, als der, den unſer damaliger Arzt Gräveling that. Dieſer ſchlug nämlich vor, es ſollte in jeder Gemeine, am Ende des Gottesackers, ein Leichenhaus errichtet werden, wohin man die Leichen ſo lange ſtellte, bis man an ihnen die Verweſung bemerkte. Dieſe Leichenhäuſer ſind nun ſo beſchaffen, wie dieſes, in dem wir ſind.

Dieſes Zimmer iſt ſo eingerichtet, daß es im Winter geheizet werden kann. An der Decke ſind Luftzüge angebracht, um die Ausdünſtungen der Leichen abzuleiten. Neben dieſem Zimmer iſt ein anderes, wo Tag und Nacht jemand wachen und aufmerken muß, ob die Leiche nicht Zeichen des Lebens von ſich gebe.

Wenn nun jemand tod ſcheint: ſo wird er nicht ſogleich begraben, ſondern wird erſt, in einem offenen Sarge, hierher geſtellt, wie der Körper der Frau, den du hier ſiehſt.

J. Sie hat ja aber an jeder Hand einen Bindfaden. Wozu iſt denn dieſer?

A. Dieß thun wir bey allen Leichen. Die Bindfaden gehen hinüber in des Wächters Stube. Da ſind ſie an ein Paar Glöckchen befeſtigt.

So,

Sobald nun die Leiche einen Arm bewegen würde; ſo würde es das Glöckchen anzeigen, und der Wächter dadurch herbey gerufen werden.

J. Das iſt eine vortrefliche Einrichtung *)!

H 3 Ehe

*) Dieſe vortrefliche Einrichtung iſt in Deutſchland die Erfindung des Herrn D. Hufelands, welcher in Weimar Herzoglicher Hofmedicus iſt. Nach ſeinem Vorſchlage iſt bereits in Weimar ein ſolches Leichenhaus errichtet, welches von ihm beſchrieben und abgebildet iſt, in einer kleinen Schrift, die den Titel hat: **Ueber die Ungewißheit des Todes, und das einzige untrügliche Mittel, ſich von ſeiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen, nebſt der Nachricht von der Einrichtung eines Leichenhauſes in Weimar, von Christoph Wilhelm Hufeland, Herzogl. Weimariſchen Hofmedicus. Weimar, bey Glüſing 1791.** Dieſe Schrift iſt auch in Grätz nachgedruckt. Diejenige Ausgabe aber, die bey Glüſingen herausgekommen iſt, iſt weit vollſtändiger, und hat auch die Abbildung des Leichenhauſes, welches in jener fehlt.

Auch in Braunſchweig iſt ein ſolches Leichenhaus errichtet worden, nachdem der Herr Domprediger Wolf, in einer beſondern Predigt, dazu ermuntert hat. Möchte man doch bald in allen

Ehe ich weiter reden konnte, kam ein Bote, welcher dem Prediger die Nachricht brachte: das Todengericht werde itzo angehen.

Darf ich dabey ſeyn? fragte ich.

Ja, ſagte er, unſer Vorſteher erlaubt es dir.

Wir giengen alſo mit einander heraus, und fanden eine große Verſammlung von Männern, Weibern und Kindern, die, in größter Stille, in einem halben Cirkel um einen Tiſch ſtunden. Der Tiſch war mit einem weiſen Tuche bedeckt, und an demſelben ſaßen vier ernſthafte Männer, unter welchen ſich auch der Vorſteher befand. Der fünfte, der ſich dazu ſetzte, war der Prediger.

Der Vorſteher ſang darauf folgenden Vers, und die ganze Verſammlung ſang mit:

Wohl mir, wenn ich aus allen Kräften
Der Welt zu nützen mich beſtrebt;
In gottgefälligen Geſchäfften
Die Pilgertage durch gelebt;

Und

allen Städten und Dörfern dergleichen Häuſer ſehen, damit jeder gegen die Gefahr, im Grabe zu erwachen, und noch einmal zu ſterben, geſichert wäre!

Und einſt mit Freuden ſagen kann:
Du nimmſt mich, Herr! zu Ehren an!

Nun fieng der Vorſteher an: ihr wißt, meine Lieben, daß wir auf dieſem Platze, wo die Leiber unſerer abgeſchiedenen Brüder und Schweſtern ruhen, Gericht über jede Perſon zu halten pflegen, deren Leichnam hier beerdigt werden ſoll. Itzo ſoll nun auch Gericht über unſere abgeſchiedene Schweſter, Frau Sophia Steele gebohrne Schröder gehalten werden, welche in unſerer Gemeine 1710 den 11ten März auf dieſer Erde ankam, und am vergangnen Mittwochen ſie wieder verließ. Da ſie aber meine Mutter iſt: ſo kann ich an dieſem Todengerichte keinen Theil nehmen, damit nicht etwa jemand, aus Achtung gegen mich, einen Fehler meiner Mutter verſchweige, oder ihr ein Lob ertheile, welches ihr nicht zukommt. Ich trete alſo ab, und überlaſſe meine Stelle unſerm Bruder, dem Prediger.

Der Prediger fieng darauf an: lieben Brüder und Schweſtern! unſere Schweſter Steele iſt nicht mehr bey uns. Laßt uns nun ihren Lebenswandel beurtheilen, und überlegen, was wir, als Freunde der Wahrheit, auf ihren Grabſtein können ſetzen laſſen.

Jeder rede die Wahrheit! (dieß rief er mit lauter Stimme) denn wir halten unſer

Ge-

Gericht vor den Augen des Weltrichters, vor dem wir alle offenbar werden müſſen.

(Hier ſchwieg er ein Paar Minuten).

Urtheilt aber auch mit Liebe, und bringt nicht in Erwähnung Schwachheiten, Uebereilungen, von welchen keiner von uns frey iſt!

(Hier ſchwieg er wieder).

Hat jemand etwas Geheimes von ihr mir zu entdecken? der hebe die Hand in die Höhe!

Niemand hob die Hand in die Höhe.

(Die Fortſetzung folgt).

Die Gazette pour la Jeuneſſe, welche bisher in Deſſau geſchrieben wurde, iſt mit Ende des vorigen Jahrs geſchloſſen worden, und wird, ſeit dem Anfange dieſes Jahrs, von der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal fortgeſetzt. Der Jahrgang koſtet auf der Zeitungsexpedition, und dem Kaiſerlichen Poſtamte zu Gotha einen Thaler in Golde. An entferntern Orten wird aber, wegen des Porto, der Preiß etwas höher kommen. Wer ſie leſen will, muß ſie entweder bey den Gothaiſchen Zeitungsboten, oder bey dem Poſtamte, welches ihm das nächſte iſt, oder im nächſten Buchladen beſtellen.

Von dem uns zugeſchickten Aufſatz über S. . g. können wir keinen Gebrauch machen, weil er für unſer Blat zu lang iſt.

Der Bote aus Thüringen.

Zehntes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Hat Sophie Steele, fragte der Amerikaner weiter, jemanden betrogen?

Hat ſie jemanden verläumdet?

Hat ſie Zänkereyen in Familien angeſponnen?

War ſie dem Müßiggange ergeben?

War ſie dem Trunke oder der Unkeuſchheit ergeben?

Hat ſie leichtſinnig Schulden gemacht?

Bey jeder dieſer Fragen hielt der Prediger ein Paar Minuten inne; aber niemand antwortete.

Darauf fuhr er fort: euer Stillſchweigen überzeugt mich, daß unſere Schweſter Steele keinen groben Fehler an ſich gehabt habe. Ich erkläre alſo hiermit im Namen der hier verſammelten Todenrichter: daß unſere Schweſter So-

phia Steele von allen groben Vergehungen iſt frey geſprochen worden. Hierauf fragte er ferner: weiß jemand etwas rühmliches zu ſagen, was ſie gethan hat?

Da trat eine ſchöne ſchlanke Frau mit ihrem Sohne auf, der ohngefähr zwanzig Jahr alt ſeyn mochte und ſagte:

Ehrwürdiger Prediger! Da ich dieſen meinen Sohn gebähren wollte, hatte ich eine ſehr ſchwere Geburt; keine Hoffnung war mehr da, mich und mein Kind zu retten. Aber durch die groſſe Geduld und Geſchicklichkeit der Sophia Steele ſind wir beyde erhalten worden. Nächſt Gott danken wir alſo beyde unſer Leben der Sophia Steele.

Sechs Mütter mit ihren Kindern traten noch auf, und ſagten das nämliche von ſich. Darauf kam die erſte Frau wieder und ſagte:

Ehrwürdiger Prediger! Dieſen vierzehn Perſonen hat Sophia Steele das Leben gerettet: wir bitten dich alſo, daß du uns erlaubeſt, auf ihren Kopf einen Kranz von Eichenlaube zu ſetzen.

Darauf trat ein junger Mann auf, dem eine groſſe Schaar junger Männer und Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder folgten, von den letztern wurden einige noch von den Müttern auf den

Armen

Armen getragen, und ſagte: ehrwürdiger Prediger! Hier ſtelle ich dir die Menſchen vor, welchen Sophia Steele in dieß Leben half. Ich war der erſte, drum führe ich ſie an.

Wie viel ſind ihrer? fragte der Prediger.

Ein hundert und vierzig, antwortete der junge Mann.

Ehrwürdiger Prediger, fuhr darauf der junge Mann fort, ich bitte dich, im Namen dieſer hundert und vierzig Menſchen, denen Sophia Steele in dieß Leben geholfen hat, daß du jedem von uns erlaubeſt, eine Blume in ihr Grab zu werfen.

Ich ſtund wie verſteinert da, und eine Thräne nach der andern lief mir über die Backen.

Nun kam der Vorſteher, nebſt zwey Weibern und drey Jünglingen und ſagte: ehrwürdiger Prediger! Wir ſind die ſechs Kinder der Sophia Steele, und bezeugen, daß ſie uns alle an ihrer Bruſt geſtillet, uns in der Kindheit treulich gewartet, unſern erſten Unterricht, und unſere erſte Erziehung, als eine gute, redliche Mutter beſorget habe. Wir bitten daher ſämtlich, daß wir auch die Erlaubniß haben, in das Grab unſerer rechtſchaffnen Mutter Blumen werfen zu dürfen.

Entfernt euch alle zehen Schritte vom Todengerichte! rief der Prediger aus, und erwartet das Urtheil.

Alles wich ehrerbietig zurück.

Nun sprachen die Todenrichter etwa eine Viertelſtunde mit einander, der Prediger ſchrieb etwas auf; dann gab er ein Zeichen mit einem Glöckchen, die ganze Verſammlung rückte herbey, und er ſprach folgendes Urtheil mit lauter vernemlicher Stimme aus:

Das Todengericht erkennt für Recht, daß die vierzehn Perſonen, denen Sophia Steele das Leben gerettet hat, einen Kranz von Eichenlaube auf ihren Kopf ſetzen.

Zweytens erkennt das Todengericht für Recht, daß die ſechs Kinder, die Sophia Steele gebohren, geſäuget, erzogen und unterrichtet hat, Blumen in ihr Grab werfen.

Drittens erkennt das Todengericht für Recht, daß die hundert und vierzig Menſchen, denen ſie in diß Leben geholfen hat, Blumen in ihr Grab werfen.

Viertens erkennt das Todengericht für Recht, daß man auf ihren Grabſtein ſetze: daß ſie vierzehn Menſchen das Leben gerettet, ſechs Kinder gut erzogen, und hundert und vierzig Menſchen,

 durch

durch ihre Treue und Geſchicklichkeit, in dieß Leben geholfen habe.

Hierauf rief er noch ſtärker: der Weltrichter ſchreibe ihren Namen in das Buch des Lebens ein, und vergelte ihr im Reiche der Seligen alles Gute, das ſie auf der Erden gethan hat! Amen!

Die ganze Verſammlung antwortete dreymal Amen! und gieng nun nach dem Leichenhauſe zu. Der Leichnam wurde heraus gebracht, nach dem Grabe zu getragen, und die Verſammlung folgte ihr in folgender Ordnung:

1. Die vierzehn Perſonen, welchen die Abgeſchiedne das Leben gerettet hatte.

2. Ihre ſechs Kinder.

3. Die hundert und vierzig Perſonen, denen ſie in dieß Leben geholfen hatte.

4. Die Todenrichter.

5. Die übrigen Leichenbegleiter.

Während dem Zuge wurden folgende Verſe geſungen:

Laß, unſrer Herkunft eingedenk,
Uns, Vater, handeln, wie du handelſt:
Dann mehrt des Guten Summe ſich
Mit jedem Tage, das wir wirken.

Dann ſehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,

Wann deine Vaterliebe winkt,
Zu dir, zu dir, empor zu ſteigen.
Die Gruft, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Guten Thräne,
Der uns ſein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne.

Nun wurde der Sarg am Grabe niedergeſetzt, die vierzehn Perſonen, denen Sophia Steele das Leben gerettet hatte, traten um denſelben herum, und ſetzten der Leiche den Eichenkranz auf, indem die Frau, die die Erlaubniß dazu erbeten hatte, ſagte: Nimm von uns zum Zeichen unſerer Dankbarkeit dieſe verwelkliche Krone, die unverwelkliche wirſt du aus den Händen des Weltrichters erhalten.

Dann wurde der Leichnam eingeſenkt, und die Kinder der Abgeſchiednen, nebſt den 140 Perſonen, denen ſie in dieß Leben geholfen hatte, giengen, während der Zeit, daß das Grab zugeſcharret wurde, um daſſelbe herum, warfen Blumen hinein, und die Verſammlung ſang dazu einige ſchickliche Verſe.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat Februar folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Schulm. Quilitſch in Lieskau	7 Ex.
— Spangenberg in Rüxleben	1

Herr

Herr	Cant. Naumann in Harzgerode	1
—	Carl Gottfr. Felbrig in Gera	1
—	Pf. Erb in Schornweiſſach	1
—	Joh. Chriſt. Metzold in Arnſtadt	6
—	Stadtcant. Rempt in Weimar	1
—	Joh. Pet. Scherr in Gehren	6
—	Cand. Steinbach in Langeberg	1
—	Joh. Jak. Tuch in Immenrode	1
—	Lenz in Gera	1
—	Sup. Caspari in Waldenburg	1
—	Rect. Schmid in Pösneck	1
—	Apoth. Schönemann in Hersfeld	1
—	Cant Beisheim daſelbſt	1
—	Collab. Quentel daſelbſt	1
—	Capl. Becker in Neukirchen	1
—	Schulm. Schäfer in Beyershauſen	1
—	Schulm. Reichhard in Venhauſen	1
—	Wiegand zu Rotenburg an der Fulde	1
—	Stud. Kämmel in Leipzig	13
—	Regierungscanzel. Mathiä in Blankenburg	1
—	Regierungscitat. Schilling daſelbſt	1
—	Pf. Jahn in Reinsfeld	1
—	Pf. Haumann in Neurode	1
—	Stiftscant Dröge in Baſſum	6
—	Cand. Barkhauſen daſelbſt	7
—	Schulm. Grabe in Bolſtedt	7
—	Sup. in Salzungen	1
—	Zimmermann in der Ruhl	1
—	Friedr. Reinhold in Bleicherode	1
—	Bernhard Eaßmann daſelbſt.	1
—	Andr. Reinhold daſelbſt	1

Herr Pf. Schorr in Jüchſen	3
Ein Ungenannter	1
Herr Cand. Müller in Poſtelwitz	1
— Stud. Hoferichter in Breslau	1
— Pf. Böhr in Stolp	1
— Buchh. Meyer in Breslau	1
— Oberamtm. Websky in Sybillenorth	2
— Reichelt zu Haynau	1
— Rect. Klosmann in Trebnitz	1
— Commiſſionsr. Haſe in Creuzburg	7
— Pf. Demuth in Münſterberg	2
— Schull. Otto zu Parchwitz	14
— Sen. Scholz daſelbſt	21
— Pf. Schwarzer in Grünberg	1
— Kammerſecr. Streit in Breslau	9
— Sylv. Salzmann in Sömmerda	5
— Cand. Lange in Leipzig	7
— Hofm. Seel in Wittgenſtein	2
— Andr. Michel in Ebenheim	1
— Schildbach in Eiſenberg	2
— Commiſſionsr. Ettinger in Gotha	2
— Cant. Hübenthal in Woffleben	1
— Pfarrhauptm. Grobe in Erfurt	1
— Hauptm. Willweber daſelbſt	1
— Cant. Stolze daſelbſt	1
— Roſe daſelbſt	1
— Eckhard daſelbſt	1
— Balletm. Naumann daſelbſt	1
— Thorſchr. Anton in Sangerhauſen	3
Summa	180

Der Bote
aus
Thüringen.

Elftes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Ich kann nicht beſchreiben, wie gerührt wir alle waren, und es gieng gewiß Niemand vom Grabe weg, der ſich nicht hätte vorgenommen gehabt, ſeine Lebenszeit auch gut anzuwenden, und ſo viel Gutes, als möglich, zu thun.

Während daß dieß nun alles geſchah, bemerkte ich drey Weiber, die ohngefähr vierzig Jahre alt ſeyn mochten, die zunächſt am Grabe ſtunden, ſtill vor ſich hin ſahen, und nichts thaten, als daß ſie bisweilen ſich die Augen trocneten.

Da ich Stonen erblickte, gieng ich auf ihn zu und fragte: wer ſind denn dieſe Weiber?

Es ſind, antwortete er, unſere neuen Wehemütter.

J. Was machen ſie denn da?

St. Sie fühlen, was für eine wichtige Perſon eine Wehemutter ſey, und wie viel Gutes ſie ſtiften kann, wie viele Segenswünſche ihr nachgerufen werden, wenn ſie, als eine rechtſchaff'ne Frau, ihre Pflichten thut.

Ich gieng mit ihm fort, und fragte weiter: bey wem lernen denn die Wehmütter ihre Kunſt?

St. Immer eine von der andern. Wir haben in jedem Dorfe eigentlich nur eine Wehemutter, die als die Meiſterin angeſehen wird, und an die ſich alle Weiber wenden, die ihrer Entbindung nahe ſind. Dieſe hat aber immer wieder einige andere, die bey ihr in der Lehre ſind, die ſie mit nimmt, wenn ſie einem Kinde ins Leben hilft, und ſie im Nothfalle ihre Stelle vertreten läßt. Die Oberaufſicht über das Geſchäffte der Wehemütter führt aber allemal ein geſchickter Arzt, der ihnen bisweilen Unterricht ertheilet, und an den ſie ſich wenden, wenn ſchwere Fälle vorkommen, wo ſie ſich nicht zu helfen wiſſen.

J. Finden ſich denn aber immer Weiber, die Luſt haben, Wehemütter zu werden?

St. Das iſt eine curioſe Frage. Sobald eine Wehemutterſtelle vacant iſt: ſo melden ſich dazu ſo viele Weiber, als bey euch Candidaten, wenn eine Predigerſtelle vacant geworden iſt.

Das

J. Das iſt doch curios. Bey uns hat man immer Noth, eine Frau zu finden, die das Amt einer Wehemutter zu übernehmen Luſt hat. Findet ſich ja eine, ſo iſts gemeiniglich eine Perſon, die gar nichts anders anzufangen weiß, und bloß durch die Noth dazu gedrungen wird.

(Die Fortſetzung folgt).

Auf Verlangen wird folgendes Geſpräch aus dem aufrichtigen Kalendermanne eingerückt.

Kalendermann. Darüber, daß die Sonne ſo groß, und doch nur ſo ein feſter unbeweglicher Stern, wie die andern Fixſterne, ſey, habe ich ihm nun ſeinen Zweifel benommen: aber es ſchien mir, als hätte er noch etwas dagegen auf dem Herzen — ſag er mirs!

Auguſt. Ja es iſt auch wahr — Ich wollte nämlich das noch ſagen: wie es nur möglich wäre, daß die Sonne ein feſter unbeweglicher Stern — der immer auf dem nämlichen Flecke, immer zwiſchen den nämlichen Nachbaren ſtehe, ſeyn könne — da ſie doch alle Stunden am Himmel auf einem andern Flecke, bald da, bald dort ſtehet — früh auf- und Abends wieder untergehet.

Kalmr. Nun wart Er Auguſt! das will ich Ihm heute noch ſagen — wie das zugehet. Dem Augenſcheine nach, kommt's uns freilich vor, als ob

ob die Sonne, Tag für Tag — Jahr aus Jahr ein, um die Erde, am Himmel herumliefe — aber wie ich Jhn vorige Woche ſchon überzeugt habe, ſo trügt der Schein uns Menſchen 1000mal — und ſo auch hier.

Aug. Das wüßt ich hier doch nicht!

Kalm. O ja. Das weiß Er doch noch, daß ich Jhm neulich einmal weitläuftig gezeigt habe, daß ſich die Erde alle 24 Stunden, von Abend nach Morgen zu — um ſich ſelbſt, — wie eine Kegelkugel, herum drehe — Nicht wahr?

Aug Ei das weiß ich gar wohl noch.

Kalm. Nun ſieht Er, davon kommts nun her — daß die Sonne alle Tage einmal — von Morgen nach Abend zu — um die Erde herum zu laufen ſcheinet, ob ſie gleich nie im geringſten von ihrer Stelle weicht.

Aug. Nun das wüßte ich doch nicht!

Kalm. Wart Er nur — ich wills Jhm gleich begreiflich machen. Dort ſtehet eine kleine Hänglampe, dieſe brenne Er an, und hänge ſie einmal dorthin an die Decke — und nun gebe Er mir einmal da die Kegelkugel — unter dem Ofen, her. das Licht, aber auf dem Tiſche, löſche Er aus.

(Auguſt thuts)

Kalm. Nun ſieht Er, die Lampe dort, ſoll die Sonne vorſtellen und die Kugel, die ich da in Händen habe, die Erde — Nun will ich da, auf die Kugel mit dieſer Kreide einen Fleck machen — dieſer bedeutet, die Gegend auf der Erde — wo wir wohnen. Nun geb Er Achtung — Jtzo halte ich die Kugel da, gegen die Lampe hin, der

Fleck

Fleck aber an derſelben, iſt unter der Lampe gegen über, die Lampe kann alſo auch nicht auf dieſen Fleck ſcheinen — es iſt alſo itzt Nacht da — auf dieſem Flecke. Verſteht Er mich?

Aug. Ja Herr Marx!

Kalm. So iſts nun auch mit der Erde, wenn ſie ſich ſo gedrehet hat — daß die Gegend, wo wir wohnen — der Sonne gegenüber — ſtehet, ſo haben wir Nacht. Nun wollen wir aber die Kugel ganz langſam links — nach der Lampe zu — herumdrehen — ſieht Er, nun kommt da der Kreidenfleck nach und nach ſo weit herauf, daß ihn die Lampe, aber freilich noch ganz ſchräge, beſcheinen kann — Steht Er's?

Aug. Ja — und nicht wahr? das ſtellet vor — wie unſre Erde, wenn es in der Gegend, wo wir wohnen, erſt Nacht war — ſich nach und nach ſo herum drehet — bis uns die Sonne früh von Morgen her — aber auch ganz ſchräge wieder beſcheinet?

Kalm. Richtig mein lieber Auguſt, und wenn nun die Erde — ſo weit herum iſt — daß wir die Sonne — in unſrer Gegend wieder ſehen — ſo ſagen wir: die Sonne iſt bey uns aufgegangen.

Aug. Und ſteht, auf dieſe Art, doch noch auf dem nämlichen Flecke — wo ſie ſtand — da es bey uns Mitternacht war?

Kalm. Freilich. Nun geb Er weiter Acht! So wie ich die Kugel weiter herum — nach der Lampe zu drehe: ſo kommt auch der Kreidenfleck immer weiter herauf — immer weiter — immer weiter

 — und

— und itzo iſt er ganz oben — gerade vor der Lampe, die Lampe kann ihn alſo auch jetzt **gerade herunter** beſcheinen.

Aug. Ach das ſtellet vor — wie die Erde ſich immer weiter herum drehet, ſo daß wir die Sonne immer beſſer, immer gerader vor uns zu ſehen kriegen, bis ſie endlich ſo weit herum iſt, daß die Gegend der Erde, die wir bewohnen, ganz oben, **gerade vor der Sonne** ſtehet — dann ſagen wir, wir haben Mittag. Nicht wahr?

Kalm. Vortreflich! — Ei wie freue ich mich, daß Er die Sache ſo gut begreifet. — Nun wird Er das übrige auch vollends leicht verſtehen — So wie ich nämlich die Kugel noch weiter herum drehe, ſo kömmt der Kreidenfleck auf der andern Seite auch immer weiter herunter, und itzt — ſieht Er! itzt beſcheinet ihn die Lampe nur noch ganz ſchräge, ganz ſchief — Ja itzt iſt er ſo weit herum, daß ihn die Lampe gar nicht mehr beſcheinen kann — daß, wenn unſer Auge da ſtünde, wo der Kreidenfleck wäre, wir die Lampe gar nicht mehr ſehen könnten. Nicht wahr?

Aug. Ja das iſt wahr! und ſo gehts alſo auch mit unſrer Erde — wenn wir einmal in unſerer Gegend Mittag haben, wenn itzt die Sonne gerade vor uns ſtehet, und ſich die Erde immer weiter — nach Morgen zu — drehet — ſo kommt uns die Sonne in unſrer Gegend nach Abend zu immer ſchiefer und ſchiefer, immer ſchräger zu ſtehen — bis die Erde endlich ſo weit herum iſt, daß wir die Sonne in unſerer Gegend gar nicht mehr ſehen können — Nicht wahr?

Kalm. Ja! und dann heißt's, die Sonne ſey untergegangen — ob ſie gleich noch auf der nämlichen Stelle ſtehet, wo ſie früh Morgens ſtand —

Aug. Es iſt doch wunderbar!

Kalm. Es kommt Jhm nur ſo vor, weil Jhm die Sache noch neu iſt — Geb' Er nur vollends Achtung, ſo wie ich nun die Kugel immer weiter und weiter herum drehe — ſo kömmt der Fleck auch immer weiter herunter — itzt ſteht er wieder der Sonne gerade gegen über —

Aug. Und da haben wir Mitternacht — wenn wir auf der Erde gegen die Sonne ſo ſtehen? Nicht wahr?

Kalm. Ja Auguſt — drehe ich nun die Kugel immer weiter: ſo kommt der Fleck nach und nach wieder ſo weit herum — daß ihn die Lampe wieder erleuchtet — daß, wenn unſer Auge da ſtünde, wo der Fleck iſt, wir nun wieder die Lampe aber freilich ſchräge ſehen könnten: — und ſo gehts nun auch mit der Erde. — War es in unſrer Gegend Nacht — konnte uns die Sonne nicht beſcheinen: ſo drehet ſich die Erde nach und nach wieder ſo weit herum, daß wir die Sonne wieder ſehen — von ihr beſchienen werden können, und ſo gehts Jahr aus Jahr ein — ſo lange dieſe Welt beſtehet. — Begreift Ers nun Auguſt — wie die Sonne auf- und untergehet, ohne, daß ſie je von ihrer Stelle kömmt?

Aug. Ei warum denn nicht.

Kalm. Wenn es heute nicht zu ſpät würde — ſo wollte ich Jhm an der Kugel und an dieſer Lampe noch manches deutlich machen. Z. B. was

es

es für eine Beſchaffenheit mit der Morgen- und Abenddämmerung habe — ich wollte Ihm zeigen, wie es ganz natürlich zugehet — daß in manchen Gegenden die Sonne erſt aufgehet — wenn wir ſchon Mittag haben — ich wollte Ihm noch manches von den Gegenfüßlern ſagen, aber wie geſagt, es wird heute zu ſpät: wir wollen dieß auf morgen verſparen, und kommende Woche, wenn ich Ihm draußen, auf der großen Wieſe, zeigen werde, was das heiſt: die Sonne trete in die Waage oder den Stier — da will ich Ihm auch noch auf eine andere Art begreiflich machen, daß es mit dem Auf- und Untergang der Sonne ſo beſchaffen ſey — Heute ſchlaf er wohl!

Zu dieſem aufrichtigen Kalendermanne haben ſich bis itzo 120 Liebhaber gemeldet. Die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal nimmt ferner Pränumeration an.

Herr Inſpektor Hoppenſtedt in Hannover kündigt eine Sammlung von Volksſchulliedern an, welche 7 Bogen ſtark werden wird. Man bezahlt darauf 3 gute Groſchen voraus, und wer auf 10 Exemplare voraus bezahlt, bekommt das 11te frey. Die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal wird auf dieß nützliche Buch Pränumeration annehmen.

Vom Krebsbüchlein oder Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, iſt itzo die dritte verbeſſerte Auflage erſchienen. Auf Schreibpapier koſtet es 12, und auf Druckpapier 5 gute Groſchen. Auf Schreibpapier iſt es in der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal zu haben.

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Zwölftes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Ich weiß es gar wohl, fuhr Stone fort, daß bey euch gemeiniglich ſich die Weiber nicht eher entſchlieſſen, Wehemütter zu werden, bis ſie die Noth dazu dringt. Aber ich weiß auch, daß ein großer Theil eurer Kinder wieder ſtirbt, ehe er recht zu leben hat angefangen, daß viele eurer Kindbetterinnen den Geiſt aufgeben, ehe ſie ihre neugebohrnen Kinder noch recht haben kennen lernen, und noch mehrere durch Unſchicklichkeit, Unwiſſenheit und Aberglauben der Wehemütter ſo zu Grunde gerichtet werden, daß ſie ſchon in den erſten Jahren ihres Eheſtandes wie die alten Matronen ausſehen.

J. Woher muß es denn aber nur kommen, daß bey uns die Weiber ſo wenig Luſt haben Wehemütter zu werden?

St. Woher? das will ich dir ſagen. Eine Wehemutter zu ſeyn, das iſt ein ſchweres Amt. Es iſt dabey viele Mühe und große Verantwortung. Was ſoll denn die Weiber bewegen, ein ſo mühſeliges ſchweres Amt anzunehmen?

J. Das ſehe ich wohl ein. Woher kommt es denn aber, daß ſich bey euch die Weiber ſo ſehr dazu drängen, Wehemütter zu werden?

St. Daher, weil wir die Wehemütter ehren und hochſchätzen. Arzt und Wehemutter haben bey uns einerley Rang. Aber wir nehmen freylich nur ſolche Weiber zu Wehemüttern, an deren Seite ſich kein Arzt zu gehen ſchämen darf. Sobald ſich eine Frau meldet, daß ſie Wehemutter werden will: ſo geſchieht genaue Nachfrage nach ihrem bisherigen Lebenswandel. Iſt ſie leichtfertig, gewiſſenlos, habſüchtig, liebt ſie die Bequemlichkeit: ſo heiſt es: einer ſolchen Frau können wir unſern größten Schatz, die Geſundheit und das Leben unſrer Weiber nicht anvertrauen, und ſie wird abgewieſen. Ferner beobachten wir genau, wie ſie ſelbſt ihre Kinder erzogen hat. Hätte ſie ungeſunde, gebrechliche Kinder: ſo würde es wieder heißen: wie kann man denn von einer Frau, die ihre eigene Kinder vernachläſſiget, erwarten, daß ſie ſich frem-

fremder Kinder redlich annehmen werde? ſie würde abgewieſen.

Bekommt ſie aber das Zeugniß, daß ſie eine rechtſchaffene Frau und Mutter iſt: ſo muß ſie noch bey dem Arzte ein Examen ausſtehen.

J. Aus welchem Buche denn?

St. Aus keinem. Der Arzt befragt ſie: wie man ein neugebohrnes Kind in ſeinem erſten Lebensjahre und eine Wöchnerin behandeln müſſe? Beantwortet ſie dieſe Fragen gut: ſo wird ſie angenommen; beantwortet ſie dieſelben ſchlecht: ſo wird ſie abgewieſen.

J. Das laſſe ich gelten. Nun ſahe ich ja aber drey Wehemütter, welche wird denn die Meiſterinn?

St. Diejenige, die bisher bey ihrem Geſchäffte die mehreſte Geſchicklichkeit bewieſen hat, und die in dem neuen Examen, das der Arzt mit ihr anſtellt, am beſten beſteht.

J. Auf dieſe Art tragt ihr große Sorge, gute Wehemütter bey zuziehen.

St. Und das von Rechtswegen. Wir glauben, das wichtigſte, wofür ein Staat und eine Gemeine ſorgen müſſe, wäre dieſes, daß man das menſchliche Leben erhalte, und ſolche Verfügungen treffe, daß die Laſten deſſelben erleichtert, und die unſchuldigen Freuden deſſelben vermeh-

ret werden. Dieß thun wir nun ſoviel wir können, und befinden uns ſehr wohl dabey. Ihr ſeyd aber in Europa ſonderbare Leute. Ob ihr dafür ſorgt, die Laſten des menſchlichen Lebens zu erleichtern, ſeine unſchuldigen Freuden zu vermehren, will ich nicht unterſuchen. Das weiß ich aber wohl, daß ihr für des menſchlichen Lebens Erhaltung nicht gar viel thut. Gerade in den Stunden, wo es in der größten Gefahr iſt, bey der Geburt und bey dem Abſchiede, ſeyd ihr ſorglos. Die Sorge für eure Weiber in der Geburtsſtunde, und für das Leben eurer Kinder, wenn ſie anfangen wollen zu leben, übergebt ihr Weibern, die gemeiniglich voll Aberglauben ſind, und dieß Geſchäffte bloß aus Noth wählen. Mancher von ihnen würdet ihr kaum 2 Louisd'Or borgen. Aber eurer Weiber und Kinder Leben legt ihr ſorglos in ihre Hände. Und wenn eure Väter, Mütter, Geſchwiſter, Kinder u. ſ. w. in der größten Lebensgefahr ſind, wenn es ſcheint, als wenn ihre Seele abgeſchieden wäre: ſo zieht ihr euch zurücke, und übergebt ihren Leib Weibern, denen ihr vielleicht eure Hunde nicht anvertrauen würdet.

J. Das letztere beſonders mag wohl wahr ſeyn. Bey mir, wenn da jemand ſchien tod zu

ſeyn,

ſeyn, ſo verließ man ſeinen Leib und übergab ihn einer Frau, die die Gänſe hütete.

St. Die mag wohl gewußt haben, wie ſie Gänſe hüten ſollte, aber nicht wie man einen todſcheinenden Körper behandeln muß.

J. Sie verſtund auch nicht recht die Gänſe zu hüten, und es war mit ihr ein paarmal ſo weit gekommen, daß ſie abgedankt werden ſollte.

St. Doch nur vom Gänſehirtenamte?

J. Nur vom Gänſehirtenamte.

St. Alſo vertrautet ihr das Leben eurer Eltern, Geſchwiſter, Ehegatten, Kinder, Freunde, einer Frau an, welcher ihr Bedenken trugt, die Gänſe anzuvertrauen.

J. Ich kann es nicht leugnen.

Unter der Zeit, daß wir ſo mit einander ſprachen, waren wir unvermerkt am Ufer des Meeres angekommen. Wollen wir uns, lieber Stone, fragte ich, nicht hier ein wenig niederſetzen?

Gerne, antwortete er, wenn es dir Vergnügen macht.

Wir ſetzten uns alſo, und ich weidete meine Augen an der ſchönen Ausſicht in die offene See, die itzo ruhig war, und Wellen ſchlug, die kaum eine Spanne hoch waren.

Ich kann, ſagte ich, das Leichenbegängniß der Sophie Steele gar nicht wieder aus

dem Kopfe bringen. Ich habe doch in meinem Leben ſo manches Leichenbegängniß mit angeſehen, aber niemals hat mich eins ſo gerührt als dieſes. Wie muß es doch nur zugehen?

St. Und eure Leichenbegängniſſe koſten doch vieles Geld?

J. Wenigſtens wenn die Erben Geld genug haben, es zu bezahlen.

St. Alſo wenn der Leichnam eines Armen begraben wird: ſo macht man keinen Aufwand?

J. Wovon denn? wer ſoll denn die Koſten tragen, wenn er nichts hinterlaſſen hat? Man legt den Leichnam in einen Sarg, ſchafft ihn in der Stille auf den Gottesacker, ſcharrt ihn ein, und damit iſts gut.

St. Hum! Wenn aber der Arme viel Gutes gethan? wenn er viele Verdienſte um die Gemeine gehabt hätte? thut man denn dann nicht wenigſtens etwas, um ihn zu ehren?

J. Davon habe ich niemals etwas gehöret. Wir haben bey uns ein Sprichwort, das heißt:

Stirbt der Reich:
So geht man mit zur Leich;
Stirbt der Arm:
So geht man mit — daß Gott erbarm!

St. Ha!

St. Ha! ha! ha! das muß ich ſagen, die Europäer ſind eine beſondere Art von Menſchen.

J. Ich erinnere mich, daß ich einmal auf meiner Wanderſchaft dem Leichenbegängniſſe eines ſehr reichen Mannes mit beygewohnt habe, das erſtaunlich viel Geld koſtete, und ich kann doch eben nicht ſagen, daß ich ſehr dabey gerührt war.

St. O erzähle mir doch etwas davon! ich bitte dich!

J. Da die Leiche fortgetragen wurde, giengen erſt die Schulknaben voraus, welche ein Lied ſangen, dann folgte der Sarg, der von Männern getragen wurde, die kohlſchwarz angezogen waren und lange Flöre an den Hüten hatten, die bis an die Erde reichten. Der Sarg war mit einem ſchwarz ſammeten Tuche bedeckt, worauf ein ſilbern Crucifix gelegt war.

St. Wird denn das ſilberne Crucifix jedem auf den Sarg gelegt? oder ſolls vielleicht ein Zeichen ſeyn, daß der Abgeſchiedene in ſeinem Lebenswandel Jeſu ähnlich geweſen ſey?

J. Nicht doch! Es bedeutet weiter nichts, als daß die Freunde des Abgeſchiedenen einen Gulden an die Kirche bezahlt haben.

St. Lachte, daß er kaum wieder Odem bekommen konnte.

J. Da lachſt du nun!

St. Sag mir nur, wie es möglich iſt, ſo etwas ohne Lachen anzuhören? Wer alſo bey euch einen Gulden bezahlen kann, der bekommt das Bild des Gekreuzigten mit auf den Sarg?

J. Freylich. Es iſt ein Accidens für die Kirche. Sie hat noch mehr ſolche Sachen, z. B. meſſingene Crucifixe, Kronen und Kränze von mancherley Art, die auf die Särge gelegt werden. Davon kann man nun für die Leiche ſeines Anverwandten ausleſen, was man will, wenn man nur dafür bezahlet, was die Taxe beſagt.

St. Nu! erzähle nur weiter! und faß dich ein Bischen kurz!

J. Auf den Sarg folgten erſt die männlichen Anverwandten, dann wohl funfzig Mannsperſonen. Hierauf die weiblichen Anverwandten und eine große Menge Weibsperſonen. Alle waren ſchwarz, wie die Kolkraben.

St. Das muß ja ſchrecklich ausgeſehen haben. Und was möchte das koſten!

J. Schrecklich viel Geld. Was das ſchlimmſte iſt, ſo können die Leute das ſchwarze Zeug nicht brauchen, bis ſie wieder zur Leiche gehen; unter dieſer Zeit freſſen es die Motten.

(Die Fortſetzung folgt).

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Dreyzehntes Stück.

1792.

Bote, Wirth.

W. Nun geht ja ſeine gute Zeit bald wieder an, Herr Gevatter! Das Wetter wird gelinde, und die Wege beſſer, das Frühjahr rückt herbey, da muß das Botenleben eine rechte Luſt ſeyn.

B. Wenn man treu und redlich in ſeinem Berufe iſt: ſo kann man in jedem Stande vergnügt leben. Heute haben wir einen vorzüglich ſchönen Tag gehabt, die Vögel ſangen ſo ſchöne, und da und dort blühte auch ſchon ein Blümchen. Gar viel habe ich aber doch nicht von dieſem ſchönen Tage genoſſen.

W. Wie ſo?

B. Die Glocken, die ich durch das ganze Land läuten hörete, brachten mich auf ganz andere Gedanken. Ich dachte an nichts anders, als an unſern lieben, guten Kaiſer Leopold, der nun nicht mehr bey uns iſt.

W. Ja was ſind wir Menſchen doch! Vor etlichen Wochen noch waren die jungen Burſche hier zuſammen, und ſangen das Liedchen, das er einmal mitbrachte:

Es lebe Leopold
Der Deutſchen Kaiſer hoch! ꝛc.

und man ſahe es jedem an dem Geſichte an, daß er aus Herzens Grunde ſang, und daß jeder recht herzlich wünſchte, daß doch der gute Leopold noch recht lange bey uns leben möchte, und kurz darauf kam die Poſt, daß ihn der liebe Gott zu ſich genommen habe.

B. Ja der liebe Gott macht es oft ganz anders, als wir Menſchen wünſchen, und wir können nicht einſehen und begreifen, warum er es thue. Was mich betrifft: ſo denke ich im Stillen über Leopolds Leben nach, und überlege, was ich für mich daraus lernen kann.

W. Doch wohl nichts anders als: daß für den Tod kein Kraut gewachſen iſt.

B. Noch viel viel mehr. Am vergangenen Sonntage hielt unſer Herr Pfarrer eine Leichenpredigt auf den Kaiſer Leopold, die mich noch mehr darinne beſtärkte, daß der Menſch, der ſich zum Nachdenken gewöhnt hat, aus allem, was in der Welt geſchieht, viel Gutes lernen kann. Der Herr Pfarrer erlaubte mir, die Predigt abzu-

ſchrei-

Northwestern
University
Library

ſchreiben; wenn er Luſt hat, ſie zu hören: ſo will ich ſie ihm vorleſen.

W. Gerne.

B. So höre er zu:

Gedächtnißpredigt auf unſern guten Kaiſer Leopold.

Reitze, Herr, uns ſtets zum Fleiß,
Eh' die Zeit des Heils verlaufen,
Uns zur Wohlfahrt, dir zum Preiß,
Jede Stunde auszukaufen,
Die zu unſrer Seligkeit
Deine Gnade uns verleiht.

Lieben Freunde! Unſer guter Kaiſer Leopold, den ihr alle ſo herzlich lieb hattet, weil er es mit allen Menſchen gut meynte, und in ſeinem ganzen Leben Gutes zu ſtiften ſuchte, der iſt nicht mehr bey uns. Der gute Gott hat ihn von uns gerufen, und in eine beßre Welt verſetzt.

Was ſollen wir nun hierbey thun? Wenn wir unſerm Herzen folgen wollten: ſo müßten wir laut klagen und weinen, wie ehemals das Volk Iſrael that, da ihm Samuel entriſſen wurde: Samuel ſtarb, und das ganze Iſrael verſammelte ſich und trug Leide um ihn*); oder wie die Egypter und Jakobs Familie bey ſeinem

 Gra-

*) 1 B. Sam. 25, 1.

Digitized by Google

Grabe, die eine ſehr groſze und bittere Klage hielten *).

Allein wir ſind weder Egypter, noch Iſraeliten, ſondern Chriſten, die von ihrem Heylande weder zum Klagen, noch zum Weinen ſind angeführt worden, wohl aber von ihm gelernt haben, ſich auch bey den gröſzten Trübſalen zu beruhigen. Warum ſollen wir denn groſze und bittere Klage führen? um Leopolds willen? Ach der iſt nicht zu beklagen! dem iſt wohl! der iſt nun eingegangen in die beßre Welt, wo er erndtet ohne Aufhören, die Früchte von dem Guten, das er hier ſtiftete. Oder ſollen wir klagen um unſertwillen? Da iſt es nun freylich wahr, daß wir an ihm viel verlohren haben. Den lieben Kaiſer haben wir verlohren, der, ſo lange er regierete, auf nichts mehr dachte, für nichts mehr ſorgete, als unſerm Vaterlande den lieben Frieden zu erhalten, und daß wir alle in Ruhe und Freyheit unſere Geſchäffte treiben könnten. Wenn wir das bedenken: ſo haben wir freylich Urſache, bittere Klage zu führen. Aber, wenn wir nun als Chriſten bedenken, daß alles von Gott kommt, daß kein Sperling von dem Dache fällt, und alſo noch weniger ein Römiſcher Kaiſer ſtirbt, ohne des himmliſchen Vaters Willen; wenn wir es

*) 1. B. Moſ. 50, 10.

es alſo recht bedenken, daß es Gott iſt, der uns unſern lieben Kaiſer entzogen hat, der liebe weiſe Gott, der nun beynahe 6000 Jahre die Welt regieret, immer recht gut regieret hat: ſo ſehe ich doch wirklich keine Urſache, warum wir weinen und klagen ſollen. Gott hat es ja gethan. Es muß alſo gewiß für uns gut ſeyn, ob wir es gleich nicht begreifen können.

Ich will euch aber wohl ſagen, was wir bey Leopolds Abſchiede zu thun haben, damit er geehret werde, und wir davon noch Nutzen haben. Wir wollen über ſein rühmliches Leben eine Betrachtung anſtellen, und ſie zu unſerer Erbauung anwenden.

Damit ehren wir den guten Kaiſer, der immer ſo gar herzlich gern allen Menſchen nutzen wollte; dadurch ziehen wir noch Gewinn von dem großen Verluſte, den wir erlitten haben.

Gott gebe, daß dieſe Betrachtung uns allen nützlich ſey! Amen!

Evangelium am Sonntage Lätare.

Joh. 16. 1 — 15.

Hauptſatz.

Erbauliche Betrachtungen über das Leben des guten Kaiſers Leopold.

1. Ueber ſeine Mühſeligkeiten.
2. Ueber ſeine Freuden.

Erſter Theil.

Lieben Freunde! Ihr glaubt immer, daß es auf der ganzen Erde keine glücklichern Menſchen gäbe, als die großen Potentaten: weil ihr immer von dem vielen Gelde hört, das ſie einzunehmen haben, weil ihr wißt, daß auf ihren Tafeln immer alles im Ueberfluſſe iſt, weil ihr ſeht, daß ſie allenthalben geehrt und im Anſehen ſind. Wenn ihr daher einen recht glücklichen Menſchen beſchreiben wollt: ſo pflegt ihr zu ſagen, der lebt wie ein Kaiſer! Mancher hat vielleicht auch wohl in ſeinem Herzen gewünſcht, daß er an des Kaiſers Stelle ſeyn möchte. Deßwegen werden ſich auch wohl manche von euch wundern, daß ich itzo von den Mühſeligkeiten eines Kaiſers reden will.

Ich muß euch aber ſagen, lieben Freunde, daß ihr euch darinne gar ſehr irret. Würde hat, wie ihr zu ſagen pflegt, Bürde. Und dieß iſt wahr! je größer die Würde iſt, deſto größer iſt auch die Bürde; deſto mehr giebt es Arbeiten, Sorgen und Verdruß.

Zwar ſeht ihr nicht, daß die Fürſten hinter dem Pfluge hergehen, wie ihr, daß ſie beſchwerliche Handarbeiten treiben, wie ihr: giebt es denn aber ſonſt keine Arbeiten als Pflügen und Handarbeit? Sie ſorgen freylich nicht, was werden wir

eſſen?

eſſen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? giebt es denn aber ſonſt keine Sorgen, als Nahrungsſorgen?

Es ſind einige unter euch, lieben Freunde, die von Gott ſo geſegnet ſind, daß ſie nicht nöthig haben, viel mit der Hand zu arbeiten, die ihre Arbeiten durch Geſinde und Taglöhner verrichten laſſen, die immer ſo viel Nahrung und Kleidung haben, als ſie bedürfen. Dieſe frage ich nun: habt ihr keine Arbeit? keine Sorgen? keinen Verdruß? ihr werdet mir gewiß geſtehen, daß es viele Arbeit, viele Sorgen erfordere, um ſo viele Menſchen in der gehörigen Ordnung zu erhalten, ihren Lohn herbeyzuſchaffen, und — daß eure Untergebnen euch durch ihre Unfolgſamkeit, Faulheit, Sorgloſigkeit ſehr vielen Verdruß verurſachen. Habe ich nicht Recht?

Wenn nun die Auſſicht über zehn bis zwanzig Menſchen ſo viele Arbeit, Sorge, ſo vielen Verdruß verurſacht: ſo bedenkt doch ſelbſt, wie viele Arbeit, Sorge und Verdruß ein großer Herr haben müſſe, der viele tauſend, oder wohl gar Millionen Menſchen unter ſeiner Aufſicht hat! Was für Arbeit, für Sorgen er übernehmen muß, wenn er jeden ſchützen, jedem zu ſeinem Rechte helfen, jedem Sicherheit, Ruhe, Nahrung verſchaffen will! Was für Verdruß er haben muß,

wenn

wenn man da ſeine gutgemeynten Verordnungen tadelt, dort ſie nicht befolgt; wenn man Dinge von ihm verlangt, die er zu leiſten gar nicht im Stande iſt.

Lieben Freunde! Wenn mancher von euch Fürſt, oder gar Kaiſer, ſo wie er es wünſcht, werden ſollte: gewiß nach einem oder ein Paar Monaten würde er, wenn er erſt die Bürde des fürſtlichen Standes recht hätte kennen lernen, ſich in ſeinen vorigen Stande zurück wünſchen!

Wenn das fürſtliche Leben das glückſeligſte wäre: ſo würde es gewiß unſer Erlöſer geſucht haben. Ihm war es ja etwas leichtes, König über das ganze Volk Iſrael zu werden. Er ſtrebte aber nie darnach. Vielmehr, da er merkte, daß das Volk ihn, wie unſer Text verſichert, erhaſchen wollte, um ihn zum Könige zu wählen: entwich er.

(Die Fortſetzung folgt).

Da verſchiedene Leſer dieſes Blatts gewünſcht haben, meine ſeit einigen Jahren gehaltene Geſpräche und Erzählungen zu leſen: ſo melde hiermit, daß von meinem Blatte noch complete Jahrgänge mit und ohne Zeitungsnachrichten zu haben ſind, das Merkwürdigſte daraus auch in folgenden Büchern abgedruckt ſey: Auserleſene Geſpräche des Boten aus Thüringen; Kluges Lebensgeſchichte; Conſtants curioſe Lebensgeſchichte. Alle dieſe Bücher ſind in den Buchhandlungen zu verkaufen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vierzehntes Stück.

1792.

Fortſetzung der Leichenpredigt auf den guten Kaiſer Leopold.

Ihr ſeht alſo, lieben Freunde! daß die großen Potentaten ihre Arbeiten, Sorgen und Kummer nicht nur eben ſo gut haben, wie der Bürger und Landmann, ſondern auch oft noch mehr als ſie.

Wer, unter allen deutſchen Fürſten, die mehreſte Arbeit, Sorge und Verdruß hatte, das war gewiß unſer lieber Kaiſer. Ihr leſet ja ſelbſt die Zeitungen, und wißt, unter was für großen Widerwärtigkeiten der liebe Herr regiert hat. Da er zur Regierung kam, ſtanden die Türken unter den Waffen an ſeinen Grenzen, und ſeine Armee gegen ſie; auf der andern Seite ſtand eine andere Armee an ſeinen Grenzen. Es war Krieg — Er ſollte nun das Leben von vielen tauſend Menſchen in Gefahr ſetzen! Bedenkt ſelbſt, wie viel wohl ſein edles Herz dabey mag gelitten haben, dem Menſchenblut ſo theuer war! in Un=

garn

garn waren groſse Unruhen, in den Niederlanden eine vollkommene Rebellion, in Frankreich, wo ſeine Schweſter Königinn iſt, war Empörung — Er muſste beſorgen, daſs es auch mit Frankreich zum Kriege kommen möchte. Unter ſolchen Umſtänden trat Leopold ſeine Regierung an. Wie viele Sorge, wie vielen Kummer mag dieſs wohl verurſacht haben! und wie ſchlaflos mögen ſeine Nächte geweſen ſeyn! lieben Freunde! wenn ihr es recht überlegt: ſo müſst ihr gewiſs einſehen, daſs ihr bisher alle ruhiger geſchlafen habt, als unſer lieber Leopold.

Durch ſeine groſse Weisheit und Güte brachte er zwar alles in Ordnung; bald nachdem Antritte ſeiner Regierung ſchloſs er mit den Türken Friede, ſtellte die Ruhe in Ungarn wieder her, dämpfte die Empörung in den Niederlanden und beugte einem ſchrecklichen Kriege mit Frankreich vor.

Nachdem er aber dieſs alles gethan hatte — da er von allen Seiten her ſeinen Grenzen Ruhe verſchafft, ſein ganzes Reich ſo in Sicherheit geſtellt hatte, daſs nun jeder ſich ſeines Lebens freuen konnte, da man hätte glauben ſollen, alles würde den guten weiſen Leopold gelobt, geprieſen, und verehrt haben: ſo wurde er doch von verſchiedenen Seiten her getadelt. Einen hatte er die-

dieſes, einem andern jenes nicht recht gemacht, und es fehlte nie ganz an unruhigen Köpfen, welche mit ſeiner Regierung unzufrieden waren.

Wie viel mußte wohl dabey ſein liebevolles Herz leiden! Er ſoll daher einigemal ſo unmuthig geweſen ſeyn, daß er ſagte: ich habe ſo viel Sorge und Verdruß, daß ich wünſche, Gott möchte mich bald aus dieſem mühſeligen Leben zu ſich nehmen. Es iſt alſo gewiß, daß unſer lieber Leopold viele, unbeſchreiblich viele Mühſeligkeiten habe ausſtehen müſſen.

Zweyter Theil.

Bey allen dieſen Mühſeligkeiten hatte er aber freylich auch viele Freuden, die ihm Gott zu ſeiner Stärkung und Aufheiterung beſcheerte, und von welcher Art waren ſie? beſtanden ſie bloß in Luſtbarkeiten, in dem Genuſſe theurer Speiſen und Getränke? dieß wird wohl mancher von euch glauben. Ich muß euch aber ſagen, daß dieſe Freuden nichr gar viel werth ſind. Sie gehen gar zu bald vorbey. Ein Tag des Vergnügens und Wohllebens, wie bald iſt er verſchwunden! und wenn er vorbey iſt: was läßt er zurück? nichts, das noch Freude machte, oft aber auch, wenn man ſich im Genuſſe nicht zu mäßigen weiß, Schmerz, Unpäßlichkeit, Reue und Unmuth. Eine Menge Krankheiten, von welchen die Menſchen

gepeinigt werden, eine Menge Sünden und Ausſchweifungen, die nichts als Reue und Gewiſſensbiſſe nach ſich ziehen, entſpringen aus dem unmäßigen Genuſſe leckerhafter Nahrungsmittel, ſinnlicher Vergnügungen und Luſtbarkeiten.

Unſer guter Kaiſer Leopold kannte weit beſſere, weit dauerhaftere Freuden.

Die erſte Art von Freuden, die er ſich täglich zu verſchaffen ſuchte, war die Freude des Wohlthuns. Sein ganzes Beſtreben gieng dahin die Menſchen ſo glücklich als möglich zu machen. Ich will izo nicht von dem Guten reden, das er im Stillen that, von den Wohlthaten, die er den Wittwen, Waiſen, Verlaßnen, Nothleidenden zufließen ließ: denn ob man gleich von ihm, wie vom Hiob ſagen konnte: er war des Blinden Auge, und des Lahmen Fuß, er war ein Vater der Armen; ſo hat er doch ſeine Wohlthätigkeit zu ſehr verborgen gehalten, als daß man öffentlich viel davon reden könnte. Freude genug wird er aber aus dieſer Wohlthätigkeit geſchöpft haben. Wie vergnügt wird er täglich erwacht ſeyn, wann er an den vorigen Tag zurückdachte, und ſich erinnerte, in wie viele Häuſer er Erquickung und Troſt gebracht habe; wann er betete, und dabey dachte, wie viele gute Menſchen für ſein Wohlſeyn beteten, und wie Gott,

vor

vor dem er ſein Herz ausſchüttete, alle das Gute geſehen habe, das von ihm im Verborgenen geſchehen war. Welche unausſprechliche Freude, mag da ſein Herz empfunden haben!

Ich will itzo nur etwas von dem vielem Guten ſagen, das er öffentlich gethan hat. Ehe er zu uns kam, und Kaiſer wurde, war er, wie ihr wohl wiſſen werdet, Großherzog in Toſcana. Dieß Land hat er nun durch ſeine weiſe Regierung ſo glücklich gemacht, als es gewiß vorher noch niemals geweſen iſt, und demſelben Geſetze gegeben, aus welchen allen ſeine liebreiche vortrefliche Geſinnung hervorleuchtet *).

Alle Mißbräuche, alle Ungerechtigkeiten, alle Bedrückungen ſuchte er wegzuſchaffen, und ſchaffte ſie wirklich weg; ſchaffte die Inquiſition und mit ihr allen Gewiſſenszwang ab, ſchränkte die Menge der Klöſter ein; ſchaffte dem Bürger und Landmanne mehr Freyheit und Nahrung, minderte ſeine Abgaben **), ſorgte für die Verpfle-

*) Wer dieſe Geſetze näher kennen lernen will, der leſe nach: Betrachtungen über Leopolds des Weiſen Geſetzgebung in Toſkana, von Chr. Dan. Ehrhard.

**) Von ſeinen vielen landesväterlichen Geſezzen führe ich nur einige Worte an, welche hinlänglich ſeine milde, liebevolle Geſinnung be-

pflegung der Armen und für die Beſſerung der Gefangenen. Da wo er durch Befehle die Freyheit ſeiner Unterthanen nicht einſchränken wollte, ermahnte er ſie bloß als Vater.

beweiſen: „Wir verbieten einem jeden Auffeher, Beamten und Gerichtsverwalter irgend einem Unterthanen um einer Privat- oder öffentlichen fiſcaliſchen, und von einer Vergehung herrührenden Schuld willen, jemals etwas von ſeinem Schiff und Geſchirre, die er zum Akkerbaue braucht, wegzunehmen, oder wegnehmen zu laſſen; wie Wir dann alle diesfalſige Unſerm Verbote zuwiderlaufende Hülfsvollſtreckungen und Plackereyen hierdurch für nichtig erklären. Wer dergleichen Plackereyen den Unterthanen zufügt, ſoll jedesmal um 10 Scudi beſtraft werden.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat März folgende Liebhaber gemeldet:

Hr. Carl. Friedr. Hartig in Chemnitz	18	Ex.
— Kaufm. Ziegler in Waltershauſen	1	
— Gottl. Böhm in Reichenbach	1	
— Apoth. Winkler in Orlamünde	5	
— Schumann daſ.	1	
— Organ. Hover in Münchenbernsdorf	2	
— Cand. Neuſchild in Wechmar	6	
— Sup. Klingsöhr in Hohnſtedt	1	
— Reinmann in Oldershauſen	1	
— Pf. Rosburg in Echte	1	

Hr.

Hr. Conventual Hagemann in Michnelſtein	1
— Stübner daſ.	1
— Cand. Arlt in Bauzen	4
— Diak. Kümmel in Schmalkalden	1
— Cand. Reinhold in Mühlhauſen	6
— Inſp. Adloff in Straußfurt	3
— Joh. Chriſt. Salzmann in Erfurt	1
— Pf. Loſſius in Schwerborn	6
— Pf. Vogt in Großlupnitz	1
— Förſter Ziefelder in Truſa	1
— Papierm. Baſtam in Hohlenbrunn	1
— Buchh. Fleiſcher in Frankfurt am M.	18
— Juſtizcom. Lange in Nordhauſen	2
— Hofbuchb. Sachſe in Gotha	1
— Georg Chriſtoph Sachſe daſ.	1
— Georg Andr. Blumenberg daſ.	1
— Elias Gottfr. Wäſch daſ.	1
Fr. Anna Chriſt. Rüger	1
Hr. Rathsaktuar Möller daſ.	1
— Buchb. Galba in Arnſtadt	1
— Cant. Frohwein in Neuhof	6
— Chriſt. Weidner in Schnepfenthal	1
— Mich. Schmid daſ.	1
— Valentin Weidner in Ibenhain	1
— Dan. Schmid in Goopterrode	1
— Cand. Böttcher in Cottbus	1
— — Pottke daſ.	1
— Stud. Otto in Halle	1
— — Köppe daſ.	1
— Cand. Bullmann daſ.	2
— Freudel in Oſtmünde	1
— Buchb. Meuſel in Coburg	25
— Cand. Dilthey in Nordhauſen	1
— Cant. Ottilie in Sotterhauſen	1

Digitized by Google

Das Intelligenzkomt. zu Hannover.	15
Hr. Generalſubſ. Reinmann in Breslau	2
— Oberbergkanzel. Richter daſ.	2
— Organ. Philipp in Nikolſtadt	7
— Cand. Franke in Hermannsdorf	7
— — Schwerd in Mechterſtedt	6
— Buchh. Keſſler in Frankfurt am M.	12
— Cant. von Lag. in Ruhle	1
— Landber. Wiegand in Rotenburg a. d. F.	1
— Joh. Dan. Schmid in Rödchen	1
— Chriſt. Friedr. Höpfner daſ.	1
— Chriſt. Friedr. Frank in Schnepfenthal	4
— Schulm. Rath in Kühndorf	8
— J. G. Gottl. Kaulfuß in Wiegandsthal	6
— Hornäffer in Schmalkalden	1
— Schultheiß Haſenſtein in Leine	1
— Mich. Weidner in Schnepfenthal	1
Summa	210

Die Chriſtliche Hauspoſtille wird nächſtens ausgegeben werden, und koſtet der erſte Theil künftig im Buchladen 8 gute Groſchen. Wer aber auf den erſten und zweyten Theil zugleich 12 gr. einſchickt, erhält ſie noch um den Pränumerationspreis.

Zur Oſtermeſſe liefert die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal folgende Bücher:

Chriſtliche Hauspoſtille, von Chriſt. Gotthilf Salzmann. Erſter Theil. 8 gr.

Geſangbuch für die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, Erſte Abtheilung. 4 gr.

Pädagogiſches Bedenken über eine Schrift des Hrn. Hofr. Fauſt, von C. G. Salzmann. 1 gr. 6 pf.

Der Bote aus Thüringen.

Funfzehntes Stück.

1792.

Fortſetzung der Leichenpredigt auf den guten Kaiſer Leopold.

Dafür verließ er aber auch ein Land, das unter ſeiner Regierung eines der glücklichſten geworden war, deſſen Laſten er gemindert, dem er die möglichſte Freyheit, Nahrung, Religionsfreyheit verſchafft, deſſen Armen er verſorgt, dem er die weiſeſten, beſten Geſetze gegeben hatte. Wie manche frohe Stunde mag er wohl gehabt haben, wenn er alle das Gute überſahe, das er in Toskana geſtiftet hatte!

Und wie unermeßlich viel Gutes ſtiftete er, während ſeiner kurzen Regierung, in Deutſchland! Durch Nachdenken fand er bald Mittel alle die Verwirrungen wegzuſchaffen, die er, bey dem Antritte ſeiner Regierung, in ſeinen Ländern vorfand. Wie lange währte es? ſo war mit

P den

den Türken Friede geſchloſſen, die Unruhen, die in Ungarn herrſchten, waren geſtillet, die Empörung in den Niederlanden gedämpft, die Truppen, die Böhmen mit einem Einfalle droheten, waren zurück gezogen, und wurden Leopolds Freunde; Frankreich fieng an ihn zu fürchten, vielen ſeiner Soldaten wurde die Freyheit ertheilet, zu ihren Familien zurückzukehren und ihren Acker zu bauen, jedem Unterthan war die Freyheit zu geſichert, nach ſeiner Art, Gott zu verehren; Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, die auch der beſte Fürſt nicht immer ganz verhindern kann, war auf das möglichſte vorgebeugt worden. Das alles hatte der edle Leopold, in wenigen Jahren durch Nachdenken zu Stande gebracht! wie mußte wohl ſein Herz ſich freuen, wenn er in einer ruhigen Stunde, dieß alles überdachte! wie viele Millionen Menſchen lebten, die ihm ihre Ruhe, ihre Glückſeligkeit dankten, die ihn ſegneten, die für ihn beteten! Vielleicht iſt einer oder der andere unter euch, dem es gelungen iſt, einen Menſchen aus großen Trübſalen zu befreyen, ihm Ruhe, Zufriedenheit und Nahrung zu verſchaffen. Iſts nicht wahr, daß er ſich freuet, ſo oft er daran denkt! Nun der wird denn am beſten begreifen können, was für himmliſche, göttliche Freuden

Digitized by Google

den Leopold empfinden mußte, wenn er daran dachte, wie vielen hundert tauſend Menſchen er Ruhe, Zufriedenheit, Nahrung, Glückſeligkeit verſchaffet habe.

Eine andere groſse, innige, herzliche Freude, welche Leopold genoß, war die Freude an ſeiner Familie. Wann er ſich für das Wohl ſeiner Unterthanen müde geſorgt und gearbeitet hatte: ſo war ſeine beſte Erholung dieſe, daß er in das Zimmer ſeiner Familie trat und ſich mit ſeinem Weibe und Kindern, deren er vierzehn hatte, vergnügte. Dafür, daß er ſeine Familie ſo lieb hatte, erhielt er auch eine ſehr groſse Belohnung.

Er hatte die groſse Freude, daß er zwey ſeiner Töchter ſehr glücklich verheirathete. Seine Söhne geriethen ſo wohl, daß er dem einen, Ferdinand, bey ſeiner Abreiſe aus Toskana, dieſes Land zur Regierung überlaſſen konnte, wo er nun das Gute fortſezt, welches ſein würdiger Vater daſelbſt angefangen hat; und der andere, Franz, ihm in ſeinen ſchweren Regierungsgeſchäften in Deutſchland beyſtund. Da der gute arbeitſame Kaiſer krank wurde, und wegen ſeiner Krankheit, ſeine Arbeiten ausſetzen mußte: ſo konnte er ſie ſeinem älteſten Sohne überlaſſen. Was für ein groſser Troſt mußte dieß für ihn ſeyn! Da er von der Welt abgieng

und ſeine Regierung niederlegen mußte: ſahe er ſeinen wohlgerathenen Sohn neben ſich, erblickte in ihm ſein Bild, ſahe voraus, daß er in ſeine Fußtapfen treten, und daß das viele Gute, das er angefangen hatte, durch ſeinen Sohn würde vollendet werden. So wurde er noch in der bittern Stunde des Scheidens erquicket, und belohnet für die Treue, mit welcher er ſeine Kinder erzogen hatte.

Solche große Freude genoß der gute Kaiſer bey ſeiner arbeitsvollen und mühſeligen Regierung.

Anwendung.

Dieß alles habe ich nun nicht geſagt, um Leopolds willen, um ihn etwa zu loben. Wozu wäre dieß nöthig? er iſt ja gelobt genug! die vielen vortreflichen Einrichtungen, die er gemacht, die weiſen Geſetze, die er gegeben, die vielen tauſend Menſchen, denen er Gutes gethan, die vortreſliche Familie, die er ſo väterlich geliebt, ganz Deutſchland, Böhmen, Ungarn und Toscana, denen er Friede, Ruhe, Nahrung, Religionsfreyheit verſchafft hat, dieſe alle loben ihn, dieſe alle preiſen ſeine Weisheit und Güte.

Ich habe vielmehr dieſes alles geſagt, um unſertwillen, zu unſerer Belehrung und Beruhigung, damit des guten Kaiſers Wille voll-

bracht werden, und er durch ſein Erdenleben noch nützen möge, nachdem er es bereits geendigt hat.

Zuerſt können wir daraus lernen, daß doch jeder Menſch, er ſey wer er wolle, ſelbſt der größte Fürſt, ſeine Mühe, Sorge und — Verdruß habe. Warum wollen wir denn alſo klagen, wenn es uns eben ſo geht? Freunde! wenn es euch bisweilen bey euern Arbeiten ſauer wird, wenn ihr Sorge und Kummer habt, wie ihr eure Haushaltung mit Ehren fortführen wollt; wenn Unglück euch trifft, wenn unverträgliche Nachbaren, ſtörriſches Geſinde, harte Herrſchaften euch Verdruß machen; wenn ihr bisweilen des Lebens müde ſeyd, und glaubt ihr wäret die unglücklichſten Menſchen auf der ganzen Erde: dann denkt doch nur, wie es dem guten Leopold gegangen iſt! bedenkt, daß kein Reichthum, kein Stand, ſelbſt die Kaiſerkrone nicht, uns von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens befreyen kann; denkt, daß es Gottes Wille ſey, daß der Menſch hier auf der Erde mit Kummer ſich nähren, mancherley Leiden dulden ſoll, damit — er immer verſtändiger und beſſer werden möge. Denn wenn wir lauter gute Tage hätten, wenn es uns immer nach Wunſche gienge; ſo wäre es ganz gewiß nicht gut für uns, wir würden faul, träge, unverſtändig werden, und uns mancherley Ausſchwei-

ſungen ergeben, die uns um unſere Gemüthsru-he, guten Namen und Geſundheit bringen würden. Es iſt ein alter aber ſehr wahrer Vers:

Das Feld kann ohne Ungeſtümm
Gar keine Früchte tragen;
So fällt auch Menſchen Wohlfahrt hin
Bey lauter guten Tagen.

Wenn die regierenden Herren ſo viele Arbeit, Mühe, Sorgen und Verdruß haben, ſo ſeht ihr auch ſelbſt ein, wie unüberlegt und unbeſonnen diejenigen Leute handeln, die ſie beneiden; die ſcheel darüber ſehen, daß ſie mehr Geld, mehr Ehre, mehr Vergnügen haben, als andere Menſchen: die deßwegen die Abgaben, die ſie ihnen zu entrichten haben, mit Unwillen zahlen, und ihnen wohl gar durch Unfolgſamkeit und Widerſpenſtigkeit das Leben noch ſchwerer machen. O lieben Freunde, ihr habt es an Leopold geſehen, daß der fürſtliche Stand, bey allem äußerlichen Glanze, doch auch ſeine großen Beſchwerden habe; daß der für ſein Land beſorgte Fürſt oft kummervolle ſchlafloſe Nächte habe, wenn alle ſeine Unterthanen ruhig ſchlafen.

Warum wollt ihr denn alſo den fürſtlichen Stand beneiden? Warum wollt ihr durch Unfolgſamkeit ſeine Laſten vergrößern? Warum wollt

ihr

ihr mit Unwillen die Abgaben zahlen, die doch zum allgemeinen Beſten ſo nöthig ſind? wißt ihr denn nicht, daß von dieſen Abgaben die öffentlichen Gebäude erhalten, die Straßen verbeſſert, die Soldaten, welche Sicherheit und Ruhe im Lande erhalten, beſoldet, alle Diener des Staats unterhalten werden? oder glaubt ihr vielleicht, daß ihr glücklicher leben würdet, wenn es bey uns gienge, wie zu den Zeiten der Richter, da kein König, kein Fürſt in Iſrael war, und jeder that, was ihm gut deuchte? glaubt ihr glücklicher zu leben, wenn Kirchen und Schulen eingiengen? wenn man über die öffentliche Sicherheit nicht wachte? wenn man die Brücken und Landſtraßen nicht mehr verbeſſerte? wenn keine Geſetze mehr wären? wenn jeder thun könnte, was ihm gut deuchtet; wenn der Stärkere dem Schwächern ſein Haus, ſein Weib, ſeine Tochter entreiſſen könnte? dieß könnt ihr unmöglich glauben. Jeder vernünftige Menſch wünſcht ja dasjenige, was er ſich durch ſeinen Fleiß erworben hat, in Ruhe zu genießen, und ihr wünſcht es auch. Wenn ihr es aber wünſcht: ſo müßt ihr ja nothwendig auch das Eurige beytragen, daß dieſer Wunſch erfüllet werde. Der allweiſe Gott hat die beſten Anordnungen gemacht, die Ruhe und Sicherheit ſeiner Menſchen zu erhalten,

ten, und hat daher allenthalben Perſonen angeſtellt, welche dafür ſorgen müſſen. Wißt ihr denn, wer dieſe ſind? es ſind die Obrigkeiten. Wenn dieſe aber ihre Pflicht erfüllen ſollen: ſo müſſen ſie ja dazu Geld haben. Woher ſollen ſie es denn nehmen? denkt nur darüber nach: ſo werdet ihr ſelbſt eingeſtehen müſſen, von niemanden, als von denen, die unter ihrem Schutze ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt).

Schnepfenthal, den 30. März. Heute hörte ich für gewiß, daß ſich wieder Ungariſche Arzeneykrämer in unſern Gegenden befunden, die den abergläubiſchen Landleuten für 1 Dukaten Gold: oder goldglänzende Erdkäfer unter dem Namen der Heckmännchen anprieſen. Sie führen ſie theils lebendig, theils todt bey ſich. Lebendig füttern ſie ſie mit Zucker oder Inſekten. In einem benachbarten Dorfe ſollen ſie wirklich 7 derſelben verkauft haben, wie mir ein Mann verſicherte, dem ſie auch zu dieſem Glücke verhelfen wollten. Im Jahrg. 1788 des Botens aus Thüringen im 30. Stücke habe ich dieſe Betrügerey weitläuftiger beſchrieben.

J. M. Bechſtein.

Von dem zu London 1792 erſchienenen Buche der Miſtreſs Wollſtonecraft: *A Vindication of the Rights of Woman* wird eine Ueberſetzung beſorgt, welche unter dem Titel: **Rettung der Rechte des Weibes** in der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal herauskommen wird.

Der Bote aus Thüringen.

Sechzehntes Stück.

1792.

Fortſetzung der Leichenpredigt auf den guten Kaiſer Leopold.

Zweytens laßt uns doch unterſuchen, durch was für Mittel der gute Kaiſer ſich aus allen ſeinen Verwirrungen herausgeholfen habe! war es vielleicht ſein Reichthum oder ſein hoher Stand? Das kann wohl nicht ſeyn. Denn wenn man dadurch blos ſeinem Lande Friede, Ruhe Freyheit, gute Geſetze verſchaffen könnte: ſo müßte dieß ja dem Türkiſchen Kaiſer auch möglich ſeyn. Dieſer iſt ja auch ein Kaiſer, hat auch vieles Geld und ein ſchrecklich großes Land, das weit größer iſt, als dasjenige, welches Leopold regierte. Gleichwohl hat der Türkiſche Kaiſer immer Krieg; Empörung, Hungersnoth und Peſt hören in ſeinem Reiche nicht auf, und ſeine Unterthanen ſeufzen über Ungerechtigkeiten und Bedrückungen. Ich will es euch aber ſagen, wodurch Leopold ſo

große Dinge möglich machte: durch Nachdenken. Wann er von allen Seiten bedrohet und beſtürmet wurde, und nicht wußte, wie er ſich helfen ſollte: ſo dachte er in der Stille nach, wie er ſich helfen wollte: und fand immer die Mittel, ſeinem Verdruſſe ein Ende zu machen.

Dieß iſt für uns, lieben Freunde, ein gar großer Troſt. Wäre Reichthum und ein vornehmer Stand nöthig, ſich aus ſeinen Widerwärtigkeiten herauszureißen: ſo wären wir ſehr übel daran; weil uns beydes fehlet. Da man aber durch Nachdenken ſo große Dinge ausrichten kann: ſo können wir uns ja auch helfen: denn Verſtand hat uns ja der gute Schöpfer allen gegeben, brauchen können wir ihn auch, wir können nachdenken. Das große Mittel durch welches Leopold ſich aus ſeinen Trübſalen heraus arbeitete, hat Gott uns allen gegeben.

Wenn es alſo bisweilen bey uns auch nicht gehen ſollte, wie wir wünſchen, wenn wir Nahrungsſorgen, Verdruß, Verfolgung haben: ſo laßt uns ja nicht hintreten und klagen und weinen: denn wozu nützt das? Laßt uns vielmehr nachdenken, einen Tag, zehn, wenn es nöthig iſt, etliche Monate, oder ein Jahr lang, wie wir uns helfen, wie wir unſere Umſtände verbeſſern wollen: ſo

ſo wird uns der gute Gott gewiß Mittel zeigen, unſere Traurigkeit in Freude zu verwandeln.

Drittens. Wenn wir es recht überlegen: ſo finden wir, daß der liebe Gott uns auch eben ſo viele Freuden, wie dem guten Kaiſer Leopold zugedacht habe. Zwar iſt auf unſrer Tafel nicht ein ſolcher Ueberfluß, wie auf der Tafel eines Kaiſers. Allein darinne ſuchte ja der gute Kaiſer auch ſeine Freude nicht. Was uns der gute Gott am Ueberfluſſe abgehen läßt, das erſetzt er uns gemeiniglich wieder an Geſundheit und an gutem Appetite. Wenn wir fein mäßig leben, gern fleißig arbeiten, und unſere heftigen Begierden beherrſchen lernen, wenn wir zu unſern Mahlzeiten Geſundheit, Hunger, ein gutes Gewiſſen und ein — fröhliches Herz mitbringen: ſo werden ſie uns ſo gut, oft noch beſſer ſchmecken, als dem vornehmſten Herrn ſein Ueberfluß.

Leopolds größte Freude war — Gutes zu thun. Können wir denn uns dieſe Freude nicht auch verſchaffen? ſo viel Gutes, wie dieſer würdige Kaiſer können wir freylich nicht ſtiften, weil wir keine ſo große Macht, kein ſo großes Anſehen haben; aber doch können wir noch Gutes genug thun, wenn wir nur wollen. Jedem von uns hat der gütige Gott ein Geſchäffte gegeben: wenn wir es nun recht treu, redlich, gewiſſenhaft,

ſo gut als möglich ausrichten: iſt das nicht auch etwas Gutes? Ein rechtſchaffener Mann, ein redlicher Arbeiter, er ſey von welchem Stande er wolle, wäre es auch nur ein Hirte, dem die Verpflegung und Weidung der Heerde anvertrauet iſt, ſtiftet ungemein viel Gutes, iſt uns ein lieber ſchätzbarer Mann. Iſt uns nun gar eine Aufſicht über andere Menſchen anvertrauet, iſt uns der Unterricht einer Gemeine, oder einer Schule, oder die Aufſicht über eine Gemeine übergeben, o wie viel Gutes kann man da ſtiften! wenn man ſein Amt als ein fleißiger rechtſchaffener Mann abwartet; wenn man die Menſchen vernünftiger, beſſer, mit ihrem Stande zufriedner macht, böſe Gewohnheiten und Misbräuche abſchafft, dagegen hier und da nützliche Verbeſſerungen einführt, ſo kann ein einziger Mann eine ganze Gemeine beſſer und glücklicher machen.

Vor einigen Jahren beſuchte ich ein Dorf wo ich lauter freundliche, ordentliche, fleißige Leute fand. Ihre Aecker waren gut angebauet, alle wüſte Flecken mit Bäumen bepflanzt, Brücken und Straßen waren gut eingerichtet, ihr Vieh war geſund, munter, gut gefüttert; gekleidet waren die Einwohner alle reinlich und ordentlich, kein Bettler, aus der Gemeine war anzutreffen: denn ſo bald jemand nicht mehr arbeiten konnte,

oder

oder arme Waiſen hinterließ, ſo wurden ſie ver-ſorget; alle waren höflich und gefällig. Ich gieng in die Kirche und freute mich über die Stil-le, Aufmerkſamkeit und Ordnung, die daſelbſt herrſchte. Ich hielt mich ein Paar Tage im Gaſt-hofe auf, wurde gut bewirthet, und zahlte da-für nur ſehr wenig. Vor Verwunderung war ich außer mir. Lieber Freund, ſagte ich zu mei-nem Wirthe, ſag er mir doch nur, wie es zu-geht, daß hier ſo außerordentlich gute Leute woh-nen? Das haben wir, ſagte er, alles unſerm lieben Herrn Schulmeiſter zu danken, der hat uns Nachbaren alle erzogen, alle zur Ordnung, Reinlichkeit, Fleiße, Gefälligkeit und Rechtſchaf-fenheit gewöhnet. War denn dieſer rechtſchaffe-ne Schulmeiſter für ſeine Gemeine nicht eben das, was Leopold für ſein Land war. Kann auf dieſe Art ein Prediger, ein Obermeiſter, ein Schulze, ein Heimbürge, ein Vormund u. d. gl. nicht ebenfalls ungemein viel Gutes ſtiften? Giebts nicht immer Gelegenheit genug unſern Neben-menſchen noch auf andere Art nützlich zu werden? Können wir nicht denen beyſtehen, die zu viele Arbeit haben? die tröſten, die betrübt ſind? de-nen helfen, die in Unglück gerathen? die warnen, die auf böſen Wegen gehen? Und wirds uns nicht auch große Freude machen, wenn uns etwas Gu-

tes

tes gelingt? Mir fällt jener Schulmeiſter wieder ein. Ich ſahe ihn mit ſeinen grauen Haaren durch ſein Dorf gehen, alle Nachbaren ſtanden freundlich auf vor ihm, grüßten ihn und druckten ihm die Hände, und er ſahe dazu gar herzlich freundlich aus. Mußte dieſer ehrliche Mann, an ſeiner Gemeine nicht ſo viele Freude haben, als Leopold an ſeinem Lande? und das Gute, das wir thun, wenn es auch wenig zu ſeyn ſcheint, kann es denn der liebe Gott nicht ſo ſegnen, daß es künftig ſich immer weiter ausbreitet? Aus ein Paar Bäumen, die man pflanzet, kann in der Folge ein Wald entſtehen, und ein Menſch, dem man hilft, den man beſſert, kann in der Folge in ſolche Umſtände kommen, daß er weit und breit Gutes ſtiftet. Die Tochter des Königs Pharao fand ein Kind im Waſſer, ließ es heraus holen und groß ziehen. Das war nun gut, aber etwas außerordentlich großes war es doch nicht. Wir alle würden in dieſem Falle uns eben ſo verhalten, wir würden das Kind herausgeholt, ja manche von uns würden es auch haben erziehen laſſen. Aber ſehet! wie der liebe Gott dieſe gute Handlung ſegnete! das Kind wurde groß, wurde ein verſtändiger kluger Mann, der das Volk Iſrael befreyete, und der von Gott zum Werkzeuge gemacht wurde, den Juden Geſetze zu geben,

ben und ihre Religion ihnen mitzutheilen. Darum laßt uns doch denken, wenn wir Gelegenheit haben, etwas Gutes zu thun, der Menſch, das Kind, dem man helfen ſoll, wer weiß, wozu ſie Gott noch gebrauchen, was er durch ſie ausführen will!

Leopolds Freude war auch ſeine Familie. Können wir dieſe Freude nicht auch genießen? können wir unſere Familie nicht auch ſo erziehen, daß ſie uns Freude macht? Wenn wir ihr nur immer ein gutes Exempel geben; ſorgen ſo für ihre Geſundheit, wie es vernünftigen Eltern zukommt, gewöhnen ſie zur Gottesfurcht, zum Fleiße, zur Ordnung und Rechtſchaffenheit: da werden ſie uns gewiß auch Freude machen. Unſere Söhne, unſere Töchter, werden uns bey unſern Arbeiten beyſtehen, wie dem Kaiſer Leopold ſein Sohn Franz; im Alter, wenn wir nicht mehr arbeiten können, werden ſie unſere Arbeiten fortſetzen; und wenn uns Gott von der Welt abruft: werden wir noch in unſern guten, wohlgerathenen Kindern fortleben, und unſer Gedächtniß wird im Segen bleiben.

Sehet, ſo gut, ſo weißlich hat der liebe Gott alles in der Welt eingerichtet. Es kommt euch oft ſo vor, als wenn er die Güter dieſes Lebens ungleich ausgetheilt, dem einen alles, an-

dern

dern wenig oder nichts gegeben hätte. Aber wenn ihr es recht überlegen wollt: ſo iſt es nicht wahr. Reichthum und Ehre theilt er freylich dem einen mehr, dem andern weniger zu. Allein macht denn das die Menſchen glücklich? das hingegen, was glücklich macht, hat er jedem zugetheilt; jedem ſo viel Verſtand geſchenkt, als er nöthig hat, um über die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes nachzudenken; jedem Gelegenheit verſchafft, mancherley Gutes zu lernen, mancherley Gutes zu ſtiften.

Dieſem guten, gegen alle Menſchen väterlich geſinnten Gotte laßt uns ferner vertrauen, und uns ſeinen weiſen Führungen überlaſſen.

An dem, was Seelen glücklich macht,
Läßt er es keinem fehlen.
Geſundheit, Reichthum, Luſt und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Er ſorgt für mich
Recht väterlich
Nicht was ich mir erſehe
Sein Wille nur geſchehe! Amen!

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden:
1. Philoteknos, ein Verſuch über die Verbeſſerung der Landſchulen.
2. Neue Ueberſetzung und Erklärung der Apoſtelgeſchichte für Ungelehrte auch zum Gebrauch für Schullehrer und Prediger, von J. P. L. Snell.

Der Bote aus Thüringen.

Siebenzehntes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Bote. Wirth.

W. Er hat doch nicht etwa wieder eine Leichenpredigt bey ſich?

B. Auf wen denn?

W. Auf den König in Schweden.

B. Nein. Auf dieſen habe ich keine gehört.

W. Nun da erzähle er mir doch wieder etwas von Herrn Conſtant!

B. Das will ich wohl. Ich weiß aber nicht, wo ich mit meiner Erzählung bin ſtehen geblieben.

W. Ich will es ihm ſagen. Herr Conſtant war bey dem Amerikaner Stone, und erzählte ihm von einem Leichenbegängniſſe, das er in einer gewiſſen Stadt geſehen, und von dem vielen Gelde, das man dabey auf die Trauer gewendet hatte.

B. Ganz recht! nun beſinne ich mich. Ich will alſo fortfahren im Namen des Herrn Conſtants zu erzählen: Wir kamen dann in die Kirche, die durchaus mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und mit gemahlten Todtenköpfen behangen war.

St. Das muß ja ſchrecklich ausgeſehen haben.

J. Freylich ſchrecklich. Nun zog der Organiſt den Tremulanten und ſpielte die Orgel, die ſo ein Beben durch die ganze Kirche machte, daß es war, als wenn das Herz im Leibe zitterte; es wurden ein Paar Sterbelieder geſungen, hernach trat der Prediger auf und hielt eine Leichenpredigt. Dann wurden wieder Sterbelieder geſungen und der Tremulante dazu gezogen und nun gieng es nach Hauſe. Ich kann aber wohl ſagen, das alles griff mir das Herz nicht ſo an, als die Paar Worte, die die Weiber mit ihren Kindern, und hernach die übrigen Leute, zum Lobe der Sophie Steele ſagten. Wie geht denn das zu?

St. Das will ich dir ſagen: das Leichenbegängniß, das du bey uns geſehen haſt, war Natur, und das, was du in deinem Vaterlande ſaheſt, war Kunſt; zwiſchen Natur und Kunſt iſt aber ein himmelweiter Unterſchied. Natur rührt immer ſtärker als Kunſt.

St. Gieb

J. Gieb mir einmal ein Exempel, damit ich dich recht verſtehe.

St. Natur iſt die Sache ſelbſt, Kunſt iſt die Nachahmung der Natur. Sieh hier das Meer! das iſt Natur; zu Hauſe iſt es auf Leinewand gemahlt, das iſt Kunſt. Da die Leute alle auftraten, und ganz einfältig erzählten, was die Steele Gutes an ihnen gethan habe: ſo war dieß Natur; wenn ihr aber euch ſchwarz anzieht, und die Kirche ſchwarz bekleidet, und den Tremulanten wimmern laſſet, und thut als wenn die ganze Erde um den Abgeſchiedenen trauerte: ſo iſt dieß Kunſt; verſtehſt du mich?

J. Ganz gut. Ich habe nur noch etwas auf dem Herzen!

St. Was denn?

J. Wäre es nicht möglich, daß die Verwandten des Abgeſchiedenen für Geld Leute erkaufen könnten, die ihn lobten?

St. Pfui! wie kannſt du ſo etwas von uns denken! glaubſt du nicht, daß wir alles genau unterſuchen? Meyneſt du nicht, daß die ganze Gemeine drum weiß, daß die Weiber, die mit ihren Kindern auftraten, wirklich ſind vom Tode errettet worden? daß die Steele ihre Kinder wirklich gut erzogen hat? daß den 140 Leuten,

wirklich ſo, wie ſie ſagten, durch ſie in dieß Leben ſey geholfen worden?

J. In dieſem Falle glaube ich es wohl. Aber es giebt der Fälle doch viele, da man es nicht ſo genau unterſuchen kann.

St. Zum Exempel!

J. Zum Exempel! Wenn meines Vaters oder m iner Mutter Leichnam begraben würde: ſo würde ich gewiß alle ihre Fehler vergeſſen, und ihnen das beſte Lob ertheilen. Bey dem Grabe ſpricht man immer lieber Gutes als Böſes von dem Abgeſchiedenen. Würdet ihr nun wohl ſo genau unterſuchen können, ob ich die Wahrheit geredet hätte?

St. Dieß iſt freylich wahr. Weißt du aber, was wir thun würden, wenn du deinen Vater oder deine Mutter lobteſt?

J. Was denn?

St. Wir würden unterſuchen, was du für ein Menſch wäreſt. Wäreſt du ein geſunder, geſchickter, fleißiger, rechtſchaffener Menſch: ſo würden wir dein Lob annehmen; wäreſt du es aber nicht: ſo würden wir dir es zwar verzeihen, aber weiter keinen Gebrauch davon machen. Das Werk lobet den Meiſter, und wenn das Werk nichts taugt, ſo kann auch der Meiſter nicht viel werth ſeyn.

Wenn

Digitized by Google

Wenn du erſt die Leute näher wirſt kennen lernen, die im Todengerichte ſitzen; dann wirſt du alle Bedenklichkeiten fahren laſſen.

J. Wenn ich doch die Leute kennen ſollte, die mich aus dieſem Meere herausgezogen haben!

St. Warum?

J. Damit ich auch einmal, wenn über einen von ihnen Todengericht gehalten wird, auftreten und ſagen könnte: Er hat mir das Leben gerettet! ich bitte mir zu erlauben, daß ich ihm eine Crone von Eichenlaub aufſetzen darf.

St. Sey du darum unbekümmert! Wenn einer von ihnen die Erde verlaſſen ſollte, und du biſt bey uns: ſo wirſt du es erfahren, daß er dein Erretter geweſen iſt.

J. Warum darf ich es denn aber itzo nicht erfahren?

St. Weil wir gern im Stillen Gutes thun, und es nicht gern haben, daß man uns ins Geſicht lobt.

Indem wir ſo ſprachen, hörete ich einen Trupp Menſchen trappeln. Ich ſahe mich um, und erblickte ſechs Leute von unſerm Schiffe, die durch zwey gewaffnete Amerikaner begleitet wurden. Was iſt denn das? fragte ich.

St. Es ſind ſechs von deinen Kammeraden,

die nach einem holländiſchen Schiffe gebracht werden, welches im Hafen vor Anker liegt.

J. Und warum?

St. Bloß deßwegen, daß ſie mit dieſem Schiffe wieder nach Europa geſchickt werden.

J. Wollten ſie denn nicht in Amerika bleiben?

St. Bleiben wollten ſie wohl, aber wir wollten ſie nicht haben.

J. Warum denn nicht?

St. Warum nicht? Das hat ſeine beſondern Urſachen. Zwey davon ſind Zotenreißer, zwey Verläumder, und zwey haben nichts gelernt. Das wird dir freylich ſonderbar vorkommen, weil man bey euch zotenreißen, verläumden, ein Taugenichts ſeyn, und doch ein angeſehener, geehrter Mann ſeyn kann. Aber wir Amerikaner denken nun in ſolchen Punkten ganz anders; wir fragen die Leute, die wir unter uns aufnehmen wollen, nicht, was glaubſt du? ſondern wir unterſuchen, wie ſie leben! Voriges Jahr haben wir zwey Leute in unſere Gemeine aufgenommen, weil ſie gut, rechtſchaffen, geſchickt und fleißig waren, der eine glaubte ſieben Perſonen in der Gottheit, der andere nur eine. Dieſe ſechs Menſchen ſind hingegen, wie ihr zu ſagen pflegt, rechtglaubig. Was hilft uns denn aber

das?

das? Wenn die Zotenreißer unſern Jünglingen Aergerniß geben, unſere Weiber verführen; wenn die Verläumder die Verträglichkeit ſtören, in der wir bisher gelebt haben: wenn die Taugenichtſe uns zur Laſt fallen: glaubſt du denn, daß ihr Glaube das alles wieder gut machen werde?

J. Das glaube ich freylich nicht.

St. Nun da wirſt du mir auch zugeben, daß wir Recht thun, daß wir ſie transportiren laſſen.

J. Recht möget ihr wohl gethan haben, aber es iſt doch hart.

St. Ganz und gar nicht. Sieh dort, deinen Landsmann, mit der ſeidnen Weſte! Dieß iſt der Erzzotenreißer. Wenn er einen Spas machte, ſo war es eine Zote, ſprach er mit einem Frauenzimmer, ſo ſagte er Unflätereyen. Deßwegen war er bey uns verachtet. Wir würden Bedenken getragen haben, ihm die Schweine anzuvertrauen. In Europa hingegen kann er ſein Glück machen.

(Die Fortſetzung künftig.)

Nachricht.

Der erſte Theil der chriſtlichen Hauspoſtille wird itzo ausgegeben, und nach und nach jedem zugeſchickt werden, der darauf Beſtellung gemacht hat. Auf einmal iſt es aber nicht möglich. Ich bit-

bitte daher, daß jeder ſich gedulden möge, bis die Reihe an ihn kommt.

Allen Beförderern dieſes Werks danke für ihre Bemühung ſehr, und hoffe, daß ſie damit manches Gute ſtiften werden. Es iſt mir große Freude geweſen, daß ich unter ihnen ſo manchen rechtſchaffenen Mann, ſo manchen Beförderer des Guten habe kennen lernen, und ich bedaure nur, daß ich jedem zu antworten nicht im Stande bin. Ich bitte, daß mir dieſes Niemand als Kaltſinn oder Nachläſſigkeit auslege. Zum Schreiben fehlt es mir weder an Luſt, noch an Federn, noch an Papier, noch an Dinte. Eins nur fehlt mir, was doch auch zum Schreiben nöthig iſt — die Zeit. Daß dieß wahr ſey, wiſſen alle, die mich und meine arbeitsvolle Lage kennen. Ich kann alſo nur überhaupt verſichern, daß ich die Namen derer, die es ſich vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, ihre Mitchriſten verſtändiger, beſſer und glücklicher zu machen, gar wohl gemerkt habe, und daß ſie auf meine Liebe und Achtung rechnen können.

Wem der erſte Theil der chriſtlichen Hauspoſtille gefallen hat, und auch den andern zu leſen wünſcht, der wird erſucht, darauf wieder ſechs gute Groſchen Pränumeration einzuſchicken.

Auch werden der erſte und andere Theil denen, die 12 gute Groſchen darauf bezahlen, für dieſen Preis verabfolget; da ſie in dem Buchladen ſechszehn gute Groſchen koſten. Es wird mir große Freude ſeyn, wenn ich höre, daß meine Leſer mit meiner Arbeit zufrieden ſind, und daraus Nutzen ziehen. Schnepfenthal, den 16. April 1792.

Chr. G. Salzmann.

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Achtzehntes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Dieſer Zotenreißer, fuhr Stone fort, hat 100 Louisd'or im Beutel, und verſichert, daß ſich ſein Vermögen auf 2000 Louisd'or belaufe. Er ſchreibt auch, wie er ſagt, Romane. So ein Mann wird ja in den mehreſten Europäiſchen Städten mit offenen Armen empfangen. Man ertheilt ihm das Bürgerrecht, man zieht ihn in die vornehmſten Geſellſchaften, er kann zu den größten Ehrenämtern gelangen. Bey uns hingegen macht man ihn, ſo wahr ich ehrlich bin, nicht zum Schweinhirten. Auch der Schweinhirte unſrer Gemeine reißt keine Zoten. Iſts denn nun hart, wenn wir dieſen Zotenreißer zur Beſteigung höherer Ehrenſtufen behülflich ſind?

J. Du ſagſt mir vieles, was mich kränkt. Wahr iſts aber freylich. Was ſollen denn aber diejenigen in Europa anfangen, die kein Geld

haben, und auch ungeſchickt ſind etwas zu arbeiten?

St. Betteln!

J. Das können ſie ja bey euch auch.

St. Oho! Bey uns wird kein Bettler geduldet. Wer zur Arbeit Kräfte hat, der muß arbeiten, und derjenige, dem ſie fehlen, wird von uns ernährt.

J. Dieſe Einrichtung iſt bey uns auch.

St. In manchen Staaten. Das gebe ich zu. In den mehreſten aber verdient ſich der Bettler mit Faullenzen weit mehr, als der Leineweber oder Strumpfwirker, mit ſeiner ſauern Arbeit. Iſts denn nun hart, wenn wir dergleichen Leuten Gelegenheit verſchaffen, ſich mit Betteln zu nähren?

Ich kann nicht leugnen, daß mich dieſe Beſchuldigungen etwas verdroſſen, und gieng deßwegen mit einigem Unwillen von Stonen. Da ich aber die Sache auf dem Rückwege hin und her überlegte: ſo ſahe ich doch ein, daß der Mann recht hatte. Den folgenden Tag gieng ich wieder an meine Arbeit, und nahm mir vor, daß ich recht fleißig, und in allen meinen Reden behutſam ſeyn wollte, damit mich die Amerikaner nicht etwa auch fortſchicken möchten.

Digitized by Google

Als ich einmal recht eifrig über meiner Arbeit war: ſprach jemand hinter mir: guten Morgen! ich ſahe mich um — aber wie erſchrack ich, als ich hinter mir einen großen, ſtarken, kupferfarbenen Mann halb nackend, mit Bogen und Pfeilen vor mir ſtehen ſahe.

Wer biſt du? fragte ich erſchrocken.

Ich bin, antwortete er, Cheroqueſe.

Cheroqueſe? fragte ich weiter, alſo ein Wilder?

Ch. Bin nicht wild, bin gut Mann.

J. Du thuſt mir doch nichts?

Ch. Nichts thue! Nichts thue!

J. Du ziehſt mir doch nicht das Fell vom Kopfe?

Ch. Zieh nit Fell vom Kopfe.

J. Man hat mir aber doch in Europa geſagt, die Cheroqueſen wären ſo böſe Leute, daß ſie den Weißen, welche ſie bekämen, die Haut vom Kopfe zögen.

Ch. Wenn ſich die weiß Mann iſt bös Mann: iſt Cheroques auch bös Mann. Iſt die weiß Mann gut Mann: iſt Cheroques auch gut Mann.

Itzo holte er einen Tobaksbeutel hervor und wollte ſich Toback ſtopfen. Himmel, wie erſchrak ich, als ich dieſen Beutel erblickte! Er war

von der Kopfhaut eines Menſchen gemacht, welches die kaſtanienbraunen Haare bewieſen, die noch daran waren. Um Gotteswillen! rief ich, was haſt du da?

Ch. Iſt Kopffell vom weißen Mann.

J. Wie haſt du das bekommen?

Ch. Hab ſchlagen die weiß Mann auf die Kopf, und zogen ab das Fell.

J. Das haſt du gethan?

Ch. Hab ich gethan.

J. Da biſt du doch — ein böſer Mann.

Ch. Wenn man mich macht bös.

J. Was hat dir der weiße Mann denn gethan, daß du ſo böſe auf ihn geweſen biſt.

Ch. Sonſt waren die weiße Mann alle bös Mann, nahme weg unſer Land, hiebe ab unſere Bäume, ſchoſſe tod unſer Wild, da waren wir auch bös. Itzo iſt das weiß Mann, das hier herum wohnt, gut Mann, da iſt die Cheroqueſe auch gut Mann, ſchlägt nit mehr tod, zieht nit mehr Fell ab.

J. Nehmen denn die Weißen itzo aber kein Land mehr weg?

Ch. Nimmt ſich auch noch weg. Aber nit mit Gewalt. Läßt allemal erſt unſer Oberhaupt rufe, und kauft ihm ab das Land.

J. Was

J. Was geben euch denn die Weißen für euer Land?

Ch. Viel ſchöne Sachen; Meſſer, Hacken, Spaten, Thiere mit Hörnern und Thiere mit langen Haar (Rinder, Schafe).

J. Aber ſeyd ihr denn nicht böſe auf die Weißen, wann ihr ſeht, wie ſie ſich vermehren und ausbreiten?

Ch. Cheroques nit iſt bös, Cheroques hat lieb das weiß Mann, wenn weiß Mann iſt gut Mann.

J. Warum habt ihr ſie denn lieb?

Ch. Weil weiß Mann uns thut nichts; weil weiß Mann uns lehrt viel Gutes, lehrt uns baue die Acker, und den Haus, und füttere das Vieh und preſſe Milch aus das Vieh.

J. Was haſt du unter dem Arme?

Ch. Iſt Fell vom Luchs. Will verkaufe es an den weiß Mann.

Er gieng nun fort, und ich war ganz erſtaunt über die Treuherzigkeit dieſes Mannes. Die Amerikaner, dachte ich, müſſen doch vortrefliche Leute ſeyn, da ſie durch ihr Exempel ſelbſt die Cheroqueſen beſſern *).

Ich

*) Es iſt aber auch ihr Schade nicht. Weil ſie die Wilden beſſern, ſo haben ſie vor ihnen Ruhe,

Ich arbeitete friſch darauf los und nahm mir vor, durch meine Arbeitſamkeit, auch ein recht gutes Exempel zu geben.

Den folgenden Tag war mein Geburtstag. Ich arbeitete alſo dießmal nicht, ſondern gieng an das Ufer des Meers, ſetzte mich dort, und überdachte im Stillen das Gute, das der liebe Gott an mir gethan, und wie er mich ſo wunderbar vom Tode errettet hatte. Darüber wurde ich ſo weich, und mein Herz ſo gerührt, daß ich recht ſehnlich eine Gelegenheit ſuchte, wo ich an andern auch etwas Gutes thun, und mich ſo dankbar gegen den lieben Gott bezeigen könnte.

Itzo geſchah ein Kanonenſchuß vom Ufer. Ich erſchrack, und ſahe nach dem Ufer zu; weil ich glaubte, daß etwa wieder ein Unglücklicher vom Meere halb tod herbey getrieben würde. Da bemerkte ich in der Ferne ein Schiff, und kurz darauf 24 bewaffnete Amerikaner, die ſich an das Ufer ſtellcten, um des Schiffes Ankunft zu erwarten. Itzo kam es an, that zwey Kanonenſchüſſe, womit es dem Lande einen guten Morgen bot, und das Land bedankte ſich mit 2 Kanonenſchüſſen.

Nun

he, und bekommen die Thierhäute, die ſie verkaufen, von ihnen, die ſie hernach wieder mit Vortheil verhandeln können.

Digitized by Google

Nun wurde ein Boot vom Schiffe gelaſſen, auf welchem 12 Mann herbeyfuhren, und landeten. Kaum war dieſes geſchehen: ſo trat ein Amerikaner zu ihnen, und fragte ſie, wer ſeyd ihr lieben Freunde?

We are engliſhmen antwortete einer von ihnen. Sogleich trat ein anderer Amerikaner herbey und redete dieſe Leute in ihrer Sprache an, wovon ich kein Wort verſtund. Ich ſpannte nun recht auf, um wenigſtens ein Wort zu verſtehen, aber ich verſtund weiter nichts als das Wort Water, welches wohl Waſſer heißen mochte.

Da ich nun ſo ganz voll Verwunderung daſtund, und ihnen zuhörete, ſprach einer von ihnen zu mir: guten Morgen Conſtant! Ich machte Augen, wer weiß wie groß, ſahe den Fremden an — da erblickte ich, wißt ihr wen? meinen lieben Herrn von Aſſof. Herr von Aſſof! rief ich laut, fiel ihm um den Hals und weinte ſo ſtark, daß die Fremden und die Amerikaner ihr Geſpräch abbrachen und uns zuſahen.

Herrn von Aſſof traten die Thränen auch in die Augen und er ſagte wehmüthig, ſo hat uns beyde alſo der gute Gott erhalten!

Wie ſind Sie erhalten worden? fragte ich weiter.

Davon, antwortete er, wollen wir bald ausführlich ſprechen.

Wer ſind, fuhr ich fort, die Leute, mit welchen Sie gekommen ſind?

Engländer! war ſeine Antwort.

Itzo nahm ich ihn an meinen Arm, um ihn mit in mein Quartier zu führen, aber das gieng ſo geſchwinde nicht. Ein Amerikaner rief mir zu: du darfſt dieſen Fremden nicht mit dir nehmen. Dieß iſt gegen die Landesgeſetze. Wenn die Fremden ſich bey uns aufhalten wollen: ſo iſt ein öffentliches Haus, wo ſie ſich können bewirthen laſſen, und Handel ſchließen, wie ſie ſelbſt wollen.

(Die Fortſetzung künftig.)

Herr Paſtor Cramer zu Quedlinburg und Hr. Inſpector Zerrenner zu Derenburg, zwey Männer, die ſich ſchon durch verſchiedene gute Bücher, auf eine rühmliche Art, bekannt gemacht haben, geben itzo gemeinſchaftlich ein Erbauungsbuch heraus, welches den Titel führt: Chriſtliche Morgen- und Abendfeier, ein Andachtsbuch für nachdenkende Chriſten, nach den Bedürfniſſen der Zeit, auf alle Tage im Jahre. Es wird aus 2 Bänden beſtehen, und jeder 48 bis 50 Bogen betragen. Wer darauf voraus bezahlt, erhält jeden Band für einen Thaler Conventionsmünze. Die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal nimmt Pränumeration an, welche frey an Carl Ritter, Zögling zu Schnepfenthal eingeſchickt werden kann.

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Hierauf ſahe ich, daß die bewaffneten Amerikaner die Engländer zu einer Quelle führten, und ihnen ihre Tonnen mit Waſſer füllen ließen.

Neune von den Engländern fuhren dann nach dem Schiffe zurück, und zwey, nebſt Herrn von Aſſof, blieben im angewieſenen Wirthshauſe, und ich gieng mit ihnen.

Sobald wir angekommen waren, erzählte ich dem Herrn von Aſſof, wie wunderbar ich ſey gerettet worden, und wie liebreich mich die Amerikaner aufgenommen hätten.

Mich hat, ſagte er, der gute Gott auch ſehr wunderbar gerettet. Da unſer Schiff ſank, ſprang ich, nebſt noch einigen, die neben mir waren, in ein Boot, und wurde in demſelben drey Tage auf dem Meere umher getrieben. Da ich nur Lebensmittel für mich mitgenommen hatte,

 meine

Digitized by Google

meine Kammeraden aber nicht eben ſo vorſichtig geweſen waren: ſo zwangen ſie mich, meinen Vorrath mit ihnen zu theilen, und wir zehrten ihn gleich den erſten Tag auf. Den folgenden Tag mußten wir hungern. Den dritten Tag bereitete ich mich zur Abreiſe von dieſer Erde zu. Der Sturm hatte ſich zwar geleget, der Himmel war heiter, allein meine Kleider waren durchaus naß, und ich fühlte den heftigſten Hunger, nebſt einem Frieren, das alle Glieder zitternd machte.

Die Sonne näherte ſich ihrem Untergange, und ich dachte bey mir ſelbſt: itzo gehſt du für mich zum letztenmale unter. Da hieß es aber recht: wann die Noth am größten: ſo iſt die Hülfe am nächſten. Wir erblickten nämlich ein Schiff in der Entfernung. Aber was ſollten wir thun, um uns ihm zu nähern, und unſere Noth zu erkennen zu geben? Zum Rudern hatten wir keine Kräfte mehr, und zum Schießen fehlte uns weiter nichts, als Pulver, Feuer und eine Kanone. Itzo hieng unſer aller Leben von einem glücklichen Einfalle ab, und den hatte ich. Auf unſerm Boote befand ſich zum Glück eine lange Stange. Dieſe nahm ich, knüpfte meinen Rock daran, und nun brachten wir ſie mit vieler Mühe in die Höhe. Kaum hatten wir ſie etwa eine Viertelſtunde gehalten: ſo hörten wir einen Kanonen-

nonenſchuß vom Schiffe, zum Zeichen, daß es uns bemerkt habe. Was war das für eine Freude! Und wenn Gott ſelbſt vom Himmel gerufen hätte: ihr ſollt leben! ſo hätte unſere Freude nicht größer ſeyn können. Wir bemerkten bald ein Boot, das auf uns zu ruderte. Da es bey uns kam: ſo bemühten ſich die Engländer, die drauf waren, um die Wette, unſere ausgehungerte Geſellſchaft in ihr Boot zu nehmen. Es ſchienen rauhe harte Leute zu ſeyn, aber die Noth ihrer Mitmenſchen machte ſie doch ſo weich, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen.

Sie banden unſer Boot an das ihrige, und ruderten nun, aus allen Kräften, nach ihrem Schiffe zu, wo man uns recht menſchenfreundlich aufnahm. Das erſte, was man für uns that, war, daß man uns trockene Kleider gab, die wir, ſtatt unſerer durchnäßten, anlegen mußten. Unterdeſſen wurden für uns Speiſen, beſonders eine gute Suppe, bereitet. Einige Matroſen konnten die Zeit nicht erwarten, bis dieſe Speiſen ankamen, ſondern theilten uns von ihrem Zwieback mit. Begierig führte ich ihn nach dem Munde zu: da fiel mir aber noch zur rechten Zeit ein, daß es mir nicht geſund ſeyn könnte, wenn ich, nach langem Hunger, ſo gierig eine ſo trockene Speiſe genöſſe. Ich beſiegte alſo meinen Hun-

meine Kammeraden aber nicht eben ſo vorſichtig geweſen waren: ſo zwangen ſie mich, meinen Vorrath mit ihnen zu theilen, und wir zehrten ihn gleich den erſten Tag auf. Den folgenden Tag mußten wir hungern. Den dritten Tag bereitete ich mich zur Abreiſe von dieſer Erde zu. Der Sturm hatte ſich zwar geleget, der Himmel war heiter, allein meine Kleider waren durchaus naß, und ich fühlte den heftigſten Hunger, nebſt einem Frieren, das alle Glieder zitternd machte.

Die Sonne näherte ſich ihrem Untergange, und ich dachte bey mir ſelbſt: itzo gehſt du für mich zum letztenmale unter. Da hieß es aber recht: wann die Noth am größten: ſo iſt die Hülfe am nächſten. Wir erblickten nämlich ein Schiff in der Entfernung. Aber was ſollten wir thun, um uns ihm zu nähern, und unſere Noth zu erkennen zu geben? Zum Rudern hatten wir keine Kräfte mehr, und zum Schießen fehlte uns weiter nichts, als Pulver, Feuer und eine Kanone. Itzo hieng unſer aller Leben von einem glücklichen Einfalle ab, und den hatte ich. Auf unſerm Boote befand ſich zum Glück eine lange Stange. Dieſe nahm ich, knüpfte meinen Rock daran, und nun brachten wir ſie mit vieler Mühe in die Höhe. Kaum hatten wir ſie etwa eine Viertelſtunde gehalten: ſo hörten wir einen Kanonen,

nonenſchuß vom Schiffe, zum Zeichen, daß es uns bemerkt habe. Was war das für eine Freude! Und wenn Gott ſelbſt vom Himmel gerufen hätte: ihr ſollt leben! ſo hätte unſere Freude nicht größer ſeyn können. Wir bemerkten bald ein Boot, das auf uns zu ruderte. Da es bey uns kam: ſo bemühten ſich die Engländer, die drauf waren, um die Wette, unſere ausgehungerte Geſellſchafft in ihr Boot zu nehmen. Es ſchienen rauhe harte Leute zu ſeyn, aber die Noth ihrer Mitmenſchen machte ſie doch ſo weich, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen.

Sie banden unſer Boot an das ihrige, und ruderten nun, aus allen Kräften, nach ihrem Schiffe zu, wo man uns recht menſchenfreundlich aufnahm. Das erſte, was man für uns that, war, daß man uns trockene Kleider gab, die wir, ſtatt unſerer durchnäßten, anlegen mußten. Unterdeſſen wurden für uns Speiſen, beſonders eine gute Suppe, bereitet. Einige Matroſen konnten die Zeit nicht erwarten, bis dieſe Speiſen ankamen, ſondern theilten uns von ihrem Zwieback mit. Begierig führte ich ihn nach dem Munde zu: da fiel mir aber noch zur rechten Zeit ein, daß es mir nicht geſund ſeyn könnte, wenn ich, nach langem Hunger, ſo gierig eine ſo trockene Speiſe genöſſe. Ich beſiegte alſo meinen Hun-

ger, und aß nichts, warnte auch meine Kameraden, daß ſie es eben ſo machen möchten. Sie folgten mir, bis auf zwey, welche wohl in der Jugend nicht mochten gelernt haben, ihre Begierden zu mäßigen. Dieſe ergriffen den Zwieback und verſchluckten ihn, mit ſolcher heißen Begierde, daß ſie ſich keine Zeit nahmen, ihn recht durchzukauen. Was war aber die Folge davon? Nach einer Stunde fielen ſie um, bekamen die heftigſten Schmerzen, einer davon ſtarb, der andere mußte eine ſchwere Krankheit ausſtehen, und iſt noch nicht vollkommen hergeſtellt.

Merke er ſich dieſes, Conſtant! Je heftiger die Begierde iſt, ſie heiſe nun Hunger oder Durſt, Zorn oder Schwermuth, Freude oder Liebe, deſto mehr muß man auf ſeiner Hut ſeyn, daß man ſich dadurch nicht mit fortreiſſen laſſe, ſonſt kann man in einer unglücklichen Viertelſtunde einen Schritt thun, der uns auf unſer ganzes Leben lang unglücklich macht.

Itzo brachte uns der Schiffarzt einen Fliederthee, davon jeder eine Taſſe trinken mußte; dieß war für uns ein herrliches Labſal und Stärkung, der trockene Schlund wurde angefeuchtet, der Magen erwärmt, und der ganze Körper bekam neues Leben. Nach einer halben Stunde bekam jeder etwas Suppe, eine Stunde darauf etwas

was Fleiſch, dann mußten wir uns zur Ruhe legen, ob wir gleich noch hungerten, wie die Wölfe.

Den folgenden Morgen wurden uns Speiſe und Trank wieder zugemeſſen, doch fielen die Portionen etwas größer aus. So wurden wir durch die Menſchenliebe und gute Verpflegung der Engländer alle wieder hergeſtellt, bis auf den Unglücklichen, der ſeine Eßluſt nicht zu mäßigen wußte. Dieſer ſtarb; man band ſeinen Leichnam auf ein Bret, warf ihn in die See, und, weil man auf dem Schiffe keine Glocken hat, mit welchen man ein Trauergeläute anſtellen kann: ſo löſete man, ſtatt des Trauergeläuts, eine Kanone.

Ich wollte dem Herrn von Aſſof nun auch erzählen, wie es mir bisher in Amerika gegangen wäre, aber einer von den Amerikanern rief mich bey Seite und ſagte, die Gemeine ſähe es nicht gern, wenn man zuviel gegen Fremde ſpräche, die man nicht recht kenne.

Dieſen Herrn kenne ich aber genau, war meine Antwort.

Aber wir kennen ihn noch nicht, ſagte der Amerikaner.

Und warum, fragte ich weiter, darf man nicht zu viel gegen Fremde reden?

Das muß dir, wenn du darüber nachdenken willſt, ſelbſt beyfallen.

Nun drehete er ſich herum, und kehrte mir den Rücken zu. Da ich es nun nicht gern mit den Amerikanern, die mir ſo viel Gutes gethan hatten, verderben wollte: ſo druckte ich meinem lieben Herrn von Aſſof die Hand, und ſagte ihm, daß ich mich dießmal von ihm entfernen müſſe.

Den folgenden Tag wollte ich ihn ſprechen, man erlaubte es mir aber nicht, und ich wurde dießmal im Ernſt auf die Amerikaner böſe, weil mir dieß ſonderbare Betragen doch wirklich Eigenſinn zu ſeyn ſchien.

Den dritten Tag kam er ſelbſt zu mir, aber — um Abſchied zu nehmen. Meine Geſchäffte, ſagte er, erlauben mir nicht, mich länger hier aufzuhalten, ich muß weiter reiſen — auf dem Rückwege werden wir uns einander wieder ſprechen.

Da ſtund ich nun, wie eine Bildſäule, und wußte nicht, ob ich mit ihm gehen, oder zurück bleiben ſollte.

Wollen Sie, fragte ich ihn endlich, mich nicht auch mitnehmen?

Will er mit mir? fragte er.

Da ſchlug ich die Augen nieder, und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

Ueberlege er es! fuhr er fort. Ohne Ueberlegung darf man eine ſo wichtige Entſchließung nicht

nicht faſſen. Jn einer halben Stunde komme ich wieder und hole ſeine Antwort ab.

Jch überlegte die Sache hin und her, und entſchloß mich endlich, bey den Amerikanern zu bleiben, wenn es Herr von Aſſof zufrieden wäre. Dieſer war es, und ſchied mit naſſen Augen von mir, nachdem er mich verſichert hatte, daß er nächſtens zurückkommen werde.

(Die Fortſetzung künftig.)

Im Monat April haben ſich zur chriſtlichen Haus-poſtille folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Camenz in Leipzig	1	Ex.
— Cand. Weber in Langenſalz	5	
— Schulm. Hartmann zu Großenritt	2	
— Schull. Preen zu Tanne	6	
— Schull. Wilberg in Hamm	12	
— Ein Ungenannter	1	
— Held zu Groß Sara	1	
— Preißer daſ.	1	
— Schulm. Knüpfer daſ.	1	
— Schulm. Müller	1	
— Gymnaſ. Karl in Gotha	1	
— Ernſt Günther in Markbreit	6	
— Ungenannter aus Schleſien	3	
— Cand. Vogel in Queienfeld	9	
— Stud. Leiſter in Worms	1	
— Stud. Bockerod in Wehrda	1	
— Wächter in Dittelſtedt	1	
— Kandelhard in Stollberg	6	
— Pf. Schumacher zu Günthersberge	1	
— Pf. Tönlig in Jägersdorf	1	

Herr

Herr Chriſtoph Haun in Schwerſtedt		1
—	Jordan zu Königshof	6
—	Rektor Kerſt zu Ordruf	1
—	Pf. Jäger in Kloſter Gröningen	6
—	Schulm. Benz in Windeberg	6
—	Kinkel in Waltershauſen	1
—	Cand. Kroneberg in Körnern	1
—	Mahr in Waltershauſen	1
—	Joh. Mich. Neumann in Themar	2
—	Commiſſionsr. Ettinger in Gotha	3
—	Sternickel in Greußen	2
Fr. Diak. Schmid in Lobeda		1
Herr Pf. Wokenius in Allſtedt		3
—	Hofr. Kellner in Dresden	1
—	Georgi in Caſſel	4
—	Grünhagen in Nordhauſen	1
Fr. Majorin von Burgsdorf in Langenſalz		1
Mad. Weiß daſelbſt		1
Herr geh. Bankoſecr. Thim in Berlin		1
—	Poſtſecr. Holland in Hersfeld	4
—	Kirchner Sinnhold in Erfurt	8
—	Graf in Greuſſen	2
—	Hoffact. Leutlof in Apolda	3
—	Buchh. Keyſer in Erfurt	6
—	Pr. Stolterfeſt in Lübeck	13
—	Weydmann in Deutmannsdorf	10
—	Conr. Vogt in Schmideberg	42
—	Buchh. Wedekind in Eiſenach	6
—	Stadtſchr. Kalenberg in Herzgerode	1
Fr. Oberhofmeiſt. von Langefeld in Rudolſtadt		1
Herr Pf. Göring in Steugenheim		12
—	Pf. Erb in Schornweißach	2
	Summa	214

Der Bote aus Thüringen.

Zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Den nächſten Sonntag, ehe die Kirche angieng, ſahe ich einen jungen rüſtigen Burſchen, mit einem geſunden, ſchönen, wohlgewachſenen Mädchen, durch die Straße gehen. Aus den Blicken, die ſie einander zuwarfen, ſchloß ich, daß es wohl ein Paar Verliebte ſeyn möchten.

Wohin gehen denn dieſe Leutchen? fragte ich einen Amerikaner, der mir eben begegnete.

Ins Examen, antwortete er.

J. Zu wem denn?

A. Der Burſche zum Prediger, das Mädchen bey eine unſerer verſtändigſten Frauen.

J. Ueber welches Hauptſtück werden ſie denn examiniret?

A. Ueber das Hauptſtück vom Eheſtande, und von der Erziehung der Kinder.

J. Warum denn das?

Digitized by Google

A. Damit man wiſſe, ob ſie Verſtand ge-nug haben, eine glückliche Ehe zu führen, und ihre Kinder gut zu erziehen.

J. Das iſt doch artig. In unſerm Lande werden die jungen Leute auch über allerley exami-niret, aber nur nicht über dieſes Hauptſtück. Man erkundiget ſich bey ihnen, was für eine Re-ligion? wie viel Geld ſie haben! Nach Ver-ſtande aber wird bey uns niemals bey dieſer Ge-legenheit gefragt.

A. Ländlich ſittlich! Bey uns fragen wir deſto mehr nach Verſtande. Ich habe mir aber auch ſagen laſſen, daß bey euch eine glückliche Ehe ſo ſelten ſey, wie ein weißer Sperling; daß Eheleute bey euch ſich oft zanken und raufen, bald der Mann die Frau, bald dieſe den Mann quäle. Wenn wir die Fremden, die hier ankommen, exa-miniren: ſo finden wir immer ſolche, die, wegen mißvergnügter Ehe, ihr Vaterland verlaſſen ha-ben. Voriges Jahr kam auch einer zu uns. Warum, fragte ich ihn, biſt du nicht im Vater-lande geblieben? Er kratzte ſich im Kopfe und ſagte: weil ich einen Teufel zur Frau hatte.

Wie kann denn dieß auch anders kommen, da aus dem Verſtande bey euch in ſolchen Fällen nichts gemacht wird, den man doch ſchlechter-

dings

Digitized by Google

dings haben muß, wenn man eine glückliche Ehe führen und ſeine Kinder gut erziehen will.

J. Das iſt wohl ganz gut. Aber warum wird denn nun hiernach ſo ſtark gefragt? Wenn ich in den Eheſtand treten wollte, und hätte nicht Verſtand genug dazu, ſo wäre es freylich nicht gut. Aber wem ſchadete ich denn damit? Niemanden, als mir ſelbſt. Was habt ihr euch denn nun darum zu bekümmern?

A. Ich dachte der Conſtant wäre ſo ein verſtändiger Mann, und thut ſolche Fragen an mich? Geſetzt nun, du heyratheteſt mit Unverſtande, zeugteſt alle zwey Jahre ein Kind, und könnteſt es nicht ernähren. Meynſt du denn nicht, daß uns dieß etwas verſchlage? Werden wir deine Kinder nicht ernähren müſſen? Oder wenn du kein Kind erziehen könnteſt, ſetzteſt uns etwa Kinder hin, wie ich ſie in Europäiſchen Städten oft geſehen habe, mit dicken Bäuchen, krummen Beinen, Triefaugen und ausgeſchlagenen Köpfen: wäre das nicht eine Schande für unſere Gemeine, wenn ſolche elende Geſchöpfe in derſelben umher giengen?

Ja, was das Schlimmſte iſt, wenn du zur Ehe nicht den nöthigen Verſtand hätteſt: ſo würdeſt du unſerer Gemeine Aergerniß geben. Deine unordentliche Haushaltung, deine lüderlichen,

 ſau-

faulen, boshaften Kinder, würden andere anſtecken. Fiele alſo der Schade von deinem Unverſtande nicht auf die ganze Gemeine?

Wir betrachten uns hier als Glieder eines Leibes. Leidet nun nicht dein ganzer Leib, wenn dir ein Zahn oder ein Finger wehe thut? Sorgſt du nicht dafür, daß alle deine Glieder geſund ſind? ſo müſſen wir alſo auch dafür ſorgen, daß alle Glieder unſerer Gemeine geſund ſind, nicht nur am Leibe, ſondern auch an der Seele.

J. Iſt es mir denn nicht erlaubt, das Examen mit anzuhören?

A. Nein. Bey dieſem Examen darf kein dritter zugegen ſeyn.

J. Warum denn nicht?

A. Damit die jungen Leute ſich nicht ſchämen dürfen, ſondern ganz frey reden können, wie es ihnen ums Herz iſt.

J. Das iſt doch Schade!

A. Wenn dir ſo viel daran gelegen iſt, unſer Eheſtandsexamen kennen zu lernen, ſo will ich dir die Punkte geben, über die ich bin examiniret worden.

J. Da thuſt du mir einen großen Gefallen.

Den Nachmittag gab er ſie mir, und ich ſchrieb ſie für mich ab. Es würde zu weitläuftig ſeyn, das ganze Examen hier anzuführen, denn es

es war einige Bogen lang. Ich will daher nur folgendes daraus vorleſen:

„Prediger. Wenn du alſo deine Kinder gut erziehen willſt, ſo mußt du vor allen Dingen ihre Liebe und ihr Zutrauen zu erwerben ſuchen. Wie willſt du dieſes anfangen?

Bräutigam. Ich will ihnen recht viel Vergnügen machen.

Pr. Das iſt wohl ganz gut. Aber womit willſt du ihnen Vergnügen machen?

Br. Ich will ihnen bisweilen etwas erzählen.

Pr. Was denn?

Br. Was ſie verſtehen.

Pr. Das war recht! Denn wenn man den Kindern erzählet, was ſie nicht verſtehen: ſo erzieht man ſie zu Papageyen, die auch nachplappern, was man ihnen vorſagt, ohne daß ſie etwas dabey denken. Wirſt du ihnen viel von der himmliſchen Seligkeit erzählen?

Br. Gar nicht. Denn davon verſtehen ſie noch nichts.

Pr. Wie willſt du aber erzählen?

Br. Alles recht deutlich.

Pr. Verſuch es einmal! ſtelle dir vor, ich wäre ein vierjähriges Kind, und nun erzähle mir einmal!

Br. Ich will mich auf etwas beſinnen — itzo fällt es mir bey: der kleine Franz aß allerley gerne, Butter, Kirſchen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, am liebſten aß er aber doch das Honig. Brachte ihm die Mutter Honig zum Frühſtück: ſo ſchlug er allemal in die Hände und ſagte: ey tauſend gar Honig!

Pr. Hier mußt du auch in die Hände ſchlagen, etwas große Augen machen, die Stimme verändern, wie etwa ein Kind in dieſem Falle thun würde. Fahr nun fort!

Br. Willſt, dachte der Vater, dem Franz einmal eine rechte Freude machen — willſt ein Paar Bienenſtöcke kaufen. Er ſuchte eine Hand voll Geld zuſammen, kaufte einen Bienenſtock und noch einen Bienenſtock, ein Paar Bienenſtöcke kaufte er, und ſetzte ſie des Abends in das Bienenhaus. Des Morgens, da Franz ſein Frühſtück gegeſſen hatte, ſagte der Vater: Franz, willſt du mir nicht eine Handvoll Peterſilie aus dem Garten holen? Gern Vater! ſagte Franz, und lief hinunter in den Garten. Tauſend! was machte er für Augen, als er die Bienenſtöcke ſahe! Ah! ſagte er, und ſahe zu, wie die Bienen aus und einflogen. Dann ſprang er fort die Treppe hinauf und rief: Vater! Vater! geſchwinde komm herunter in den Garten, da ſtehet

dir

dir ein Bienenſtock, und noch ein Bienenſtock. Und nun faßte er den Vater bey der Hand, und zog ihn mit herunter in den Garten. Der Vater fragte; ja woher kommen denn die Bienenſtöcke?

Die haſt du gewiß gekauft, Vater! antwortete Franz: ja! ja! der Vater lacht, der hat ſie auch ganz gewiß gekauft. Biſt ein recht guter Vater. Iſt Honig in den Bienenſtöcken?

Ja! ſagte der Vater, es iſt Honig in den Bienenſtöcken. Hole aber ja kein Honig heraus! ſieh auch nicht hinein in die Bienenſtöcke! Die Bienen haben Stacheln, ſo ſpitzig, wie eine Stecknadel. Wenn du ihnen nun zu nahe kommſt, wup! da kommen ſie und ſtechen dich, das thut ſchrecklich wehe.

Das merkte ſich Franz, einen Tag und noch einen Tag. Aber den dritten Tag dachte er, willſt einmal in den Bienenſtock ſehen, willſt ſehen, wie die Bienen das Honig machen. Er ſchlich alſo hin.

Pr. Du mußt auch ſchleichen, auf den Zähen gehen, eben ſo, wie es Franz machte.

Br. Machte den Stock auf, wu wu wu! da ſummſten die Bienen, wup da fuhr eine heraus, und ſtach ihn auf die Naſe. Hi! hi! hi! hi! ſchrie Franz, und lief, als wenn ihm der Kopf brennte. Sein Vater hörte es, erſchrack, lief herbey, und zog den Stachel heraus, den die

Biene

Biene in der Naſe hatte ſtecken laſſen. Das brennte, wie Feuer. Und Franz ſchrie gar erſchrecklich. Den andern Tag war die Naſe geſchwollen, und ſo dick, wie eine Fauſt. Er mußte deßwegen den ganzen Tag auf der Stube bleiben.

Sagte ich es dir nicht, ſprach der Vater zu ihm, du ſollteſt nicht in die Bienenſtöcke ſehen? Wer nicht hören will, der muß fühlen.

Pr. Du haſt gut erzählet. Weißt du auch warum du immer die Stimme verändern, und alles mit Geberden ausdrücken mußt.

Br. Damit das Kind recht Achtung gebe, und alles recht verſtehe.

Pr. Ganz recht. Denn man mag ſo wenig erzählen, als man will, ſo kommen immer Worte vor, welche dem Kinde unverſtändlich ſind. Dieſe muß man durch ſeine Geberden und Stellung ausdrücken. Wenn du z. E. ſagſt, Franz ſchlich nach den Bienenſtöcken: ſo verſteht das Kind vielleicht das Wort ſchlich nicht; wenn du aber auf den Zähen gehſt, ſo weiß es, was du damit ſagen willſt.

Weißt du für deine künftigen Kinder ſonſt kein Vergnügen, als Erzählungen?

Br. O ja! ich will ihnen auch die Natur zeigen, und ſie darauf aufmerkſam machen.

Die Fortſetzung folgt.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Worauf willſt du denn zum Exempel deine Kinder aufmerkſam machen? fragte der Prediger.

Bräutigam. Erſt auf Thiere

Pr. Warum denn nicht auf Steine?

Br. Weil die Kinder noch keine Freude daran haben.

Pr. Willſt du ihnen nicht auch bisweilen ein Thier, z. E. einen jungen Sperling einen Froſch, einen Käfer geben, daß ſie damit ſpielen?

Br. Nein, das will ich nicht thun. Die Kinder martern ſonſt das arme Thier und gewöhnen ſich zur Grauſamkeit.

Pr. Willſt du ihnen denn gar nichts zu ſpielen geben?

Br. O ja! den Mädchen Puppen, den Knaben hölzerne Pferde, Ballen und dergl.

— A Pr. Iſts

Pr. Iſts denn aber auch recht, daß die Kinder ſpielen?

Br. O ja! das macht ihnen Bewegung, und ſie lernen vielerley dabey.

Pr. Mit wem ſollen denn deine Kinder ſpielen?

Br. Wenn ich kann, ſo ſpiele ich ſelbſt mit ihnen, oder meine Frau.

Pr. Das war gut geantwortet. Wenn uns die Kinder lieben ſollen: ſo muß man mit ihnen ſpielen, ihnen ſelbſt Spielzeug verſchaffen; wenn man aber immer unter ihnen mit ſteifem Nacken herum geht, und ernſthaft iſt, ſo fürchten ſie uns. Würde es den Kindern nicht auch Vergnügen machen, wenn du allerley Naſchwerk bey dir trügeſt, und ihnen davon von Zeit zu Zeit etwas zuſteckteſt?

Br. Das wohl, aber ich würde ihnen dadurch Schaden thun, ſie würden gefräßig und naſchhaftig, am Ende krank werden.

Pr. Aber wenn nun deine Kinder ſo etwas verlangten, was wollteſt du da thun?

Br. Wie es die Umſtände mit ſich brächten. Wenn es etwas unſchädliches wäre; z. E. Nüſſe, Aepfel, Birn u. dergl. ſo würde ich es ihnen geben.

Pr. Wenn

Pr. Wenn es aber ſchädlich wäre, z. E. Wein, oder ein ſcharfes Meſſer?

Br. So würde ich es ihnen nicht geben.

Pr. Das iſt wohl ganz gut, aber da behält dich ja das Kind nicht mehr lieb. Sag mir einmal, wenn dein Kind ein ſcharf Meſſer haben wollte: wie wollteſt du es davon abbringen, ohne daß es unwillig auf dich werde?

Br. Ich will mich beſinnen — — ich wollte das Kind auf etwas anderes aufmerkſam machen. Wenn es z. E. ein ſcharfes Meſſer wollte, ſo würde ich ihm geſchwinde ein Bilderbuch holen, oder ſonſt etwas zeigen. Unterdeſſen, daß es dieſes ſieht, hätte es das Meſſer vergeſſen.

Pr. Bey kleinen, unverſtändigen Kindern iſt das gut. Aber willſt du denn eben ſo ein acht- bis zehnjähriges Kind behandeln?

Br. Nein! Mit dieſem muß ich ganz anders umgehen. Ich muß ihm ſagen, daß das, was es verlangt, nicht gut ſey. Wollte es z. E. ein ſcharfes Meſſer haben: ſo würde ich ihm ſagen, das Meſſer ſchneidet, da lauft hernach das Blut heraus.

Pr. Recht gut. Wenn du aber nicht Zeit hätteſt, viel mit dem Kinde zu reden?

Br. Da wollte ich ihm gerade zu ſagen: das geht nicht; das kann ich dir nicht geben.

Pr. Auch gut: denn Kinder müſſen gewöhnet werden, ihren Eltern auch blindlings zu gehorchen. Sie thun es auch gerne, wenn ſie nur glauben, daß dieſe es gut mit ihnen meynen. Wenn nun aber das Kind durchaus auf etwas beſtünde, und ſchrie und ſtampfte mit den Füßen, wollteſt du ihm dann nicht geben, was es verlanget, damit es ſtille ſchwiege?

Br. Dann durchaus nicht. Wenn das Kind merkte, daß es durch Schreyen etwas von mir erlangen könnte: ſo würde es hernach allemal ſchreyen, und durch ſeine Ungezogenheit alles von mir zu erzwingen ſuchen.

Pr. Ja wohl! ja wohl! wenn ein Kind mit Schreyen etwas verlangt: ſo darf man es ihm ſchlechterdings nicht geben, wenn es auch etwas Unſchädliches wäre. Bisweilen richten die Kinder auch einen Schaden an, ſie zerſtoßen oder zerbrechen etwas, ein Glas, einen Spiegel u. dgl. Wenn nun ſo etwas einmal paſſiren ſollte, was wollteſt du denn wohl thun?

Br. Ich wollte dem Kinde einen Verweis geben, oder, wenn es ſchon etwas größer wäre, und mit Arbeiten etwas verdienen könnte: ſo wollte ich mir es bezahlen laſſen.

Pr. Wäre es denn nicht beſſer, wenn du ihm, wie ma zu ſagen pflegt, ein Nota bene gäbſt,

wenn

wenn du es mit dem Stocke oder mit der Ruthe ſchlügeſt, damit es in Zukunft vorſichtiger würde?

Br. Ich glaube doch nicht. Heute ſchlüge ich z. E. ein Kind, weil es mir ein Glas zerbrochen hätte, morgen zerbräche ich oder meine Frau ſelbſt ein Glas: da würde das Kind denken: Vater oder Mutter hat auch ein Glas zerbrochen, die haben auch Schläge verdient.

Pr. Und wenn hernach das Kind wieder etwas zerbräche, und wüßte, daß es dafür Schläge bekäme, was würde es da thun?

Br. Es würde es verheimlichen und leugnen.

Pr. Ey ja wohl! ja wohl! und das wäre ein ſchrecklich großes Unglück. So bald ein Kind anfängt zu lügen: ſo iſt es ſchon halb verdorben. Wenn man aber zu ſtrenge gegen die Kinder iſt: ſo zwingt man ſie ja, daß ſie lügen müſſen. Weißt du vielleicht hiervon einen Spruch aus der Bibel?

Br. Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, damit ſie nicht ſcheu werden.

Pr. Wenn nun aber der Fall eintritt, daß du bisweilen ein Kind ſtrafen mußt, wofür mußt du dich denn hüten?

Br. Daß ich es nicht im Zorne ſtrafe.

Pr. Warum denn nicht?

 Br. Ja,

Br. Ja, ich werde es meinen Kindern nicht zulaſſen, daß ſie zornig ſind, da darf ich es halt auch nicht ſeyn.

Pr. Ey freylich. Wie kann denn ein Kind liebreich und ſanftmüthig werden, wenn es ſeine Eltern immer zornig ſieht? Und wenn du nun dein Strafamt mit kochendem Blute anfiengſt: wie würdeſt du wohl das Kind ſtrafen?

Br. Viel heftiger, als es das arme Kind verdienet hätte.

Pr. Du würdeſt ihm alſo Unrecht thun. Wenn du nun dem Kinde Unrecht thuſt, was wird es von dir denken?

Br. Es wird mich für einen harten Mann halten, und mir gram werden.

Pr. Und wenn nun der Zorn bey dir verraucht iſt, und du ſiehſt ein, daß du deinem armen Kinde Unrecht gethan habeſt, wie wird dir zu Muthe werden?

Br. Es wird mich gewaltig dauern.

Pr. Ey freylich wird es dich dauern. Du wirſt nun dein Unrecht gut machen wollen. Du wirſt das Kind careſſiren, ihm vielleicht Aepfel und Nüſſe holen, und ſagen: gieb dich doch nur zufrieden, liebes Kind! es iſt nun alles vorbey. So würdeſt du dich ſelbſt um dein Anſehen bringen. Glaubſt du denn aber, daß du dich nie

über

über die Unarten und Verſehen deiner Kinder erzürnen, nie im Zorn ſie ſtrafen werdeſt?

Br. Dafür kann ich nicht gut ſeyn. Ich bin kein Engel.

Pr. Wenn nun einmal der Fall einträte, daß du über deinen Zorn nicht Herr werden könnteſt, und im Zorne das Kind ſtärker ſtrafteſt, als es ſeyn ſollte, oder es wohl gar unrechtmäßig ſtrafteſt — wie da?

Br. Das iſt ein ſchwerer Caſus. Darauf weiß ich nicht zu antworten.

Pr. Wäre es nicht gut, wenn du es dem Kinde abbäteſt?

Br. Das wäre doch wohl nicht gut. Dadurch vergäbe ich meinem Anſehen.

Pr. Ich glaube auch. Da wäre es wohl beſſer, dem Kinde zu ſagen, du habeſt Recht gethan?

Br. Das ſchickt ſich wieder nicht: denn es iſt doch nicht wahr. Ich habe immer gehöret, Kindern dürfe man nie eine Unwahrheit ſagen.

Pr. Freylich nicht. Kinder haben auch ein gar feines Gefühl, die fühlen es gar zu leicht, was Recht oder Unrecht iſt. Wenn man ſie alſo durchaus bereden will, ſchwarz ſey weiß, unrecht ſey recht: ſo bringt man ſich um ihr Zutrauen. Was willſt du ſonſt thun?

Br. Ich

Br. Ich weiß es wirklich nicht.

Pr. So will ich dir es ſagen. Wenn mir ſo etwas begegnet wäre: ſo würde ich mit dem Kinde darüber ſprechen, und fragen: warum ſtrafte ich dich ſo heftig, da du doch weißt, daß ich dich ſo lieb habe. Was würde wohl das Kind antworten?

Br. Weil du ſo ſchrecklich böſe wareſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden:

1. Verſuch einer kurzen Beſchreibung des Zuſtands der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte; von Heinr. Ludw. Pfaff.
2. Ueber bildende Künſte Kunſthandel und Buchhandel, in Hinſicht auf Menſchenwohl. Glaubensbekenntniß eines Kunſt- und Buchhändlers.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung der Unterredung des Amerikaniſchen Predigers mit dem Bräutigam und von Conſtants Lebensgeſchichte.

Pr. Und da würde ich das Kind wieder fragen: wer hat mich denn ſo ſchrecklich böſe gemacht? Das Kind würde ſagen, daß es ſelbſt daran Urſache ſey, und ich würde ihm die Erinnerung geben, daß Kinder ſich ja hüten müßten, daß ſie ihre Eltern durch ihre Unarten nicht erzürnten, damit dieſe nicht in Zorn geriethen und gereitzt würden, hart mit ihnen zu verfahren. Auf dieſe Art vertheidigte ich mein Unrecht nicht, vergäbe aber auch meinem Anſehen nichts. Ich geſtünde ein, daß ich Unrecht gethan, zeigte aber dem Kinde, daß es mich ſelbſt dazu gereitzt hätte.

Auf dieſe Art war alles durchgegangen, wie man ſich im Eheſtande, bey Tage und bey Nacht, in Freude und Leid, bey Krankheiten, Unglücks-

Y fällen

fällen, Veruneinigung u. d. gleichen verhalten müſſe.

Doch wieder auf das junge Paar zu kommen, das ich itzo zum Examen gehen ſahe: ſo erfuhr ich von dem Amerikaner, daß er heute zum ſechſten und letztenmale dahin gienge.

Da nun der Prediger ſeine Predigt geendigt hatte: ſo zeigte er an, daß dieſe beyden jungen Leute ſich miteinander verlobt hätten, und im Eheſtandsexamen ſo gut beſtanden wären, daß er ſie beyde für fähig hielte in den Eheſtand zu treten. Hierauf bat er die Gemeine, daß ſie in der Kirche zuſammen bleiben, und ihre Einwilligung dazu geben möchte.

Sie blieb alſo zuſammen, und der Vorſteher fragte: ob jemand etwas gegen ihre Verbindung zu erinnern hätte? ob jemand etwas Nachtheiliges von ihnen zu ſagen wüßte? da nun alle ſchwiegen: ſo fuhr er fort und ſagte: aus euerm Stillſchweigen ſchließe ich, daß die Verlobten ſich gut verhalten haben, ich ſelbſt habe auch nie etwas Nachtheiliges von ihnen gehöret. Weiß jemand etwas vorzüglich Gutes von ihnen zu ſagen? Da trat ein alter eisgrauer Mann auf und ſagte: ich bin der Braut Großvater. Seit zwey Jahren bin ich ſchon ſo ſchwach, daß ich mir nicht mehr helfen kann, arbeiten kann ich gar

nicht

nicht mehr, und es wird mir ſchon beſchwerlich, wenn ich von einer Stube zur andern gehen ſoll; dabey bin ich, wie alte Leute zu ſeyn pflegen, wunderlich und eigenſinnig. Da iſt meine Enkelin freywillig zu mir gezogen, wartet mich und pfleget mich, lieſt mir bisweilen etwas aus einem guten Buche vor, und hat mit allen meinen Fehlern Geduld. Oft habe ich geſagt, liebes Kind! werde ja nicht böſe, wenn ich bisweilen wunderlich bin! da antwortet ſie allemal, lieber Großvater! ſchlag dir doch ſolche Gedanken aus dem Kopfe! Haſt du nicht auch mit meinen Fehlern Geduld gehabt, da ich noch ein Kind war? Iſts nicht meine Schuldigkeit, daß ich auch nun mit dir Geduld habe?

Vor ein Paar Monaten wachte ſie die ganze Nacht bey mir: weil ich, wegen großer Rückenſchmerzen, nicht ſchlafen konnte. Da dauerte ſie mich, ich druckte ihr die Hand und ſagte: ich kann dir nicht vergelten, was du liebes Kind an mir thuſt.

Da traten ihr die Thränen in die Augen und ſie ſagte: das iſt längſt ſchon vergolten! Ich bin bey dir in Schulden. Haſt du nicht meinen Vater erzogen? Hab ich dirs nicht zu danken, daß er ſo geſund, ſo fleißig, ſo rechtſchaffen war? daß er ſeine Kinder ſo lieb hatte?

daß er mich ſo gut erzogen hat! Ich bin dir viel ſchuldig, lieber Großvater, ich will dirs vergelten, ſo lange du lebſt. Ihrem Bräutigam hat ſie nicht eher das Jawort gegeben, bis er ihr verſprach ihr zu erlauben, daß ich mit zu ihr ziehen dürfe, daß er mich lieben und ehren und mit meinen Schwachheiten Geduld haben wolle.

So ein Mädchen iſt meine Enkelin. Daß dieß wahr ſey, kann die ganze Gemeine bezeugen.

Hierauf trat ein anderer alter Mann auf und ſagte; lieber Vorſteher, erlaube mir, daß ich auch reden darf! der Bräutigam hat drey Jahre in dem Erziehungshauſe mit gearbeitet, das unter meiner Aufſicht ſteht. In dieſer Zeit hat er ſich nun ſehr gut verhalten. Die Kinder hiengen an ihm, wie an einem Vater. Wenn er erzählte: ſo ſchwieg alles und hörete zu. Wann er mit ihnen ſpielte; ſo richtete er es immer ſo ein, daß die Kinder etwas dabey lernten; wann bisweilen eine Unart einriß, ſo redete er nur ein Paar Minuten und ermahnte die Kinder: ſo war auf einmal die Unart weg. Drey Jahre lang hat er funfzehn Kinder unter ſeiner Aufſicht gehabt, und hat nicht ein einziges geſchlagen. Und doch folgten ihm die Kinder auf einen Wink.

Der Vorſteher ſchwieg darauf ein Paar Minuten, und ſchrieb etwas auf ein Papier.

Dann

Digitized by Google

Dann ſagte er, für das künftige Auskommen der neuen Eheleute iſt auch geſorgt. Der Bräutigam hat ſich zweyhundert, die Braut neunzig Thaler geſammelt, beyde ſind geſchickt, fleißig und ſparſam. Es fehlt nun noch ein Haus, das ſie beziehen können. Ich ſchlage dazu Nr. 54. vor. Hat jemand dagegen etwas einzuwenden?

Alle ſchwiegen.

Darauf fuhr der Vorſteher fort: weil ihr alle ſchweigt, ſo glaube ich, daß ihr mit meiner Wahl zufrieden ſeyd. Künftigen Sonntag ſollen ſie alſo Hochzeit halten und dieß Haus beziehen. In der Caſſe der Gemeine iſt Geld zur Beſtreitung der dazu nöthigen Unkoſten vorräthig.

Hierauf gieng die Verſammlung auseinander, und ich ſchlich auch fort, in tiefen Gedanken: weil ich vieles von dem, was der Vorſteher geſagt hatte, nicht begreifen konnte. Da ſtieß ich auf Stonen.

Lieber Stone! ſagte ich, indem ich ihn bey dem Arme faßte, ich laſſe dich nicht los, bis du mir etliche Fragen beantwortet haſt.

St. Dazu brauchſt du mich eben nicht bey dem Arme zu halten. Frage! wenn ich kann: ſo will ich darauf antworten.

J. Was für eine Belohnung bekommen denn nun dieſe jungen Leute, die ſich bisher ſo gut gehalten haben?

St. Keine!

J. Keine? Wie geht denn das zu? Wenn ihr diejenigen belohnt, die von der Erde gegangen ſind, warum denn nicht auch diejenigen, die auf der Erde leben?

St. Womit ſollten wir ſie denn belohnen?

J. Da ihr dem Leichname der Steele eine Krone von Eichenlaube aufgeſetzt habt: ſo könntet ihr, dächte ich, dieſen Verlobten wohl einen Kranz von Roſen oder andern Blumen aufſetzen.

St. Das könnten wir freylich, aber wir wollen nicht.

J. Und warum denn nicht?

St. Deßwegen, weil wir voraus ſehen, daß die jungen Leute dadurch würden verdorben werden, wenn wir ſo öffentlich ſie ehren wollten. Wir haben die Meynung, daß Leute, zumal wenn ſie jung, folglich nicht verſtändig genug ſind, ſtolz und eitel werden, ſich keine Mühe mehr geben, und glauben, ſie wären vollkommen und gut genug. Sobald der Menſch aber dieſes von ſich glaubt, ſo giebt er nicht mehr auf ſich Achtung, und wird von Tage zu Tage ſchlechter. Und wozu ſollen wir denn dieſe jungen Leute belohnen? ſie ſind ja belohnt genug.

J.

J. Wer hat ſie denn belohnt?

St. Sie ſich ſelbſt. Wenn das Mädchen ſeinen alten Großvater ſieht, und von ihm einen Händedruck bekommt, und ſich erinnert, wie viel es für ihn gethan habe, das muß ihr wohl mehr Freude machen, als hundert Roſenkränze, die wir ihr um den Kopf und die Arme wänden. Und wenn der junge Mann die lieben Knaben erblickt, die er ſo gut erzogen hat, meynſt du denn nicht, daß er es fühlen werde, daß er für ſeine Amtstreue belohnt ſey?

J. Ich muß dir Recht geben. Gebt ihr denn aber jedem neuen Ehepaare ein Haus?

St. Jedem. Denn wenn die jungen Leute nicht eher heyrathen ſollten, bis ſie ſich ſelbſt ein Haus erkaufet oder gebauet hätten: ſo würden wohl zwey Drittheile nicht heyrathen dürfen.

J. Aha! nun hilfſt du mir auf die Spur. Ich habe immer nicht gewußt, warum es bey uns ſo viele alte Jungfern und Junggeſellen giebt. Sie können ja nicht heyrathen, weil ſie keine Häuſer haben, und auch kein Geld, ſich welche zu kaufen oder zu bauen.

St. Wenigſtens iſt dieß bey vielen die Urſache ihres eheloſen Lebens.

J. Aber woher bekommt ihr denn Geld genug ſo viele Häuſer zu erbauen?

St. Durch

St. Durch Nachdenken, und durch Erbſchaften.

J. Wie denn durch Erbſchaften?

St. Wenn ein Ehepaar die Erde verläßt: ſo fällt ſein Haus der Gemeine heim, die es ihm gegeben hat. Wir haben dabey noch einen andern großen Vortheil. Wenn ſich Leute verheyrathen wollen, von denen wir nicht viel Gutes erwarten dürfen: ſo geben wir ihnen kein Haus; und wenn verheyrathete in der Folge unordentlich und lüderlich werden: ſo nehmen wir ihnen das Haus weg, und nöthigen ſie dadurch weiter zu ziehen.

J. Das Ding läßt ſich hören. Aber warum richtet ihr denn euern Verlobten auch die Hochzeit aus?

St. Das will ich dir ſagen. Junge Eheleute brauchen viel Geld, um ihre neue Haushaltung einzurichten. Wenn ſie nun das Geld, entweder ganz, oder zum Theil, auf die Hochzeit verwenden, wovon ſollen ſie denn ihre Haushaltung einrichten?

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Folgendes Buch verdient empfohlen zu werden: Sitten- und Hiſtorienbüchlein für Schulkinder; herausgegeben von Johann Friedrich Adloff, Präceptor der Garniſonſchule zu Gotha. Erfurt, 1792, gedruckt bey Carl Heinrich Gottlieb Rühl.

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und zwanzigſtes Stück.

1792.

Bote. Wirth.

W. Dießmal, Herr Gevatter! erzähle er mir nur nichts vom Herrn Conſtant. Ich möchte nur gern wiſſen, was er vom Franzöſiſchen Kriege hielt. Er hält mir immer ſo hinter dem Berge, und gleichwohl iſt mir doch gar zu viel daran gelegen, ſeine Meynung davon zu erfahren.

B. Ich habe meine guten Urſachen dazu, daß ich hinter dem Berge halte.

W. Aber gegen mich kann er doch wohl ein Wort im Vertrauen reden. Was meynt er denn, wer Recht habe, der König in Ungarn oder die Franzoſen?

B. Ich bin kein Politikus. Aber nach dem zu urtheilen, was ich davon weis, ſo hat der König in Ungarn Recht.

W. Manche Leute meynen aber, die Franzöſiſchen Angelegenheiten giengen ihm gar nichts

an, und er hätte ſich gar nicht darein miſchen ſollen.

B. Hat er ſich denn darein gemiſcht?

W. Ja er hat doch aber Truppen an den Grenzen zuſammen gezogen.

B. Und das von Rechtswegen. In Frankreich geht ja alles drunter und drüber, ein großer Theil des Volks hat ſchon lange Krieg gefordert; ſoll denn nun der König in Ungarn dabey ſtille ſitzen, und abwarten, was die Herren Franzoſen mit ſeinen Ländern vornehmen werden?

W. Aber er ſoll auch mit andern Potentaten ein Bündniß gegen Frankreich gemacht haben.

B. Was denn für ein Bündniß? Daß ſie Frankreich angreiſen, erobern und unter ſich theilen wollen? Davon habe ich kein Wort gehört. Ich weiß von weiter nichts, als daß ſie ſich verbunden haben, einander beyzuſtehen, wenn es mit den Franzoſen zum Kriege kommen ſollte. Sind denn daran die Franzoſen nicht ſelbſt Urſache?

W. Wie ſo?

B. Sie haben ja immer davon geſprochen, daß ſie alle Potentaten abſetzen wollten, welches wohl nicht geſchehen wird. Forderte nun nicht die Klugheit, daß alle Potentaten für einen Mann ſtehen? Aber nun höre er einmal an, was andere Leute meynen! Es wäre doch, ſagen ſie, ungerecht, daß

Digitized by Google

daß die Franzoſen den Deutſchen Fürſten ihre Güter die in Frankreich liegen, wegnähmen.

W. Das iſt wohl wahr, aber ſie wollen ſie ja bezahlen.

B. Das iſt doch curios. Ich habe zu Hauſe ein Stück Land, das ich gern umzäunen möchte. Es wäre ſchon längſt geſchehen, wenn nicht unſer Becker zwiſchen meinen Aeckern einen halben Acker hätte. Wenn nun aber das gilt, daß man einem andern ſein Eigenthum wegnimmt, und bezahlt: ſo kann ich es ja halt auch thun. Ich will alſo mein Land umzäunen laſſen, und wenn der Becker darüber knurrt: ſo will ich ihm zur Entſchädigung 30 Gülden ſchicken.

W. Da kömmts nur darauf an, ob es der Becker zufrieden iſt.

B. Und ſo iſt es gerade auch mit den Deutſchen Fürſten. Es kommt darauf an, ob ſie es zufrieden ſind, daß ihnen die Franzoſen für ihre Güter Geld geben. Sind ſie es nicht: ſo können die Franzoſen ihre Güter ſich eben ſo wenig zu eignen, als ich mir des Beckers halben Acker. Hernach ſagen die Leute auch, die Franzoſen verbreiteten Schriften, wodurch ſie auch andere Völker zum Aufruhre zu reizen ſuchten.

W. Das iſt nun freylich nicht Recht.

B. Abſcheulich iſt es. Die Franzoſen haben eine harte Regierung gehabt, das iſt wahr, und ſind zur Revolution gedrungen worden, das iſt nicht zu leugnen. Was gehen ihnen denn aber andere Länder an? Sie konnten ſich ja nur um ſich bekümmern, und Ruhe und Ordnung in ihrem eigenen Lande herzuſtellen ſuchen.

Es war einmal ein Mann, der hieß Franz, der hatte ein altes baufälliges Haus, das ihm immer über dem Kopfe zuſammen zu ſtürzen drohete. Was hatte er zu thun? er riß es ein. Das ſahen die Nachbaren, waren damit zufrieden und ſagten: du haſt recht gethan. Aber nun ſchickte dieſer Mann im ganzen Orte ſeine Kinder und Geſinde aus, und ließ die Nachbaren auffordern, daß ſie ihre Häuſer auch einreiſſen ſollten, er wollte ihnen dazu gern behülflich ſeyn. Darüber entſtund nun unter den Nachbaren viel Disputiren, und einige waren wirklich der Meynung, es wäre doch gut, wenn ſie alle Häuſer einriſſen, und alles neu baueten — wie das ſo herrlich ausſehen müßte, wenn nun der ganze Ort neu da ſtünde, alle Straßen ſchnur gerade, alle Häuſer ſchön angeſtrichen und mit Bilderchen bemalt wären! Da trat ein alter Mann auf, faßte Franzens Hand und ſagte: mein lieber Franz! es ſcheint als wenn es mit dir im Kopfe nicht gar

zu richtig wäre. Du haſt dein altes Haus eingeriſſen, und haſt wohl daran gethan. Warum bekümmerſt du dich denn aber um unſere Häuſer? ſie ſtehen ja feſte, und wir wohnen bequem darinne. Hat eines und das andere einen Fehler, ſo iſt das unſere Sache, die dich gar nichts angeht. Wir werden dieſen Fehlern nach und nach abhelfen, ohne daß wir nöthig haben, die Häuſer einzureiſſen. Du haſt uns gezeigt, daß du recht gut einreiſſen kannſt: zeige uns nun auch, daß du eben ſo gut aufbauen kannſt: dann wollen wir dich für einen recht klugen Mann halten. Und wenn du ein recht ſchönes, bequemes, dauerhaftes Haus hingeſtellet haſt; ſo wollen wir es loben, und manches Gute davon auch in unſern Häuſern anbringen. Einzureiſſen, lieber Franz, iſt keine Kunſt, aber aufzubauen, das iſt Kunſt!

Da ſich nun Franz an dieſe Rede nicht kehren wollte, ſondern immer fort fuhr, ſeine Kinder und Geſinde in den Häuſern umherzuſchicken, und die Bewohner zu verleiten ſuchte, daß ſie dieſelben niederriſſen, auch drohete, daß er ſelbſt anfangen wollte, einzureiſſen: ſo bekamen dann etliche Nachbaren das Ding ſatt, traten zuſammen, jagten Franzen mit ſeinen Leuten fort, und zwangen ſie, auf den Trümmern ihres niedergeriſſnen

Hauſes zu bleiben. — Die Franzöſiſche Nation kommt mir faſt ſo vor, wie Franz.

W. Aber man ſagt doch, daß die Franzoſen gar vortrefliche Reden in ihrer Nationalverſammlung halten ſollen.

B. Das iſt wahr. In unſern Kirchen werden auch oft vortrefliche Reden gehalten.

W. Was will er damit ſagen?

B. Wenn nun ein Fremder ſo eine ſchöne Predigt hörete, z. E. von der Menſchenliebe, und wollte ſagen: o was für vortrefliche Menſchen müſſen hier wohnen! Da iſt kein Haß, kein Neid, da ſucht jeder ſeine Freude, ſeinen Ruhm darinne, ſeinem Bruder zu helfen; hier findet der Unglückliche Unterſtützung, der Betrübte Troſt, die Wittbe, die Waiſen, der abgelebte Greis Verſorgung — Herr Gevatter, was würde er von dieſem Fremden halten?

W. Ich würde glauben, daß er die Welt ſehr ſchlecht kennen müſſe.

B. Ich auch. Wenn ein rechtſchaffner Mann eine vortrefliche Predigt hält, was folgt daraus? Weiter gar nichts, als daß dieſer Mann ein vortreflicher Redner ſey, aber gar nicht, daß auch ſeine Zuhörer ſo ſind, wie er ſagt, daß ſie ſeyn ſollten. Und ſo iſts auch mit den Franzöſiſchen Reden. Sie ſind zum Theil ſchöne, man lieſt

lieſt ſie gerne, und bekommt die Redner lieb. Folgt denn aber daraus, daß die 24 Millionen Menſchen, die in Frankreich wohnen ſollen, ſich nach dieſer Rede eines einzigen Mannes richten werden. Sag er mir doch einmal ſo etwas Schönes aus dieſen Reden!

W. Ich weiß weiter nichts, als was ich bisweilen von den Paſſagiren höre. Z. E. die Franzoſen wollen nicht erobern.

B. Schön! Und indem dieſes geſagt wird, nehmen ſie den Deutſchen Fürſten ihre Güter und dem Pabſte Avignon.

W. Nun was den Pabſt betrifft —

B. So iſt er ein Menſch, und die Grafſchaft Avignon iſt ſein Eigenthum, und eine Nation, die für andere Muſter ſeyn und nichts erobern will, darf ſchlechterdings keinem Menſchen, und wenn er ein Tartar wäre, ſein Eigenthum wegnehmen. Weiß er ſonſt nichts Schönes mehr?

W. Sie wollen den Bürger und Landmann ſchonen und —

B. Und ihre Waffen bloß gegen die Fürſten richten? Das kömmt mir ſo vor, als wenn jemand in mein Haus einbrechen, und meinen Kindern zurufen wollte: Kinder laßt mich ein! euch will ich nichts thun, ich will nur euern Vater

ein

Digitized by Google

ein Bißchen durchprügeln, und zur Thür hinaus werfen. Und hernach iſt mirs lächerlich, wenn man wirklich glaubt, die Franzoſen würden den Bürger und Landmann ſchonen. Wann ſie nun, wie es bey ihnen oft der Fall iſt, kein Brod und für die Pferde keine Fourage haben; werden ſie wohl mit ihren Pferden hungern, damit der Bürger und Landmann geſchont werde? Ich glaube nicht. Ich glaube, ſie werden einfallen und wegnehmen, wo ſie etwas finden. Wenn Leute, die ihren eigenen unſchuldigen General in Stücken zerhauen und verbrennen, die Gefangenen aufhängen (beydes haben die Franzöſiſchen Soldaten gethan), wenn dieſe hintreten und ſagen, wir wollen den Bürger und Landmann ſchonen: ſo hat man große Urſache, in ihre Verſprechungen ein Mißtrauen zu ſetzen.

W. Aber ſie wollen doch alles bezahlen.

B. Womit denn? mit Papiere? Die guten Leute werden ja ſo vom Geldmangel gedruckt, daß man ohne Mitleiden davon gar nicht erzählen hören kann.

Wie geſagt! ſchön reden iſt wohl ganz gut, beſſer aber iſt das thun. Mein ſeliger Großvater hatte das Sprüchwort: wer ein Mann iſt, ſagt nicht, was er thun will, ſondern — thuts.

Der Bote

aus

Thüringen.

Vier und zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Bote. Iſts nicht wahr, Herr Gevatter, da ich ihm das leztemal von Herr Conſtanten erzählte: ſo blieb ich bey der Unterredung ſtehen, die er mit Stone über die Verheyrathung und die Hochzeiten der jungen Amerikaner hielt?

Wirth. Ganz Recht! Stone ſagte, daß die Gemeine jungen Verlobten Häuſer eingäbe und die Hochzeit ausrichtete.

B. Nun ſo will ich denn in der Erzählung fortfahren:

Ueberdieß ſagte Stone, kennen wir die jungen Leute ſchon. Wenn ſie die Hochzeiten ſelbſt ausrichten, oder durch ihre Eltern ausrichten laſſen: ſo will es immer ein Paar dem andern zuvor thun. Deßwegen kleiden ſie ſich koſtbarer, machen bey der Mahlzeit mehr Aufwand, als ihre Vermögensumſtände erlauben, ſtecken ſich

da-

dadurch in Schulden; ſtatt ihre Haushaltung zu verbeſſern, müſſen ſie nun immer darauf denken, wie ſie ihre Schulden bezahlen wollen, machen darüber neue Schulden, und bringen deßwegen gemeiniglich ihren ganzen Eheſtand in Kummer und Sorgen zu. Manche werden auch am Ende banquerout und, ſtatt daß ihre Kinder nun der Gemeine nützen ſollten, müſſen ſie von ihr ernähret werden.

J. Das iſt alles recht gut. Ich kann aber doch immer nicht begreifen, woher ihr alle das Geld nehmt, das zur Beſtreitung eines ſolchen Aufwandes nöthig iſt.

St. Daran fehlt es uns niemals. Eine Gemeine, in welcher Friede und Einigkeit herrſcht, die das allgemeine Beſte ſo redlich ſucht, wie ihr Eigenes, die bisweilen zuſammen kommt und nachdenkt, wie ſie alles beſſer machen will, die entdeckt allenthalben Geldquellen. Wenn du auf die Einrichtungen, die wir gemacht haben, Achtung geben willſt: ſo wirſt du vielleicht finden können, woher wir ſo große Geldſummen nehmen.

Itzo kann ich dir aber nichts weiter ſagen: weil ich zu meiner Frau und zu meinen Kindern muß, die heute ein kleines Feſt angeſtellt haben.

J. Willſt

J. Willſt du aber nicht den Nachmittag mit mir herumgehen, und mir noch etwas erzählen?

St. Gerne. Fünf Uhr wird mein Familienfeſt geendigt ſeyn, da will ich dich abrufen. Punkt fünf kam er wirklich, und führte mich erſt eine Strecke durchs Feld, welches, wie ich ſchon geſagt habe, wegen ſeiner großen Fruchtbarkeit, wie ein Paradies ausſahe. Worüber ich itzo am mehrſten erſtaunte, das waren etliche Roggen- und Weizenäcker, die ſo viele und große Halmen und Aehren hatten, als ich bey uns nicht leicht geſehen habe. Ihr müßt doch, ſagte ich, bey eurem Roggen- und Weizenbaue beſondere Vortheile haben. Darf ich dieſe nicht wiſſen?

St. O ja! Wenn ich ſie dir aber ſage: ſo wirſt du mich auslachen.

J. Und du wirſt mir ja dieß nicht übel nehmen. Habe ich mich doch auch genug von dir müſſen auslachen laſſen.

St. Nun ſo höre an! Wir ſäen, wenn wir eine recht reiche Roggen- und Weizenerndte halten wollen, beydes zu Ende des Junius aus.

J. Du ſpaſeſt! wie iſts denn möglich, das es in dieſem Jahre noch reif werden kann?

St. Es ſoll auch dieß Jahr, da es geſäet wird, nicht reif werden. Höre nur weiter! Wir wäh-

wählen dazu Gartenbeete, die erſt Spinat oder Sallat getragen haben, und gut gedünget ſind. Da ziehen wir mit einem Häckchen kleine Furchen, ſtreuen die Körner hinein, und bedecken ſie. Im September nehmen wir die Pflanzen heraus, zertheilen ſie, bekommen aus einer Pflanze 24 bis 30 Stück, und dieſe pflanzen wir nun auf den Acker, wo ſie ſtehen ſollen. Dabey haben wir nun erſtlich den Vortheil, daß wir vielen Saamen erſparen, der ſonſt bey dem gewöhnlichen Ausſäen verlohren geht; zweytens vermehren wir die Ausſaat ſo ſtark, daß es kaum glaublich iſt. Was meynſt du denn, wie viel ein Korn Körner giebt?

J. Doch wohl hundert?

St. Was ſagſt du von hundert! mehrentheils 2000 Körner giebt ein einziges Korn. Von einem Scheffel Ausſaat ernten wir gewöhnlich wieder 2000 ein.

J. Das iſt ja erſtaunlich. Auf dieſe Art kann ichs wohl begreifen, warum bey euch kein Mangel iſt. Aber woher nehmt ihr denn Leute genug, die die nöthige Arbeit verrichten? Wenn einer nur 30 Acker auf dieſe Art bepflanzen wollte, ſo müßte er, dächte ich, dazu wohl 80 Pflanzer haben.

St. Das iſt alles wahr. Aber bey uns beſäet keiner leicht 30 Acker. Wir treiben den Ackerbau mehrentheils zum Vergnügen, und die mehreſten Familien haben daher nur wenig Acker. Hernach ſind wir der Meynung, daß Kinder die geſund, ſtark und gut werden ſollen, immer in Bewegung ſeyn müſſen. Deßwegen haben wir öffentliche Spielplätze, wo ſie in Geſellſchaft einiger Erwachſenen und unter ihrer Aufſicht ſpielen. Weil ſie doch aber nicht immer ſpielen können: ſo denken und ſinnen wir immer darauf, wie wir Arbeiten erfinden wollen, die ſich für Kinder ſchicken.

J. Bey uns müſſen die Kinder, in vielen Häuſern auch arbeiten.

St. Was denn?

J. Spinnen und Stricken.

St. Davon halten wir nun nicht viel. Bey dieſen Arbeiten müſſen die Kinder viel ſitzen und das iſt ihnen nichts nütze. Das viele Sitzen hindert das Wachsthum und den Umlauf des Bluts, die Kinder werden dabey ſchwach, kränklich, verdrüßlich, wachſen auch bisweilen krumm. Deßwegen ſuchen wir für unſere Kinder immer Arbeiten, die mit Bewegung verknüpft ſind. Vor einigen Jahren ſchlug uns ein Einwohner einer benachbarten Gemeine das Ver-

 pflan-

pflanzen des Getraides vor, und wir haben bis itzo es fortgeſetzt und großen Vortheil davon gehabt. Nun wirſt du wohl begreifen können, wie dieß bey uns möglich iſt. Da wir Kinder genug haben; ſo haben wir auch Hände genug zum Verpflanzen, und haben nicht nur davon den Vortheil, daß wir reichliche Ernten halten, ſondern auch, daß wir unſern Kindern ſchickliche Arbeiten verſchaffen. Das letztere iſt uns noch lieber als das erſte.

J. So etwas geht nun freylich bey uns nicht an.

St. Ja ich weiß wohl, daß bey euch gar vieles nicht angeht. Ich habe verſchiedene deiner Landsleute geſprochen. Wenn ich nun mit ihnen auf Verbeſſerungen zu reden kam; ſo ſagten ſie immer; das geht bey uns nicht. Wenn man eine Sache nicht probiert; ſo geht ſie freylich nicht. Das gebe ich dir zu, daß es in einer weitläuftigen Wirthſchaft nicht angeht; daß gebe ich dir auch zu, daß wenig Vortheil dabey ſeyn würde, wenn man das Verpflanzen durch Tagelöhner vornehmen laſſen wollte. Aber wie viele arme Leute giebt es wohl bey euch, die wenig Acker und viele Kinder haben, für dieſe ſollte ſich das Verpflanzen des Getraides doch wohl ſchicken. Und ich weiß doch auch, daß ihr Waiſenhäuſer habt.

J. Ja

J. Ja wohl! ja wohl!

St. Warum ſchüttelſt du denn den Kopf?

J. Weil unſere Waiſenkinder meiſtens gar armſelige Geſchöpfe ſind. In meiner Vaterſtadt war ein Waiſenhaus, wo die Kinder den Grind und die Krätze, und die Einquartirung auf dem Kopfe nicht los wurden, und faſt alle klein und ſchwach blieben. Kamen ſie aus dem Waiſenhauſe: ſo konnten ſie faſt zu nichts gebraucht werden, weil ſie nichts gelernt hatten.

St. Ich weiß es wohl. Ich habe auch Waiſenhäuſer in Europa gekannt, wo die Kinder an Seele und Leib verderbet wurden. Woher kommts aber? daher, daß die Waiſenhäuſer vor alten Zeiten angelegt wurden, wo man noch nichts von der Erziehung verſtund, und glaubte, ein Kind wäre gut erzogen, wenn es nur das Vater Unſer beten und ſeinen Catechismus herſagen konnte; und — daß man es bisher immer bey den Alten gelaſſen hat; weil man die Neuerungen nicht liebt *).

*) Sollte Stone itzo nach Deutſchland kommen, ſo würde er doch viele Waiſenhäuſer antreffen, die gar ſehr verbeſſert ſind.

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat May folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Pf. Blankenburg in großen Wechſnngen	1 Ex.
Das Kaiſerliche Poſtamt in Gotha	10
Herr Friedr. Funk in Friedrichroda	1
— Poſtſecr. Schönau in Gotha	1
— Thorſchr. Anton in Sangerhauſen	1
— Simpl. Schrumpf in Welier	1
Ein Ungenannter in Gotha	12
Herr Katechet Trompheller in Gotha	1
— Joh. Chriſt. Harrigehauſen in Obernjeſa	1
— Cant. Herrmann in Ritteburg	1
— Pf. Scheibe in Thalbürgel	6
— Rathsbaum. Grützmann in Stollberg	2
— Adjunct Kirſten in Körner	6
— Pf. Martin in Töpfer	1
— Pf. Kornlein in Heydenheim	1
— M. Atzel in Eiſenach	1
— Gimm in Waltershauſen	1
— Organ. Heim in Benshauſen	1
— Schulm. Kunzdorf in Egelsdorf	5
— Joh. Pet. Scherr in Gehren	2
— Schull. Haaſe in Ebergötzen	1
— Wöhler in Waake	1
— Pf. Köhler zu Baldone in Curland	12
Mademoiſelle Förtſch in Ibenhayn	1
Summa	71

Von nun an koſtet der erſte Theil der chriſtlichen Hauspoſtille 8 Groſchen. Wer aber auf dieſen und den zweyten Theil zugleich bezahlt, erhält beyde für 12 Gr. in Golde, den Louisd'or zu 5 Rthlr., den Conventionsthaler zu 1 Rthlr. 8 Gr., den Laubthaler zu 1 1/2 Rthlr. gerechnet.

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

1 7 9 2.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Da tragen eure Waiſenkinder, fuhr Stone fort, z. B. wollene Mützen oder gar Pelzmützen. Wozu nützt das? zu nichts als daß die Kinder Läuſe, ausgeſchlagene Köpfe und böſe Augen bekommen. Bey uns ſiehſt du kein Kind mit einer Mütze, hergegen auch keins mit einem ausgeſchlagenen Kopfe.

J. Wir ſind der Meynung, jedes Kind müßte einen ausgeſchlagenen Kopf bekommen. Dieß wäre eine Reinigung der Natur.

St. Ha! ha! ha! Ihr habt ſonderbare Meynungen. Ich will itzo nicht von allen andern Fehlern der Waiſenhäuſer reden. Das iſt aber gewiß ein Hauptfehler, daß eure Waiſenkinder immer ſpinnen und ſtricken müſſen. Gebt jedem Waiſenhauſe ein Stück Land und Garten, laßt es durch ſie bearbeiten, laßt ſie auch Getrai-

de fortpflanzen, gebt ihnen einige Stücke Rindvieh zur Wartung, einige Bienenſtücke u. d. gl. was gilts? eure Waiſenkinder werden geſund und geſchickt werden. Wenn ihr einmal die Krätze fortgeſchafft habt, ſo wird ſie nie wieder kommen, und, weil die Kinder ſo vielerley Geſchäfte zu verrichten bekommen, ſo werden ſie auch geſchickt und klug werden, und nicht mehr ſo ſchrecklich dumm bleiben, wie es ſonſt gewöhnlich der Fall war.

Da wir durch das Feld gegangen waren, blieb Stone vor einem anſehnlichen Gebäude ſtehen, wies auf die Inſchrift, die über der Thüre ſtund und ſagte: kannſt du leſen?

Ich las: Für Blatterkranke. Was ſoll denn dieſes heißen? fragte ich.

Ich will dir es ſagen, antwortete er. Unſere Colonie hatte ſchon zwanzig Jahre beſtanden, hatte ſchon ihre Umſtände merklich gebeſſert, hatte ſchon durch Nachdenken und Fleiß vieles Elend weggeſchaft, als wir noch von den Blattern geplagt wurden. Lieber Freund! das war dir ein ſchreckliches Elend! unſere jungen, geſunden blühenden Kinder machten uns nur halbe Freude, weil wir immer in Sorgen ſtehen mußten, die Blattern würden ſie uns rauben oder verunſtalten. Oft wann eine Mutter ihre ſchöne blühende Tochter an ihr Herz druckte, kam ihr der

Ge-

Digitized by Google

Gedanke in den Sinn: das Mädchen hat die Blattern noch nicht gehabt. Das gab ihr einen Stich ans Herze, ſie ſeufzte, und, ſtatt daß ſie ſich hätte freuen ſollen, trat ſie ans Fenſter und weinte.

Hatten ein Paar Eheleute Jahre lang ihr Kind mit Mühe und Sorge gepfleget und erzogen: ſo kamen die Blattern in das Haus. Das war ein Jammer! die Eltern ſtunden Todesangſt aus, die armen Kinder Höllenpein, am Ende erfolgte der Tod, oder die Kinder waren verunſtaltet mit Narben bedeckt, oder hatten ihre Augen und andere Glieder verlohren.

J. Ich habe mir ſagen laſſen, daß man bey uns die Blattern inokulire, und daß dieß gar nicht gefährlich ſey.

St. Ich weiß es wohl. In der Noth haben wir die Blattern auch 5 Jahre lang inoculiret. Es war aber doch immer etwas Unvollkommenes. Erſtlich mußten die armen Eltern doch bey der Inoculation ein Paar angſtvolle Wochen ausſtehen, zweytens wurden wir die Blattern niemals los: denn bald fiel es dieſer, bald jener Familie ein, daß ſie ihre Kinder wolle inoculiren laſſen. Dieſe ſteckten wieder andere an, kurz die Blattern hörten bey uns gar nicht auf. Drittens ſtarben uns doch etliche Kinder, denen die Blat-

 tern

tern waren inoculirt worden, und die Eltern woll- ten ſich hernach gar nicht zufrieden geben. Da kam die Sache einmal auf dem Synodus zur Sprache, da wir eben eine Woche vorher die Lei- chen von zwey inoculirten Kindern begraben hat- ten. Ein Engliſcher Arzt, der ſich eben bey uns aufhielt, hörte davon und ließ ſich bey dem Syno- dus anmelden. Da er eingelaſſen wurde ſagte er: lieben Freunde! ich habe mich ſehr gefreuet, über die mancherley guten Einrichtungen, die ihr getroffen habt, und über das viele Gute, das durch euer Nachdenken und euern Fleiß möglich gemacht wurde. Nun höre ich, daß ihr noch wegen der Kinderblattern euern Kummer habt. Da will ich euch nun einen guten Rath geben: ſchafft ſie ab! die ganze Verſammlung mach- te große Augen und ſchwieg. Endlich trat der Präſident auf, drückte dem Arzte die Hand und ſagte: Freund, du ſprichſt ſo ganz wie wir zu ſprechen pflegen. Wir haben den Glauben, was ein vernünftiger Menſch will, das kann er, weil ein vernünftiger Menſch nichts will, wenns an ſich unmöglich iſt. Sollte aber die Abſchaffung der Blattern nicht ganz unmög- lich ſeyn? Es iſt doch nothwendig, daß jeder Menſch, einige wenige ausgenommen, die Blat- tern haben muß.

Verz

Verzeihe mir, lieber Präſident, antwortete der Arzt, das iſt nicht wahr. Wenn der Menſch nothwendig die Blattern haben müßte; ſo wären ſie ja immer dageweſen. So iſt es aber nicht. Ueber 5000 Jahre hatte die Welt geſtanden, und noch immer wußte man nichts in Europa von den Blattern. Erſt im zwölften Jahrhunderte brachten die Araber dieſe Peſt nach Spanien, und von da verbreitete ſie ſich durch ganz Europa. In Grönland kannte man die Blattern vom Anfange der Welt her nicht, bis zum Jahr 1733, da ein Grönländer nach Koppenhagen reiſete, und ſie von dort zu ſeinen Landsleuten brachte.

Iſt denn das alles wirklich wahr? frägte der Präſident.

Alles wahr! antwortete der Arzt. Ich kann es aus Schriften beweiſen. Kein Menſch bekommt die Blattern, der nicht angeſteckt wird. Und die Anſteckung geſchieht nur durch den Eiter der Blattern, durch die Schörfe oder Grinde der Blattern, oder durch die eingeſchloſſene Luft.

Wenn nun das alles wahr iſt, fragte der Präſident weiter, was giebſt du uns denn für einen Rath, wie wir die Blattern abſchaffen können?

Denn will ich dir mittheilen, ſagte der Arzt. Behandelt die Blattern wie die Peſt, verhü-

hütet es, daß andere nicht davon angeſteckt werden! ſo ſind die Blattern mit einemmale weg.

Wie ſollen wir denn dieß anfangen? fragte der Präſident.

Für Leute, antwortete der Arzt, wie ihr ſeyd, die ſich an das Nachdenken gewöhnt, und den Glauben haben: was der Menſch will, das kann er, muß dieß eine leichte Sache ſeyn. Macht es ſo: laßt in einiger Entfernung von eurem Orte ein Gebäude aufführen, wo diejenigen können hingeſchafft, verpfleget und geheilet werden, welche die Blattern bekommen; gebt das Geſetz, daß es allemal angezeigt werden muß, wenn jemand eine Krankheit bekommt, von der man vermuthen kann, daß es die Blattern ſind; verordnet einen geſchickten Arzt, der die Patienten beſuchet, bey denen man Blattern vermuthet; verordnet ferner, daß jeder, er ſey wer er wolle, den Patienten ſeines Hauſes, der nach dem Urtheile des Arztes, die Blattern bekommen will, in das Blatterhaus gebracht werden muß —

Ehe die Blattern ausbrechen, fiel hier der Präſident ein, können ja funfzig Perſonen davon angeſteckt werden.

Darum ſagte der Arzt, ſey du unbekümmert, lieber Präſident! die Blattern ſtecken nicht eher an, bis ſie anfangen abzudorren. Verordnet

net nun ferner einen Arzt, einen Wärter und eine Wärterinn, die bey dem Kranken bleiben, bis er vollkommen curiret iſt, während der Zeit mit gar niemanden Umgang haben muß, laßt ſie ganz friſche Kleidung anlegen, laßt die ganze Kleidung des Kranken, der geneſen iſt, vergraben und ihm neue Kleidung anlegen, wenn ſie das Blatternhaus verlaſſen: ſo ſind die Blattern mit einemmale abgeſchafft.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden:

Handlungen und Gebete beym öffentlichen Gottesdienſt in den Herzogthümern Kurland und Semgallen. Königsberg 1792. bey Friederich Nicolovius.

Viele rechtſchaffene Prediger haben ſich bisher darüber beklagt, daß die Achtung gegen die öffentliche Gottesverehrung von Jahre zu Jahre vorzüglich deßwegen abnähme, weil ſie Gebete, Taufformeln, Copulationsformeln, Abendmahlsformeln u. d. gl. gebrauchen müßten, die ſich gar nicht mehr für unſer Zeitalter ſchicken. Dieſen wird dieſes vortrefliche Buch, davon der Verfaſſer der würdige Paſtor Wehrt zu Groß-Autz, in Curland iſt, gewiß viele Freude machen.

* * *

Kurze aber gründliche Muſterung aller, bisher mit Recht oder Unrecht, von dem Jäger als ſchädlich

lich geachteten und getödteten Thiere, nebſt Aufzählung einiger wirklich ſchädlichen, die er ſeinem Berufe nach nicht dafür erkennt, von Joh. M. Bechſtein. Mit Abbildungen. Gotha bey Ettinger, 1792. (12 gr.)

Wenn dieſes Buch mit Aufmerkſamkeit geleſen und beherziget wird; ſo wird gewiß das Leben von vielen tauſend unſchädlichen Thieren gerettet werden, die bisher unſchuldig getödtet wurden.

* * *

Entwurf zu einem Geſundheits Catechismus, der, mit dem Religions Catechismus verbunden, für die Kirchen und Schulen der Grafſchaft Schaumburg Lippe iſt entworfen worden. Bückeburg 1792. bey Joh. Friedr. Althanns, Hofbuchdrucker.

Die vortrefliche Fürſtinn Juliane zu Schaumburg-Lippe, die ſchon ſo viele nützliche Anſtalten zum Beſten ihres Landes machte, hat einen neuen Beweiß ihrer zärtlichen Fürſorge für die Geſundheit, das Leben und den Wohlſtand, ihrer Unterthanen dadurch gegeben, daß ſie dieſes nützliche Buch durch den, in dieſem Blate ſchon mehrmals gerühmten, Hofrath Fauſt hat entwerfen laſſen, damit es bey dem Volksunterichte gebraucht werde. Funfzig Exemplare dieſes Geſundheits-Catechismus werden für einen Thaler Conventionsmünze verkauft.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Geſetzt aber, fuhr der Arzt fort, daß die Blattern in der Nachbarſchaft noch wären: ſo können ja eure jungen Leute, die auswärts reiſen müſſen, und die Blattern fürchten, erſt in das Blatternhaus gehen. und ſich daſelbſt inoculiren laſſen. Der Arzt mußte darauf abtreten. Der Synodus überlegte ſeinen Vorſchlag einige Tage lang. Am Ende entſchloß er ſich, den lieben Arzt, Humphrey war ſein Name, zum Blatterarzt zu ernennen, das Blatterhaus erbauen zu laſſen, und die nöthigen Geſetze zu geben. Seit der Zeit ſind die Blattern bey uns abgeſchafft. Kommt ja bisweilen ein Fremder zu uns, der jemanden anſteckt, ſo iſt dieß der einzige. Die andern ſind durch unſer Blatternhaus gegen Anſteckung geſichert *) Den

*) Daß die Blattern gänzlich ausgerottet werden könnten, wenn Fürſten und Unterthanen eins

Den nächſten Sonntag, wurden, nach geen-digter Gottesverehrung, die Neuverlobten getrauet,

- - - - - - - - - - - - - -

einander hierzu gemeinſchaftlich die Hände bäten, hat man auch in Deutſchland ſchon längſt eingeſehen. Im November und December-ſtücke des Teutſchen Mercurs vom Jahr 1786 ließ Herr Hofrath Hufeland zu Weimar, der ſich ſchon durch ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen das Lebendigbegraben der ſcheinbar Todten zu verhindern, rühmlich bekannt gemacht hat, eine Abhandlung unter dem Titel: neue Ausſicht zur Vertilgung der Blattern, einrücken, in welcher er recht deutlich zeiget, daß die Blattern nicht nothwendig ſind, daß ſie nur durch die Anſteckung mitgetheilt werden, und ſehr leichte Mittel angiebt, wie ſie nach und nach gänzlich ausgerottet werden können. Und kürzlich hat wieder ein edler, menſchenfreundlicher Mann, Herr von Puſendorf eine Schrift unter dem Titel: S. L. von Puſendorf über die gänzliche Vertilgung der Pocken; zur Beherzigung für Regenten, Staatsmänner und Menſchenfreunde. Braunſchweig in der Schulbuchhandlung 1792. herausgegeben, in welcher er dieß nämliche, auf eine ſehr eindringende Art zeiget. Er hat ſie verſchiedenen Europäiſchen Regenten zugeeignet, und hat

trauet, wobey ein groſser Theil der Gemeine, vorzüglich viele ledige Perſonen, die anfiengen zum Eheſtande reif zu werden, zugegen waren.

Die Trauungsformel war etwas anders, als bey uns, eingerichtet. Ich habe ſie mir abgeſchrieben, und will ſie doch herleſen. Sie lautet alſo:

Lieben Freunde! ihr habt mir eröffnet, daß ihr einander lieb habt und heyrathen wollet. Daran habt ihr nun wohl gethan; der gute Schöpfer hat ja jeden jungen, geſunden Men-

hat daran wohlgethan: weil doch in dieſem Falle, ohne obrigkeitlichen Beyſtand, nichts ausgerichtet werden kann.

Da es nun ſehr viele edle Regenten giebt, denen das Leben, die Geſundheit und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen am Herzen liegt; da ſie alle die Bevölkerung ihres Landes wünſchen, und jeder gute Vater, jede zärtliche Mutter den Würgengel fürchtet, der ihren Kindern mit Schmerz, Verſtümmelung und Tode, drohet: ſo iſt kein Zweifel, daß dieſe Wünſche und Vorſchläge einmal werden beherziget, und daß die Zeiten kommen werden, wo die Blattern nicht mehr ſind, wo ſie höchſtens noch unter Türken und andern Völkern wüthen, die im Dunkeln wandeln.

Digitized by Google

ſchen zum Eheſtande beſtimmt, und es iſt etwas ſehr Gutes für ihn, wenn er eine tugendhafte geſchickte Perſon findet, die er lieb hat, und mit welcher er glaubt, glücklich zu leben. Da ihr auch im Eheſtandsexamen bewieſen habt, daß ihr wiſſet, was zur Führung einer glücklichen Ehe und guten Erziehung der Kinder nöthig iſt: ſo hoffe ich, daß euer Eheſtand wohl gerathen werde. Ich erinnere euch an die Worte Jeſu: ſo ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeyd ihr, ſo ihrs thut. Wenn ihr wiſſet, wie Eheleute ſich gegen einander betragen müſſen, wenn ſie glücklich leben wollen; wie ſie ihre Kinder zu erziehen haben, wenn dieſe wohl gerathen ſollen: ſo ſeyd ihr ſelig, wenn ihr nun auch darnach thut. Höret alſo ja nicht auf, an euch zu beſſern, und alle die Fehler abzulegen, die dem andern mißfällig ſind. Habe eines mit den Schwachheiten und den Uebereilungen des andern Geduld; Seyd aufrichtig gegen einander! meidet allen böſen Schein, alles meidet, was den einen Theil auf den andern mißtrauiſch machen könnte! Wenn euch Gott mit Kindern ſegnen wird: ſo vernachläßigt ſie nicht, ſondern laßt nun eure ganze Sorge darauf gerichtet ſeyn, daß ſie ſo erzogen werden, wie ihr ſelbſt wißt, daß ſie erzogen werden müſſen. Bey euern Arbeiten ſtehet ein-

Digitized by Google

einander redlich bey, und verlaßt einander nicht, wenn bisweilen allerley Trübſale über euch kommen ſollten. Gott wird euch dann ſegnen, ihr werdet glücklich und vergnügt bey einander leben, alle Arbeit wird euch leicht, alle Trübſal erträglich werden. An Nahrung wird es euch nie fehlen. Bey zunehmendem Alter, werden eure guten, geſunden, wohlgerathnen Kinder eure Stützen ſeyn, und, wenn ihr von der Erde abgeht: ſo werdet ihr in euern Kindern fortleben. Seyd ihr denn nun entſchloſſen, dieſem allen redlich nachzukommen?

Antw.

Ja!

Gott ſtärke euch, daß ihr euer Verſprechen erfüllen möget, und ſegne euch, daß ihr in eurem neuen Stande viel Gutes ſtiften und es immer erfahren möget, wie glückſelig der ſey, der auf Gottes Wege wandelt. Amen!

Nun gieng das Brautpaar nach dem Hauſe zu, wo die Hochzeit ſollte gefeyert werden, und die Hochzeitgäſte folgten ihm. Da ich dem Zuge nachſahe, kam Stone zu mir, und ſagte, lieber Conſtant, das Brautpaar hat mir aufgetragen, dich zu bitten, daß du an ihrem Hochzeitfeſte Theil nehmen ſollſt. Ich erſchrack und fragte:

wie komme ich denn dazu? ich habe ja kein hochzeitlich Kleid an?

Da lachte Stone gar herzlich und ſagte: Märrchen, ſieh doch alle Hochzeitgäſte an! ſiehſt du denn nur einen einzigen darunter, der anders gekleidet wäre, als er gewöhnlich des Sonntags zu gehen pflegt?

Es iſt wahr, antwortete ich. Da iſts nun wieder bey euch ganz anders, als bey uns. Bey uns pflegen ſich die Brautleute und alle Hochzeitgäſte zu putzen, ſchaffen ſich neue Kleider, und immer ſucht eines das andere an Putz zu übertreffen.

Ich weiß es gar zu wohl, ſagte Stone. Hochzeitfeſte ſollten Freudenfeſte ſeyn, bey euch ſind ſie aber gewöhnlich Leidensfeſte. Durch den Kleiderpracht, den ihr bey ſolchen Gelegenheiten treibet, ſteckt ihr euch in Schulden und Sorgen. Der Anzug eines Brautpaars, koſtet oft ſo viel, als nöthig geweſen wäre, um die Küche und das ganze Haus mit Hausgeräthe zu verſehen. Wenn nun die Haushaltung angehen ſoll: ſo fehlt es bald an einem Keſſel, bald an Holze, bald an Hemden, und die Brautkleider hängen im Schranke und werden von Motten gefreſſen. Das haben wir gar bald eingeſehen und haben daher verordnet, daß bey uns, bey ſolchen Gelegenhei-

heiten, ſchlechterdings niemand anders ſich kleiden ſoll, als er ſich des Sonntags zu kleiden pfleget. Und des Sonntags putzen wir uns nicht, ſondern — wir kleiden uns reinlich. Vorzüglich ſehen wir auf weiße Wäſche. Du kannſt alſo ohne Bedenken mitgehen, wie du hier biſt.

Ich gieng mit, und hatte einen der vergnügteſten Tage meines Lebens.

Da wir in das Hochzeithaus kamen, gratulirte jedes dem Brautpaare, dann ſetzten wir uns zu Tiſche — und aſen uns alle ſatt, ob wir gleich nicht mehr als drey Gerichte hatten. Eben deßwegen ſchmeckten ſie uns ſo gut, weil ihrer nicht mehrere waren. Zwiſchen jedem Gerichte ſangen wir auch, keine Kirchenlieder, aber auch keine Zoten, Lieder ſangen wir, die zur Frölichkeit ermunterten, und das Brautpaar an ſeine Pflichten erinnerten.

Was mir dabey am meiſten gefiel, waren die Geſpräche, die über Tiſche geführt wurden. Das Maul ſtund uns nicht ſtille. Wenn wir nicht aſen und ſangen: ſo plauderten wir. Aber ich kann auf meine Ehre verſichern, nicht eine einzige Zote habe ich gehöret. Späßchen genug, aber keine Zote. Die Eheleute erzählten einander, wie ſie zuſammen gekommen wären, was für einen ſchweren Anfang ſie gehabt, wie ſie

ſich

ſich geholſen hätten. Bisweilen wurden auch Geſundheiten ausgebracht z. B. auf Hausfrieden! auf gute Nahrung! auf geſunde Kinder! auf ein vergnügtes Alter!

Nach Tiſche giengen wir ſpatzieren und freueten uns über das viele Schöne und Gute, das wir auf dem Wege antrafen. Die Eltern hatten ihre Kinder mit, und dieſe kamen alle Augenblicke geſprungen und brachten bey, was ſie gefunden hatten; bald eine merkwürdige Pflanze, bald ein merkwürdiges Inſekt, und machten dadurch allemal ihren Eltern eine herzliche Freude.

Wer noch vor Michaelis 20 gr. ſächſiſch Pränumeration, auf des Herrn Bergrath Bechſteins kurzgefaßte, gemeinnützige Naturgeſchichte des In- und Auslandes für Schulen und häuslichen Unterricht ꝛc. an die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal franko einſchickt, der erhält auf Michaelis des 1ſten Bandes I. Abtheilung, in welchem die Naturgeſchichte der Säugethiere, Vögel und Amphibien abgehandelt iſt. Das ganze wird aus 2 Bänden beſtehen, wovon jeder in 2 Abtheilungen erſcheint, um es käuflicher zu machen. Man findet in dieſem Werke eine kurze gedrängte Beſchreibung von allen bekannten und intereſſanten inländiſchen Naturalien, und von den ausländiſchen alle diejenigen, welche nur irgend in merkantiliſcher, technologiſcher, geographiſcher, hiſtoriſcher, philologiſcher und bibliſcher Hinſicht für uns merkwürdig ſind.

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

1792.

[illegible] Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

[illegible]r, wenn ſie etwas Merkwürdiges von [illegible] bekamen, examinirten ſie darüber, [illegible] wenn die Kinder gut antworteten: ſo freueten ſie ſich gewiß mehr darüber, als unſere Landleute, wann ſie bey Hochzeiten ein Glas Branntewein verſchlucken, und dadurch ihr Gehirn benebeln.

Des Abends ſetzten wir uns wieder zu Tiſche, aſen, diſcurirten und ſangen. Am Ende der Mahlzeit gieng das Schenken an. Der Vorſteher ließ zuerſt durch einige junge Leute verſchiedenes Hausgeräthe herbey tragen, und ſagte: die Gemeine läßt den jungen Eheleuten Glück wünſchen, und ſchickt hier etwas zu ihrem Anfange. Dann ſchenkte jeder Hochzeitgaſt etwas, das aber immer ſehr wenig koſtete, und immer Gelegenheit zu unſchuldigen Scherzen gab.

Unter andern brachte eine junge Frau der Braut einen verdeckten Teller. Als ſie ihn aufdeckte, lagen darauf einige Galläpfel, die unten von einander geſchnitten und ausgehölt waren, und oben ein Löchelchen hatten.

Die Hochzeitgäſte lächelten, als ſie dieſes Geſchenk ſahen, die Braut nahm es geſchwind weg und wurde blutroth.

Ich war gewaltig neugierig zu wiſſen, was denn eigentlich dieſe Galläpfel bedeuten ſollten? getrauete mich aber nicht jemanden deßwegen zu fragen. So bald wir aber von Tiſche aufgeſtanden waren: ſuchte ich Stonen auf und fragte: was ſollten denn dieſe Galläpfel bedeuten?

Er lächelte und ſagte: ich will es dir erklären. Wir ſind hier der Meynung, wenn eine Frau ein Kind zur Welt geboren hat: ſo müſſe ſie nun auch dafür ſorgen, daß es aus ihren Brüſten die Milch, als ſeine erſte Nahrung, ziehe. Dieß iſt für die Mutter und auch für das Kind gut; für die Mutter iſt es gut, damit ſie keine böſen Brüſte bekomme, und auch für das Kind, weil die erſte Milch ein gutes Reinigungsmittel iſt. Viele Mütter können dieß aber nicht; weil die Warzen an den Brüſten zu ſehr eingedruckt und zu weich ſind. Das iſt der Fall vorzüglich bey jungen Weibern, beſonders wenn ſie aus Europa

ropa kommen. Denn dort herrſcht die alberne Gewohnheit noch, daß die Mädchen ſich ſchnüren, damit ſie recht ſchlank und ſchmucker ausſehen wollen. Dadurch preſſen ſie nicht nur ihren Leib zuſammen, und machen ſich krumm und ſchief: ſondern die Brüſte leiden auch dabey, und die Warzen werden zu ſehr eingedrückt. Wann ſie nun ihre Kinder ſtillen ſollen, ſo können die armen Kinder die Warzen nicht finden, und nicht herbey ziehen. Wenn es aber auch geſchieht, ſo werden die Warzen wund, ſchwären auch wohl, und die Weiber ſtehen dabey Schmerzen aus, daß ſie winſeln, ſchreyen und ſich wie die Würmer krümmen. Da heißts hernach, ich kann mein Kind nicht ſtillen. Der Mann, dem die Frau dauert, giebt nach, und läßt das Kind entweder bey Kuhmilch aufziehen, oder hält ihm eine Amme. Daraus entſteht nun mancherley Unheil. Die Kinder werden oft verwahrloſet, und die Mutterliebe nimmt nach und nach ab.

Lange hatten wir dieſe Noth auch in unſerer Colonie, und Niemand wußte zu helfen. Da war es einmal Synodus. Ein junger Mann legte einen Vorſchlag vor, wie man junge tüchtige Pferde ziehen könne. Verſchiedene Mitglieder hatten darüber eine Freude und wollten, daß der Vorſchlag ſogleich unterſucht und ausgeführt

 wer-

werden ſollte; der Präſident aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: lieben Freunde! es iſt wohl recht gut, daß wir die Pferdezucht zu verbeſſern ſuchen, aber weit nothwendiger iſt es, daß wir ein Mittel erfinden, den großen Schmerzen abzuhelfen, welche unſere lieben Weiber, bey Stillung ihrer Kinder, empfinden. Denn ſo groß auch der Vortheil ſeyn mag, den wir von einer guten Pferdezucht haben möchten, ſo iſt mir doch meine Frau und meine Kinder lieber, als der ſchönſte Rappe.

Wahr iſts wohl, ſagte einer von den Beyſitzern. Wie wollen wir es aber ändern?

Wir haben ſchon ſo vieles Elend, antwortete der Präſident, aus unſerer Colonie weggebracht, warum ſollten wir denn dieß nicht wegſchaffen können? Laßt uns doch nachdenken! laßt uns doch durch die ganze Colonie bekannt machen, ob niemand ein Mittel wiſſe, den Weibern, zumal den jungen Weibern, das Stillen der Kinder zu erleichtern?

Es geſchah, und bald meldete ſich eine junge Holländerin, die vor Kurzem angekommen war. Ehrwürdiger Präſident! ſagte ſie, in meiner Familie war die Gewohnheit, daß jedes Mädchen, wenn es ſich verheyrathete, einige Galläpfel mit bekam, die unten von einander geſchnitten, und ausgehöhlt waren, oben befand

ſich ein Löchelchen, welches entweder hineingebohrt, oder von einem Wurme hineingeſtochen war; dieſe Galläpfel weichten ſie nun ohngefähr einen Monat, vor ihrer Entbindung, in guten Branntewein, legten ſie auf die Brüſte, die Warzen zogen ſich hinein, und, wenn ſie trocken und hart wurden, nahmen ſie dieſelben ab, weichten ſie wieder in Branntewein und legten andere auf. Wann ſie nun Mütter wurden: ſo konnten die Kinder ſaugen, ohne der Mutter Schmerz zu verurſachen.

Der Präſident freuete ſich darüber, und, da eben ein Paar Mädchen verheyrathet wurden: ſo bekam jedes ſolche Galläpfel zum Hochzeitgeſchenke, und die Anweiſung, wie es ſie gebrauchen ſollte. Da ſie Mütter wurden, konnten ſie ihre Kinder ohne Schmerzen ſtillen. Darüber freuete ſich jedermann, aber niemand mehr als die Holländerin. Denn wir Amerikaner ſuchen unſere größte Freude, und unſern größten Ruhm darinne, wenn wir etwas Nützliches erfinden und vorſchlagen können, was zum Beſten der Colonie gereicht.

Sie lief ſogleich zum Präſidenten und ſchlug ihm vor, er möchte nun den Befehl geben, daß alle Weiber ſolche Galläpfel auf den Brüſten trügen. Der Präſident lächelte aber und ſagte: Ich danke dir liebe Frau! für den guten Rath,

den du uns gegeben haſt. Er iſt in unſer Jahrbuch eingeſchrieben. Was aber deinen Vorſchlag wegen des Befehls betrifft: ſo geht dieß bey uns nicht an. Wir halten wenig von Befehlen. Wenn wir etwas Nützliches erfinden: ſo machen wir es unſern Leuten bekannt, und damit iſt es gut. Glauben ſie, daß es gut ſey: ſo thun ſie es ohne Befehl; glauben ſie es aber nicht, ſo wäre es unbillig, ſie zu zwingen, etwas zu thun, was ſie nicht für gut hielten. Wie geſagt, von Befehlen halten wir ſehr wenig. Wir haben bey uns das Sprüchwort: Wenn man will, daß eine Sache recht ſchlecht oder gar nicht geſchehen ſoll: ſo darf man ſie nur befehlen.

Die folgende Woche ſtund der gute Rath der Holländerin im Wochenblate, und von der Stunde an befolgten ihn alle junge Weiber, und beſchloſſen, jedem Mädchen, das ſich verheyrathete, ſolche Galläpfel zu ſchenken.

Während der Mahlzeit hatte ich neben einem allerliebſten Mädchen geſeſſen, das mich ganz verwirrt im Kopfe gemacht hatte. So oft es mich mit ſeinen großen ſchwarzen Augen anſahe, gieng es mir durch Mark und Bein. Immer wollte ich ihm etwas ſagen, aber ich hatte nicht Courage genug.

Nach

Nach Tiſche ſchöpfte ich mir endlich ein Herz, gieng zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte: liebes Mädchen, haſt du ſchon einen Bräutigam?

O ja, ſagte es lächelnd, einen recht braven, dort ſteht er! und nun war gleich die Hand zurückgezogen.

Ich ſtund nun da, wie wenn mich der Bliz gerührt hätte, und ſchlug die Augen nieder. Stone merkte es und fragte: was giebts da? Nichts, gar nichts, war meine Antwort.

Was hatteſt du denn, fragte er weiter, mit dem Mädchen vor?

Alles Liebes und Gutes, antwortete ich. Ich fragte es nur, ob es ſchon einen Bräutigam hätte?

Aha! ſagte er. Du mußt doch wohl deine guten Urſachen gehabt haben, warum du dieſe Frage thatſt. Lieber Conſtant! wenn du wieder eine ſolche Frage zu thun haſt: ſo brauchſt du dich gar nicht an die Mädchen zu wenden, ſondern nur gerade an mich oder an einen andern guten Freund, da erfährſt du alles, was du wiſſen willſt. Das heimliche Verlieben iſt bey uns nicht Mode, daraus entſteht nichts als Unfug und Unordnung. So bald junge Leute einander heimlich lieben: ſo fangen ſie an ſich zu verſtellen und zu lügen, ſie ſuchen die Erwachſe-

nen

nen, vorzüglich ihre Eltern, zu hintergehen und das iſt ſchrecklich. Sie verbinden ſich auch oft mit Perſonen, die ſich gar nicht für ſie ſchicken, und machen ſich dadurch unglücklich.

Unſere jungen Leute haben aber auch gar nicht nöthig, ſich heimlich zu verlieben. Wir freuen uns ja alle, wenn ein Paar gute Leute einander lieb haben, und ſuchen ihnen, ſo viel als möglich, zur Ehe behülflich zu ſeyn, warum ſollten ſie denn alſo ihre Liebe verheimlichen? Wenn daher ein Mädchen einen junge Menſchen gerne hat: ſo macht es daraus kein Geheimniß, ſondern geht zum Vater oder zur Mutter und ſagt: der Menſch gefällt mir, den möchte ich gern zum Manne haben!

Wenn nun die Wahl nicht ganz unvernünftig iſt: ſo loben es die Eltern, wegen ſeiner Aufrichtigkeit, und machen nun Anſtalten, ihm den jungen Menſchen zu verſchaffen.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Der aufrichtige Kalendermann iſt noch nicht fertig. Man verſichert aber, daß daran gedruckt werde. Sobald wir ihn erhalten, werden wir ihn denen zuſchicken, die darauf bezahlt haben.

Die Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal.

Der Bote aus Thüringen.

Acht und zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Gemeiniglich, fuhr Stone fort, entdecken ſich, die Eltern des Mädchens, einem Freunde. Dieſer forſcht nun an dem jungen Manne: ob er dem Mädchen nicht auch gut ſey. Iſt dieſes: ſo macht man Gelegenheit, daß die jungen Leute einander ſprechen können. Und da währt es nicht lange: ſo ſind ſie, wenn ſie anders im Eheſtandsexamen gut beſtehen, ein Paar.

So machen es auch die jungen Mannsperſonen, wenn ſie einem Mädchen gut ſind. Denn wir wollen nun ſchlechterdings, daß keine Perſonen einander heyrathen ſollen, als ſolche, die einander recht lieb haben.

Da iſts nun bey uns ganz anders. Da darf ſich kein Mädchen merken laſſen, daß es eine junge Mannsperſon gerne ſieht.

St. Ich will dir ſagen, lieber Conſtant!

Ein Mädchen muß ſittſam ſeyn, darf es alſo nicht öffentlich merken laſſen, daß ſie eine junge Mannsperſon lieb hat, auch dieſe darf es nicht ſogleich wiſſen. Bedenke ſelbſt, wenn nun die Mannsperſon es nicht auch liebte, iſts nicht wahr, ſo würde es ſich darüber grämen. Es iſt bey euch nichts ungewöhnliches, daß achtzehn bis zwanzigjährige Mädchen ſterben. Und man ſagt, daß manche deßwegen ſtürben, weil ſie ihre Liebe zu einer Mannsperſon zu deutlich hätten merken laſſen, und von ihr wären verſchmähet worden.

Wir ſuchen unſere jungen Leute, von beyden Geſchlechtern auch früh ſo zu gewöhnen, daß ſie ihr Herz nicht zu ſehr an eine gewiſſe Perſon hängen. Denn ſobald der Menſch die Meynung hat, daß er ſchlechterdings eine gewiſſe Perſon haben müſſe, wenn er glücklich leben wolle: ſo iſts ja um ſeine ganze Zufriedenheit gethan, wenn er ſie nicht bekommen kann. Geſetzt nun, daß die Neigung eines Mädchens oder einer jungen Mannsperſon auf eine Perſon fiele, die ſie nicht haben könnten: ſo iſts uns gar leicht ſie zu beruhigen. Wer gelernt hat zu entbehren, was er nicht haben kann, der kann ſich auch leicht faſſen, wenn es ihm in der Liebe nicht nach Wunſche geht.

Wäh

Während dieſem Geſpräche merkte ich, daß unter der Hochzeitgeſellſchaft ein allgemeiner Aufſtand wurde. Ich glaubte, es ſollte nun zum Tanze gehen, aber ſiehe da, man machte Anſtalt nach Hauſe zu gehen. Ich fragte Stonen, wird denn bey euch nicht getanzt?

St. O ja, bisweilen thun wir es auch. Aber heute ſchickt es ſich, wegen verſchiedener Urſachen nicht. Wenn wir hätten tanzen wollen: ſo hätten wir ſchon vor ein Paar Stunden anfangen müſſen, damit wir itzo nach und nach wieder aufhören könnten.

J. Wie lange pflegt ihr denn zutanzen?

St. Gemeiniglich bis eilf Uhr.

J. Da iſts nun wieder bey euch anders, als bey uns. Bey uns tanzt man gemeiniglich bis der Tag anbricht.

St. Freylich iſts bey uns anders, als bey euch. Welches iſt denn aber beſſer?

J. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll: ſo iſts bey euch beſſer. Wenn man die ganze Nacht durch getanzt hat: ſo iſt der folgende ganze Tag verdorben.

St. Du haſt Recht. Und ein Tag, dieſer iſt uns Amerikanern gar viel werth. Sieh einmal, wie viele Menſchen hier ſind! was wer-

den dieſe morgen nicht, durch ihren Fleiß zu Stande bringen können! und wie viel würde unſere Colonie verlieren, wenn dieſe Leute morgen alle herumgiengen und hiengen die Köpfe! Wir Amerikaner genießen alle erlaubte Vergnügungen; aber, damit wir ſie recht oft und recht lange genießen können: ſo thun wir alles mit Mäßigung. Wir eſſen, aber — nicht vielerley Gerichte, und nicht mehr als zur Stillung unſers Hungers nöthig iſt: damit uns den andern Tag die Mahlzeit auch gut ſchmecke, und wir nicht mit verdorbenem Magen zu Tiſche kommen dürfen. Wir trinken: aber immer ſo, daß wir bey Verſtande bleiben, und daß wir auch noch trinken können, wenn der Kopf anfängt grau zu werden. Wir tanzen, aber ſo, daß wir den andern Morgen wieder vergnügt ſind. Und ſo pflegen wir es mit allen Sachen zu halten. Dieß neue Ehepaar z. E. hat einander gewiß lieb, aber ſo, daß es ſich auch nach dreyßig Jahren noch lieb haben wird. So pflegen wir Amerikaner zu handeln. Gute Nacht! lieber Conſtant ſchlaf wohl!

So ſchieden wir von einander und ich gieng in tiefen Gedanken nach Hauſe. Als ich ins Bette kam, ſchlief ich nicht ſogleich ein: weil mir noch immer durch den Kopf gieng, was ich den Tag über geſehen und gehört hatte. Die Amerika-

rikaner, dachte ich, ſind doch wahrhaftig vernünftige und rechtſchaffene Leute; wenn du doch nur ihre ganze Verfaſſung recht überſehen könnteſt! Bis itzo halten ſie doch noch immer hinter dem Berge. Ich entſchloß mich alſo, recht herzlich den Stone zu bitten, daß er mir doch alle Tage etwas von ihrer Verfaſſung ſehen ließe. Ueber dieſem Entſchluſſe ſchlief ich ein.

Sobald ich aufwachte, lief ich zu Stonen, und bat ihn gar ſehr, daß er mich doch täglich eine Stunde wenigſtens, in ſeinem Orte herumführen, und mir die hieſige Einrichtung ſehen laſſen möchte; weil mir alles ſo gar zu wohl gefiel.

Er lächelte und ſagte: lieber Conſtant! wir haben gefunden, daß du ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann biſt: deßwegen iſt ſchon beſchloſſen worden, daß du alles ſehen und hören ſollſt, was wir rechtſchaffenen Fremden ſehen und hören laſſen. Heute zu Mittage komm zu mir.

Ich kam, ſo bald die Glocke elfe geſchlagen hatte, und wurde von ihm zu einer Frau geführt, die drey junge Weiber bey ſich hatte, welche hochſchwanger waren. Sie brachte ihr Kind herbey, welches ohngefähr zwölf Tage alt ſeyn mochte, zeigte es den Weibern und ſagte: ſehet lieben Schweſtern, wie zart ein junges Kind iſt! ihr

 könnt

könnt alſo leicht denken, wie gut es verpfleget und in Acht genommen werden muß, wenn es nicht einen Schaden nehmen ſoll, der es auf lebenslang unglücklich machen könnte, und was für eine ſchwere Sorge auf dem Herzen einer Mutter liegt, die ihre Pflicht erfüllen will. Wie ich mein Kind von ſeiner Geburt an behandelt habe, das habt ihr ſchon geſehen *).

Itzo gebt Achtung, was ich weiter mit ihm vornehme!

Sie nahm darauf das nackte Kind, gieng damit zu einem Kübel, der mit kaltem Waſſer angefüllt war, hielt es darüber und tauchte es unter, zog es hervor, und trocknete es ab. Mir wurde es grün und gelb vor den Augen. Ums Himmels willen ſagte ich: was ſoll das werden?

Die Frau lachte und ſagte: du erſchrickſt, Deutſcher! daß ich mein Kind ſo behandle? das geſchieht alles aus Liebe. Wenn man nur den Vortheil beobachtet, daß das Kind mit dem Kopfe zuerſt in das Waſſer kommt, und daß es nicht

*) Aus verſchiedenen Urſachen ſcheint es unſchicklich, in dieſem Blate, das von allerley Menſchen geleſen wird, viel von der Geburt zu ſagen.

Digitized by Google

nicht etwa ſchwitzt, wann man es eintauchen will: ſo iſt gar keine Gefahr weiter dabey. Wir Amerikanerinnen wollen keine Schwächlinge erziehen, ſondern tüchtige Leute unſerer Colonie liefern. Unſere Jungen ſollen Kraft und Mark in die Glieder bekommen, und unſere Mädchen ſollen einſt geſunde ſtarke Weiber werden, die den Männern beyſtehen, und ihnen nicht durch ewiges Pimpeln und Lamentiren beſchwerlich fallen. Deßwegen erziehen wir unſere Kinder von Jugend auf etwas hart, damit ſie in der Folge etwas aushalten können.

Man ſollte aber meynen, ſagte ich, ſo ein zartes Kind, wäre des Todes, wenn es in das eiskalte Waſſer käme.

Eben deßwegen, ſagte die Amerikanerin, daß unſere Kinder nicht des Todes ſeyn ſollen, tauchen wir ſie, wenigſtens einen Tag um den andern, in kaltes Waſſer. Wenn du ſehen willſt, was bey dieſen Baden herauskommt: ſo gehe auf unſern Gottesacker, und lies die Grabſchriften! Wenn du nun findeſt, daß es auf unſerm Gottesacker anders iſt, als auf euern Kirchhöfen, wo man keinen Schritt thun kann, ohne auf eine faulende Kinderleiche zu treten, daß du bey uns erſtaunlich wenige Kindergräber findeſt: dann wirſt du doch einſehen, daß die Kinder nicht des Todes ſind, wenn man ſie in eiskaltes Waſſer tauchet.

Anekdote.

Ein gewiſſer Doctor kam bey einer Mahlzeit ſo zu ſitzen, daß er gerade gegen ſich über einen jungen naſeweiſen Menſchen hatte. Dieſer, der ſein Vergnügen darinn ſuchte, wenn er andere Leute hudeln konnte, fragte den Doctor: ſagen Sie mir doch, was für ein Unterſchied iſt, zwiſchen einem Doctor und einem Hanswurſt? Ohne ſich lange zu beſinnen antwortete der Doctor: der Tiſch.

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat Junius folgende Liebhaber gemeldet:

Herr Andr. Uebe auf dem Benkenſtein	1 Ex.
— Andr. Schütz in Friedrichsroda	1
— Wimmelmann in Allendorf	1
— Verwalt. Schleip in Tüngeda	1
— Pf. Cropp in Moorburg	1
— Organ. Platt in Haarburg	1
— Contributionsein. Sommer daſ.	1
— Buchbind. Sauermann daſ.	4
— Rect. Drechsler daſelbſt	3
— Joh. Andr. Mäurer in Weiler	1
— Jo. Nik. Schak in Illeben	1
— Sup. Scharfenberg in Salzungen	1
— Cant. Usbeck in Roßdorf	1
— Oberjägerm. von Beaulieu in Hannover	1
— Landc. Bertuch in Tambachshof	1
— Buchbind. Galluba in Arnſtadt	2
— Jo. Andr. Reintanz in Langenſalz	1
— M. Heſſelbach Pf. zu Drakendorf, künftig zu Lobſchütz	2
— Cant. Eickhof in Neubrockhauſen	7
— Joh. Andr. Stahl in Krafftsdorf	1
Sum.	33

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und zwanzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Itzo, fuhr die Amerikanerin fort, gebt nun Achtung, lieben Schweſtern, wie man die Kinder wickeln muß! Sehet! Hände und Füße dürfen, bey Leibe nicht, eingewickelt werden. Das iſt barbariſch. Dadurch wird das arme Kind ohne Noth geängſtigt, und ſeine zarten Glieder können, durch die gezwungene Lage, leicht krumm wachſen. Hände und Füße müſſen ganz frey bleiben. Es dürfen ihm auch keine Strümpfe angezogen werden. Ich will euch auch ſagen, warum. Ein Kind verunreinigt ſich oft. Wenn es nun Strümpfe an hat; ſo zieht ſich die Schärfe und Feuchtigkeit hinein, dieß verurſacht dem armen Kinde Schmerzen, und iſt ſeiner Geſundheit nachtheilig. Sehet! ich ſchlage nur ein leinen Tuch um den Leib, darüber wieder ein anderes, nun umwickele ich es ganz locker mit einer Windelſchnur, damit ich es anfaſ-

ſen kann, und nun iſt mein kleiner Auguſt ausſtaffirt, wie er ſeyn muß.

Nun nahm ſie das Kind in die Höhe und gab ihm einen herzlichen Kuß.

Wir haben, ſagte ich, bey uns die Gewohnheit, daß wir die Kinder in eine ſtarke wollene Windel ſchlagen, und ſetzen in die Wiege eine Wärmflaſche, damit das Kind fein ausdunſte.

Ganz recht, ſagte die Amerikanerin, ſo muß man die Kinder behandeln, wenn man ſie für den Gottesacker erziehen will. Mein Auguſt ſoll aber nicht für den Gottesacker, ſondern für die Welt erzogen werden. Die wollene Windel, die Wärmflaſche, machen ja, daß das Kind beſtändig ſchwitzt, dadurch muß es ja geängſtigt, entkräftet, ausgemergelt werden; kommt es nun ohngefähr in die Kälte, ſo ſchlägt der Schweiß zurück, das Kind bekommt ein Steckflüßchen, hängt das Köpfchen und empfiehlt ſich. Meine liebe Mutter, die aus Braunſchweig gebürtig war, hat mir oft erzählt, daß ſie noch zehn Geſchwiſter gehabt habe, die alle in der zarten Kindheit abmarſchirt wären, mehrentheils an Steckflüſchen. Sie waren aber auch alle ſo behandelt worden, wie es in Europa gewöhnlich iſt.

Ein Mützchen, fragte ich weiter, bekommt alſo das Kind auch wohl nicht auf den Kopf?

Wo-

Wozu denn das Mützchen? antwortete die Amerikanerin. Unſere Kinder bekommen nie eine Mütze auf den Kopf.

Itzo ließ die Amerikanerin eine Schaale voll Brey bringen, um den jungen Weibern zu zeigen, wie man ein kleines Kind ſpeiſen müſſe. Der Brey war ganz dünne, von Milch und Weizengrütze, ohne Butter gemacht, gerade ſo, wie einmal Herr von Aſſof einer Wirthin ſagte, daß er müſſe eingerichtet werden. Sie wollte eben davon allerley ſagen, als wir höreten, daß unter dem Fenſter ein großer Zuſammenlauf von Menſchen entſtund. Ich lief alſo mit Stonen heraus, die Weiber folgten nach und die Schule war aus. Als wir vor die Thür kamen: ſahen wir eine Menge Menſchen, welche betrübt ausſahen, die Hände zuſammen ſchlugen, und klagten.

Helft mir, lieben Leute! ſagte ein junger Mann, ich bitte euch!

Stone drängte ſich durch und fragte den Mann: was fehlt dir? wie können wir dir helfen?

Ach ſagte er, geſtern gehe ich in den großen Wald um dort einige Kräuter zu ſammeln, und nehme meinen fünfjährigen Sohn mit. Er ſuchte Blumen, machte einen Straus daraus für ſeine Mutter, und ich freuete mich ſchon vor-

aus, was für eine Freude Mutter und Sohn haben würden, wenn dieſer ihr den Straus in die Hände geben könnte. Aber ach! (hier brachen ihm die Thränen aus) mein Wilhelm wird den Straus nimmermehr ſeiner Mutter bringen; ſie wird ihn nie wieder ſehen. Da ich meine Kräuter zuſammen gemacht hatte: rief ich ihn und er antwortete nicht. Ich rief ſtärker, ich lief hin und her, ich ſtieg von einem Berge zum andern, kletterte auf die Bäume, ſchrie, ſo ſtark ich konnte, aber mein Wilhelm antwortete mir nicht. Die Nacht fiel ein, und ich mußte ohne ihm nach Hauſe gehen.

Mit Tagesanbruch bin ich wieder in dem Walde, mit meiner Frau und meinen Nachbaren, geweſen, aber wir haben ihn nicht finden können. Wer weiß welcher Wolf oder welche Schlange ihn getödtet hat!

Bey dieſer Erzählung wurden wir alle weich, die Weiber ſchluchzten und weinten, und es fehlte nicht viel, daß nicht die Männer auch mit geweint hätten.

Da erhob der Vorſteher der Gemeine ſeine Stimme und ſagte: das Unglück iſt groß, das iſt wahr, aber je größer es iſt, deſto weniger dürfen wir den Muth ſinken laſſen. Weinen und Klagen hilft gar nichts. Laßt uns doch das Mittel

brau-

Digitized by Google

brauchen, wodurch wir uns aus ſo vielen Verlegenheiten geholſen haben, laßt uns nachdenken, wie dem guten Manne zu helfen ſey! Hört auf zu weinen! ich bitte euch, und wer das Weinen nicht laſſen kann, der gehe nach Hauſe und weine ſich ſatt!

Einige Weiber giengen wirklich fort, die andern bemühten ſich die Thränen zurück zu halten.

Weiß denn, fuhr der Vorſteher fort, niemand einen Vorſchlag zu thun, wie man dem guten Manne helfen kann? Da kamen eine Menge Vorſchläge zum Vorſchein, die alle darauf hinausliefen, daß ein Trupp Leute den Wald durchſtreichen, und das Kind ſuchen ſollte. Der Vorſteher las darauf zwanzig Männer aus, und zeigte jedem den Weg, den er gehen ſollte.

Ehe ſie aber fortgiengen, kam ein Wilder mit einem groſſen Hunde gegangen. Der ängſtliche Vater lief gleich auf ihn los und fragte: haſt du kein Kind im Walde gefunden?

Ich, ſagte er, habe nicht funden Kind in die Wald.

Der Vater fieng darauf ſeine traurige Erzählung noch einmal an und der Wilde hieng den Kopf und legte die Hand an die Stirne.

Auf einmal fuhr er auf und ſagte: ich dein Kind will holen, will holen.

Der Vater fiel ihm um den Hals und ſagte: willſt mein Kind holen?

Wills holen, antwortete der Wilde. Geſchwinde geh mit mir in dein Haus!

Er gieng mit ihm fort, und wir alle folgten ihm nach. Da wir an das Haus kamen: mußte der Vater ſogleich die Strümpfe und Schuhe bringen, die das Kind zuletzt hatte angehabt. Er hielt ſie dem Hunde unter die Naſe, der ſie beſchnopern mußte. Dann zeigte er mit den Fingern auf die Erde. Der Hund ſchnoperte herum, bis er die Spur des Kindes gefunden hatte, dann lief er immer auf der Erde ſchnopernd, nach dem Walde zu und der Wilde ihm nach, und winkte, daß wir zurück bleiben ſollten.

So klug, rief einer, von den verſammelten Leuten, hätten wir auch ſeyn können.

Ja wohl, ſagte der Vorſteher, hätten wir es auch ſeyn können, wir ſinds aber nicht geweſen. Der Einfall dieſes Wilden iſt mehr werth, als alle unſere Vorſchläge. Unſere ganze Gemeine hätte den Wald durchſtreifen können, und wir wären doch wohl nicht in das Gebüſche gekommen, wo ſich das arme Kind befindet. Ihr könnt daraus ſehen, lieben Freunde, daß man keinen Menſchen

ſchen verachten darf. Denn auch der geringſte Menſch hat bisweilen einen Einfall, der viel werth iſt. Dieſer Menſch iſt nur ein Wilder, hat vieles nicht gelernt, was wir können, aber hatte er nicht einen Einfall, der uns allen Freude macht? Wenn das Kind noch da iſt: ſo bringt er es gewiß wieder, denkt an mich!

Ach wenn doch das Gott wollte! rief der bekümmerte Vater, und hob die Hände gen Himmel! Wir warteten wohl zwey Stunden lang auf die Rückkehr des Wilden, und manche ziſchten einander ſchon in die Ohren! von dem armen Kinde wird kein Gebein mehr vorhanden ſeyn. Dann rief auf einmal einer, dort kommt er aus dem Walde heraus. Wir ſahen ihn alle. Er lief, wie es der Wilden Art iſt, ſo ſchnell wie ein Reh, ſein Hund ſprang hinter ihm drein, und, da er näher kam: ſahen wir auch, daß er das Kind auf dem Arme hielt. Wird es aber auch noch leben? ſo ſagte der Vater, lief nach ihm zu, und wir alle folgten ihm nach.

Da der Wilde nahe bey uns war: hob er das Kind in Höhe, und warf es dann in des Vaters Armen.

Es lebte noch, aber lange ſchien ſein Leben nicht dauern zu wollen. Es konnte weder reden noch ſchreyen, und Hände und Geſicht waren ihm

von den Stichen der Inſekten ſo aufgeſchwollen, daß man es ohne Mitleiden nicht anſehen konnte. Der Arzt, der zugegen war, verſicherte aber, daß ihm noch zu helfen wäre, und gieng mit dem Vater nach Hauſe.

Anekdote.

Ein einfältiger Sohn eines einfältigen Vaters trug Eier zu Markte. In der Stadt begegnet ihm ein Mann, neben dem ein großer Hund herlief. Der Burſche verwunderte ſich über den Hund und fragte den Mann: iſt der Hund sein? Herr! nein antwortete der Mann, ich bin des Hundes sein Herr.

Sobald der Burſche nach Hauſe kam: erzählte er den ganzen Vorfall ſeinem Vater, welcher eben ſeinem Eſel Diſteln vorſchüttete, und ſagte: was doch die Leute in der Stadt ſo klug ſind!

Hum! ſagte der Vater, ſo klug wollte ich auch wohl ſeyn. Frage mich einmal, ob der Eſel mein iſt!

Der Sohn that es und fragte: iſt der Eſel euer? Vater!

Nein, antwortete dieſer, ich bin des Eſels ſein Vater.

Die Namen derer jenigen, die auf den 2ten Theil der Chriſtlichen Hauspoſtille pränumeriren, können in dieſem Blate nicht abgedruckt werden, weil dieſe Namen zu vielen Platz wegnehmen würden, welches vielen Leſern nicht recht ſeyn würde. Es wird aber alles genau aufgeſchrieben, und jedem Pränumeranten der 2te Theil zugeſchickt werden, ſobald er fertig iſt.

Der Bote
aus
Thüringen.

Dreyßigſtes Stück.

1792.

Bote, Wirth.

W. Was giebts Neues in Frankreich?

B. Seit dem letzten Auflaufe in Paris iſt meines Wiſſens nichts Wichtiges vorgefallen.

W. Das war aber auch ein ſchrecklicher Auflauf. Gott bewahre uns in allen Gnaden, daß wir niemals von ſo einem Unglücke in Deutſchland hören!

B. Er wird uns bewahren, wenn wir uns wollen bewahren laſſen.

W. Sag er mir doch aber nur, wie es möglich iſt, daß der Menſch ſich ſo weit vergehen und ſeinen Landesherrn ſo mißhandeln kann! Es iſt ja ganz abſcheulich, wie es dabey hergegangen ſeyn ſoll! Thore und Thüren in dem königlichen Schloſſe haben ſie ja halt aufgeſchlagen, auf 30000 Menſchen, mit Spieſen, Aexten, Senſen, Sicheln, ſollen ja halt eingedrungen, bis in des

Königs Zimmer eingedrungen ſeyn. Ein Kerl ſoll ja mit dem Spieſe auf den König losgelaufen ſeyn und ein Weib den Dolch gegen die Königin gezogen haben.

B. Alles wahr!

W. Deſto ſchlimmer! aber wie ſoll ich denn das zuſammen reimen? Ich habe doch immer gehöret, daß in der franzöſiſchen Nationalverſammlung gar vernünftige brave Leute geſeſſen hätten.

B. Es iſt gut, daß er ſagt geſeſſen hätten.

W. Und wie können denn ſolche vernünftige, brave Leute ſolche himmelſchreyende Sünden zulaſſen?

B. Weil ſie es nicht verhindern können.

W. Ich weiß nicht wie er mir vorkömmt, Herr Gevatter! es iſt ja als wenn er Pech im Maule hätte, jedes Wort muß man ihm ablokken. Zum Henker! geh er doch heraus mit der Sprache! was hält er denn von der Sache?

B. Von Politiſchen Sachen ſpreche ich nicht gerne. Man mag ſo reden oder ſo ſo macht man es immer den Leuten nicht recht. Wenn er aber meine Meynung ja wiſſen will, ſo will ich ſie ihm ſagen.

W. Heraus damit! ich will aufpaſſen.

B. Seh er Herr Gevatter! Wenn wir von der

der franzöſiſchen Revolution reden: ſo dürfen wir ja nicht vergeſſen, was die Franzoſen für eine Regierung ſonſt hatten, die war ſchrecklich hart. Ich kann ihn verſichern —

W. Nun er hat mich ſchon vielmal verſichert, daß der franzöſiſche Bauer mit Zwiebeln und Brode vorlieb nehmen mußte, da wir deutſchen Bauern die Feuermauern voll Würſte, Schinken und Speck haben. Ich will davon weiter gar nichts mehr wiſſen. Fahr er nur in ſeinem Geſpräche fort!

B. Und die ſchrecklich harte Regierung die zwang denn die Unterthanen, daß ſie rebelliren mußten. Nach meiner einfältigen Meynung wird die Rebellion allein durch die Regierung verurſacht. Und dieſe muß ſchrecklich hart ſeyn, wenn der Unterthan ſich zur Rebellion entſchließen ſoll. Wenn ſie nur einigermaßen erträglich iſt: ſo läßt der Unterthan lieber dreyzehn gerade ſeyn, ehe er Gut und Blut, Weib und Kind auf das Spiel ſetzt.

W. Das weiß ich alles ſchon, und unſere Nachbaren wären doch wirklich Narren, wenn ſie nur von Rebellion träumen wollten. Ich weiß aber noch immer nicht, wo er hin will.

B. Er ſoll es gleich erfahren. Da nun die vernünftigen und rechtſchaffenen Leute ſahen,

daß die Rebellion unvermeidlich wäre: ſo nahmen ſie daran Theil, und ſuchten eine neue gute Einrichtung zu machen.

W. Nun daß kann ich doch eben keine gute vernünftige Einrichtung nennen, wenn man das Schloß des Landesherrn ſtürmt, und ihm mit dem Spieſe unter die Naſe läuft.

B. Nun komme ich eben auf das Hauptpünktchen. In jedem Lande iſt die Zahl der vernünſtigen und rechtſchaffenen Leute immer die kleinſte. Die größere Zahl beſteht immer aus unvernünftigen, unredlichen Leuten. So lange nun eine Obrigkeit im Lande iſt, die Anſehen hat, und die Unruhigen ſtraft, ſo lange geht alles ſo ziemlich gut. Sobald aber die Obrigkeit ihr Anſehen verliert: ſo geht alles bunt über. Die Vernünftigen und Rechtſchaffenen werden überſchrien und die Unvernünſtigen und Unredlichen behalten die Oberhand. Wenn einmal der Damm durchſtochen iſt: ſo muß man halt das Waſſer hinlaufen laſſen, wohin es will.

So gieng es in Frankreich. Man ſchränkte den König ein, weil er freylich zu weit um ſich gegriffen hatte. Wäre es dabey geblieben: ſo würde alles gut gegangen ſeyn. Nun aber fieng der gemeine Pöbel an, ſeine Stimme zu erheben, er ſengte und brennte, wie es ihm vorkam, er hieng

hieng Schuldige und Unſchuldige auf, und begieng eine Menge Grauſamkeiten, die man ohne Entſetzen nicht leſen kann. Die Nationalverſammlung wollte es verhindern. Sie konnte es aber nicht. Nun verſammelte ſich eine Menge von unruhigen Köpfen, die ſich Jacobiner nannten. Dieſe ſetzten den König immer weiter herunter, nahmen ihm ein Recht nach dem andern, man giebt ihnen ſogar Schuld, ſie giengen damit um, die königliche Familie auszurotten. Statt daß ſie hätten ſollen ſuchen Ruhe und Ordnung im Lande wieder herzuſtellen, kündigten ſie der halben Welt den Krieg an. Wie kann es denn da anders kommen, als daß alles drunter und drüber gehen muß? Wer weiß von was für ſchrecklichen Auftritten wir noch hören werden. Denn wenn einmal die Obrigkeit im Lande ihr Anſehen verlohren hat: ſo thut jeder, was ihm gut deucht.

W. Man ſollte aber meynen, die Nationalverſammlung würde nun deſtomehr Anſehen haben.

B. So meynt man, wenn man den Menſchen nicht kennt. Wenn man ihn aber kennt: ſo meynt man anders. Der Menſch, wenn er nicht einen recht guten Unterricht gehabt, und ſich nicht zum Nachdenken gewöhnt hat, iſt ein curioſes Geſchöpf. Er kann ſchlechterdings nicht auf der Mittelſtraße bleiben. Da man einmal ange-

fangen hatte, die Rechte des Königs einzuſchränken: ſo wollte man ihm nun gar keine mehr laſſen. Da der König ſein Anſehen verloren hatte, ſo machte man auch nichts mehr aus der Nationalverſammlung; man drang mit wilden Geſchrey in ſie ein und ſang ça ira *). Man mißhandelte den König und die Königin, und die Nationalverſammlung konnte es nicht hindern. Da das Volk die Freyheit erhalten hatte zur Regierung auch ſeine Stimme mit zu geben: ſo war es nicht damit zufrieden, daß es in der Nationalverſammlung ſeine Sprecher hatte; ſondern es wollte nun auch jeder Handwerksmann, und Bauer und jedes Fiſchweib ſeine Stimme dazu geben. Was kann daben Kluges herauskommen?

W. Ich kann nichts Kluges davon erwarten. Ich höre es nur mannichmal bey mir, wenn des Sonntags die Nachbarn hier ſind. Was da bisweilen für Zeug geſchwatzt wird, das kann er nicht glauben, Herr Gevatter! Da hat doch auch jeder etwas auszuſetzen. Dem einen iſt dieſe Verordnung dem andern eine andere nicht recht. Der eine ſchreyt über dieſe der andere über jene Abgabe. So lange dieß nun hier in meinen vier Pfählen geſchieht, ſo hat es weiter nicht viel auf

*) Iſt der Anfang von einem franzöſiſchen Tumultliede.

auf ſich. Wenn nun aber dieſe Leute alle mit in die Regierung reden ſollten: da wollte ich nur ſe-hen, was herauskommen würde. Es würde nicht lange währen: ſo würden ſie alle Anordnungen abſchaffen, und alle Abgaben abgeſchafft wiſſen wollen.

B. Drum iſt es am beſten, daß man das Anſehen der Obrigkeit zu erhalten ſuche. So lange dieſes da iſt, werden wir Ruhe und Sicherheit in unſern Häuſern haben: iſt dieſes dahin, ſo iſt auch Gerechtigkeit und alle gute Ordnung verlohren.

W. Es iſt wohl ganz gut. In manchen Ländern ſollen die Unterthanen aber doch wirklich ſo behandelt werden, daß ihnen der Geduldsfaden reißen möchte.

B. Und wenn er nun reißt — wirds denn da beſſer.

W. Beſſer freylich nicht, was ſoll man denn aber thun?

B. Das iſt eine gewaltig kitzliche Frage, die ich mir nicht zu beantworten traue. Ich habe gegen alles menſchliche Elend nur einen guten Rath.

W. Und der heißt?

B. Ich habe ihm ja denſelben ſchon gar vielmal geſagt. Er heißt Nachdenken. Wenn man

man in der Welt leiden muß: ſo weine man nur nicht und klage nicht, und ſchlage die Hände nicht über dem Kopfe zuſammen, und ſchimpfe nicht und ſchelte nicht, und rebellire nicht, ſtoße ſich auch den Kopf nicht wieder die Wand! denn dabey kommt nichts heraus. Beſonders wenn wir den Kopf wider die Wand rennen: ſo geht wohl der Kopf entzwey, aber die Wand nicht. Und wenn der Kopf entzwey iſt, woher ſoll man denn einen andern nehmen? Klüger iſts, ein Bischen geduldet, und nachgedacht, da wird man gewiß zu ſeiner Zeit einen Ausweg finden.

W. Manche Leute wollen aber vom Nachdenken gar nichts wiſſen. Sie meynen die Vernunft müſſe im Zaume gehalten werden.

B. Man muß halt einem jeden ſeine Art und Weiſe laſſen. Meine Art und Weiſe iſt nun dieſe: weil mir der liebe Gott Füße gegeben hat: ſo gehe ich damit, und weil ich von ihm Hände bekommen habe, ſo arbeite ich damit; weil ich Augen habe, ſo ſehe ich damit: weil ich endlich Vernunft habe, ſo denke ich damit. Wäre es dem lieben Gott mißfällig, daß ich meine Vernunft gebrauche: ſo hätte er es ja am beſten verhindern können, wenn er mir gar keine gegeben hätte; wäre Gott das Denken mißfällig: ſo müßten in ſeinen Augen eine Heerde Schafe mehr werth ſeyn, als eine Stadt voll Menſchen: denn jene denken gar nicht.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und dreyßigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Wirklich half der Arzt dem Kinde des Amerikaners auch, und ſtellete es, nach Verlauf einer Woche, vollkommen wieder her.

So hatte ſich das allgemeine Schrecken, durch die Klugheit und Gefälligkeit dieſes guten Wilden, auf einmal in Freude verwandelt. Der Vergnügteſte unter allen war der Wilde ſelbſt, welches er dadurch ausdrückte, daß er einigemal hoch in die Höhe ſprang, und mit den Händen klatſchte.

Der Vorſteher kam auf ihn los, druckte ihm die Hand und ſagte: du biſt ein guter Mann! Du haſt einem Menſchen das Leben gerettet! Du haſt die Thränen ſeiner Eltern abgetrocknet! Wir haben dich alle lieb und ſegnen dich.

Da that der Wilde wieder einige Freudenſprünge.

Digitized by Google

Womit können wir, fuhr der Vorſteher fort, deinen Dienſt vergelten?

Will nichts haben, antwortete er, will mein Hund eine Bratwurſt haben.

Wir lachten alle darüber, und der Vorſteher verordnete ſogleich, daß dem Hunde eine Bratwurſt und ein Stück Brod gereichet würde, und lud den Wilden ein, daß er zu Mittage bey ihm ſpeiſen ſollte.

Wie gefiel dir der Wilde? fragte mich Stone.

Vortreflich, war meine Antwort. Er ſcheint doch ein herzensguter Mann zu ſeyn. Wie er ſich freuete! wie er hüpfte und ſprang!

St. Ja wohl! und verlangte nicht einmal eine Belohnung. Da ſieht man recht, daß ſich das Gute ſelbſt belohne, und daß auch der geringſte Menſch ſich freue, wenn er etwas Gutes gethan hat.

J. Und was mir auch noch an ihm gefiel, das war, daß er für ſeinen Hund eine Bratwurſt verlangte.

St. Das gefiel mir auch. Er mußte es doch fühlen, daß er, ohne ſeinem Hunde, dieß gute Werk nicht hätte zu Stande bringen können, und bewieß ſich deßwegen dankbar gegen ihn. Manche Leute, die ſich für weit klüger halten, die ſich

Digitized by Google

ſich Chriſten nennen, haben kein ſo feines Gefühl. Ihr Zugvieh muß den größten Theil des Jahrs für ſie arbeiten. Wenn nun der Winter kommt, da ſie im Ueberfluſſe leben können: ſo vergeſſen ſie, daß ſie dieß alles zum Theil ihrem Zugviehe zu danken haben, und laſſen es Kummer und Noth leiden.

Da ich von Stonen Abſchied nahm: fragte ich ihn, ob er mich morgen wieder etwas wolle ſehen laſſen?

Morgen, antwortete er, wird es nicht wohl ſchicklich ſeyn, weil ich viele Geſchäffte habe. Sobald ich aber abkommen kann, will ich dich wieder rufen laſſen.

Ich gieng alſo an meine Arbeit, die mir immer leichter wurde, je mehr ich mich daran gewöhnte. Sie bekam mir auch recht wohl. Eſſen und Trinken ſchmeckten mir gut, ich konnte gut ſchlafen, und bekam immer mehr Kraft in die Arme.

Dießmal mußte ich eher als ſonſt mit der Arbeit aufhören: weil ich durch ein Gewitter davon gejagt wurde, welches mit einem ſtarken Platzregen verknüpft war, der die ganze Nacht hindurch dauerte.

Des Morgens ſahe ich, zum Fenſter hinaus, daß der ganze Himmel mit Regen umzogen war, und daß ich dießmal wohl würde zu Hauſe bleiben

 müſſen.

müſſen. Ganz recht war mir dieß nicht. Ich merkte, daß ich bey dem Regenwetter ſo guten Appetit als bey Sonnenſcheine hatte, und konnte doch bey dem Regenwetter nichts verdienen. Dieß thut nicht lange gut, dachte ich; wenn der Regen lange dauert: ſo wird alles wieder aufgezehrt, was ich bisher verdient habe.

Ich gieng alſo zu meinen Nachbar und fragte ihn, ob ich nicht, während dem Regenwetter, Arbeit bey einem Leineweber bekommen könnte? Ich glaube wohl, antwortete er, und gieng ſogleich ſelbſt mit mir zu einem Meiſter, der mir einen Stuhl anwieß, einen Accord mit mir machte, und mir ſagte, daß er mich nicht binden wolle, und daß ich bey ihm arbeiten könnte, ſo oft das Wetter regneriſch wäre.

Nach einigen Tagen ließ Stone mich rufen, und führte mich zu einem großen Hauſe, welches die Ueberſchrift hatte: der Erziehung geweihet. Es war in zwey Flügel abgetheilet. In dem einen waren Knaben, in dem andern Mädchen. Ich gieng zuerſt durch das Zimmer, wo die Knaben erzogen wurden, und hatte meine Freude an den ſchönen muntern Geſichtern, die ich da antraf. Da hätte ich auch kein einziges bleiches, kränkliches bemerkt.

Ich

Ich bezeigte hierüber meine Verwunderung, und fragte Stonen, ob ſie denn gar keine kranken Kinder hätten?

Gar nicht, antwortete er. Ein krankes Kind iſt bey uns ſo ſelten, als in Europa eine Mißgeburt.

J. Wie iſt denn das möglich?

St. Das iſt leicht zu begreifen. Die Eltern ſind alle geſund, und haben einander aus Liebe geheyrathet, daher kommen ihre Kinder auch immer geſund und ſtark zur Welt. Sind ſie einmal auf der Welt, ſo entfernen wir von ihnen alles, was ſie krank machen könnte, und ſorgen dafür, daß ſie immer geſunde Luft, geſundes Waſſer, geſunde Speiſen und Bewegung genug haben. Gewöhnlich ſind unſere Kinder täglich einen halben Tag in freyer Luft, und verrichten dabey allerley Arbeiten. Die Urſache, warum ſie heute alle im Hauſe ſind, iſt das Regenwetter. Ferner trägt auch zu ihrer Geſundheit dieſes viel bey, daß wir ihre Unſchuld zu bewahren ſuchen.

J. Wie macht ihr denn dieſes?

St. Kinder ſind von Natur unſchuldig. Wenn man nun alles entfernt, was ihre Unſchuld verderben könnte: ſo iſt es gar leicht, ihre Unſchuld zu erhalten. Sie ſehen bey uns nichts Böſes und hören nichts Böſes. Damit ſie nicht

zufälliger Weiſe auf Ausſchweifungen verfallen: ſo beſprechen wir uns bisweilen, mit jedem beſonders, über gewiſſe Sachen; ſorgen auch dafür, daß ſie recht müde auf ihr Lager kommen, und verſtatten ihnen keine Federbetten. Federbetten ſind für Leib und Seele gefährlich: weil das Blut dadurch zu ſehr erhitzet, und in eine unnatürliche Wallung gebracht wird.

In den Zimmern ſah es nun gar artig, und ganz anders, als in unſern Schulſtuben aus. Sie waren alle helle, und hatten groſſe Fenſter, die zum Theil offen ſtunden, damit immer friſche Luft herein kommen könnte. Viele Bücher ſahe ich nicht, aber deſtomehr andere Sachen. In dem einen Zimmer arbeiteten zwölf Knaben unter der Aufſicht von ein Paar muntern jungen Leuten. Einige verfertigten Büchſen, Schachteln und andere Sachen von Pappe, die ſie recht artig zu lakkiren wußten, andere hefteten Bücher. Im andern Zimmer ſah es wieder anders aus. Ich glaubte in die Werkſtatt eines Korbmachers zu kommen. Zehen Knaben ſaßen da wieder und verfertigten unter der Aufſicht eines jungen Mannes allerley niedliche Körbe. In einem dritten Zimmer fand ich wieder etliche Knaben mit Zeichnen und Landchartenmachen beſchäfftigt.

Das

Das gefiel mir nun alles recht wohl. Aber, ſagte ich zu Stonen: wie ſteht es denn mit der Seele? ſorgt ihr denn auch für dieſe?

Er lachte und ſagte: ſind wir denn etwa unverſtändige und böſe Menſchen? biſt du denn nicht immer mit uns zufrieden geweſen? wie kannſt du denn glauben, daß bey uns nicht für die Seele geſorget würde? Ihr Europäer gebt euch das Anſehen, als wenn ihr bey der Erziehung gewaltig für die Seele ſorgtet, und denkt an die Ausbildung des Körpers gar nicht. Darüber laßt ihr gemeiniglich beydes verderben. Sieh, ich will dir ſagen, wie wir Amerikaner uns den Menſchen vorſtellen. Die Seele des Menſchen iſt eigentlich der Menſch ſelbſt. Der Körper iſt nur ſein Werkzeug. Wenn nun der Menſch ſein Werkzeug benutzen ſoll: ſo muß er es ja doch wohl auch brauchen lernen? Und wenn ich dir Axt, Hammer, Winkelmaas, Säge, Setzwage, Mauerkelle und hundert andere Werkzeuge gebe, und führe dich nicht dazu an, daß du ſie brauchen kannſt, was helfen ſie dir denn? und was hilft uns denn der Körper, wenn wir ihn nicht gebrauchen lernen?

Wir führen unſere Kinder von Jugend auf dazu an, daß ſie mit ihren Händen allerley Arbeiten verrichten. Davon haben ſie dreyerley Nutzen. Erſtlich verdienen ſie etwas, zweytens werden

den sie von allerley Muthwillen abgehalten, auf welchen müßige Kinder zu fallen pflegen, drittens bekommen ſie dadurch Geſchicklichkeit in die Hände. Unſere Erziehungshäuſer koſten uns faſt gar nichts. Jedes hat ein Stück Land und Garten, einige Stück Rindvieh, eine Menge Federvieh.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Anekdote.

Ein Deutſcher Fürſt reiſte einmal des Sonntags durch eine Stadt. Da nun eben die Kirche angegangen war: ſo gieng er in dieſelbe mit ſeinem ſchlechten Reiſekleide, und kam neben einen Großprahler zu ſitzen, welcher breite Treſſen auf der Weſte und zwey Uhren in den Taſchen hatte, mit deren Ketten er immer ſpielete. Da nun der Klingelbeutel herumgetragen wurde, holete der Großprahler einen Ducaten heraus, legte ihn vor ſich hin, und ſahe nach ſeinem Nachbar, ob er es wohl bemerkte? Dieſer bemerkte es und legte auch einen Ducaten vor ſich. Der Großprahler holete noch einen Ducaten heraus, der Fürſt auch; jener noch einen, dieſer auch; und ſo gieng es fort, bis beyde ein ziemliches Häufchen Ducaten vor ſich hatten. Nun kam der Klingelbeutel! Der Großprahler warf ſeine Ducaten hinein, der Fürſt aber ſteckte die ſeinigen wieder ein, und legte einen Gulden in den Klingelbeutel, den er, in dieſer Abſicht, zu ſich geſteckt hatte.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und dreyßigſtes Stück.

1 7 9 2.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Das Land und den Garten, fuhr Stone fort, bearbeiten die Kinder, das Vieh warten ſie auch. Auf dieſe Art haben ſie Brod, Milch, Butter, Fleiſch, Eyer, Gemüſe, ziehen auch den Flachs ſelbſt, den ſie zu ihrer Kleidung nöthig haben. Und ſo haben wir gar nicht nöthig für unſere Erziehungshäuſer Collecten zu ſammeln oder Becken an den Kirchthüren zu ſetzen. Und doch erwerben die Kinder ſoviel, daß man ihnen ihre Arbeit auch bezahlen, und von ihrem Verdienſte die erſte Anlage zu ihrem künftigen Vermögen machen kann. Manches Kind hat ſich ſchon vierzig bis funfzig Thaler erworben.

Auf dieſe Art, ſagte ich, werden ja aber die Kinder zum Eigennutze und zum Geitze gewöhnet. Da lachte Stone und ſagte: ihr Europäer habt doch immer Bedenklichkeiten, wo keine nö-

thig ſind. Komm gleich wieder mit bey die kleinen Korbmacher, und ſiehe, wie geitzig ſie ſind!

Er gieng ſogleich mit mir in die Stube der kleinen Korbmacher und ſagte: lieben Kinder! habt ihr denn auch von dem ehrlichen Wilden gehöret, der vorige Woche einem unſerer Mitnachbaren ſein verlornes Kind wieder verſchafft hat?

Kinder. O ja! das war ein herzens guter Mann!

St. Ein herzensguter Mann war er. Er verdient wirklich, daß man ſeine Treue belohne. Wenn nun unſere Gemeine dieſen guten Manne ein Geſchenk machte: wolltet ihr wohl auch dazu etwas aus eurer Caſſe beytragen?

K. Ey das verſteht ſich.

St. Nun kleiner Mayer! ſo mache einen Aufſatz und laß jeden darunter ſchreiben, wie viel er aus ſeiner Caſſe zu dem Geſchenke, das wir dem Wilden beſtimmt haben, beytragen will.

Es währete nicht lange: ſo kam er mit dem Aufſatze, und ich ſahe daraus, daß dieſe zehn Kinder anderthalb Thaler verwilligt hatten. Es freuet mich, ſagte Stone, daß ihr ſo willig ſeyd, gute Handlungen zu belohnen. So bald die Gemeine ihr Geſchenk zuſammen macht, will ich euch euer Geld abfordern.

Da wir aus dem Zimmer heraus waren: ſag-

ſagte er: ſieh lieber Conſtant! ſolche Geitzhälſe erziehen wir in Amerika.

Wir Amerikaner glauben, wenn man die Kinder zur Wohlthätigkeit gewöhnen will: ſo müſſen ſie ihr Geld ſelbſt verdienen. Denn wenn ſie ſich das Geld von den Eltern geben laſſen, und verſchenken es hernach wieder, was iſt denn das für eine Wohlthätigkeit? ſie geben es ja nicht von ihrem, ſondern von der Eltern Gelde.

Damit du doch aber auch ſieheſt, daß wir für die Seele unſerer Kinder ſorgen: ſo komm mit in dieſes Zimmer!

Er öffnete darauf ein anderes Zimmer, in welchem wieder zwölf kleinere Knaben verſammlet waren. Bey ihnen war ein Lehrer, der ſich mit ihnen über einen Raben beſprechen wollte, den er ihnen aber noch nicht gezeiget hatte.

Ich habe mir das Geſpräch aufgeſchrieben, und will es doch wieder herleſen.

L. Kinder! könnt ihr wohl rathen, was ich euch heute zeigen werde?

K. O ja! das iſt ja nur ein Spas.

L. Nun ſo rathe einer nach den andern.

K. Iſts ein Thier?

L. Ja!

K. Ein Säugethier?

L. Nein.

K. Ein Vogel?

L. Ja.

K. Ein Raubvogel?

L. Nein.

K. Ein Schwimmvogel?

L. Nein.

K. Ein Strandläufer?

L. Nein.

K. Ein ſpechtartiger?

L. Ja.

K. Ein Specht?

L. Nein.

K. Ein Elſter?

L. Nein.

K. Ein Rabe?

L. Ja!

K. Ach! ein Rabe.

Hierauf holete ihnen der Lehrer den ausgeſtopften Raben herbey, und die Kinder empfiengen ihn mit Händeklatſchen.

L. Da ſeht den Burſchen! ihr ſprecht es wäre ein Vogel? ich ſage aber, es iſt ein Fiſch!

K. Ah! wie kann es denn ein Fiſch ſeyn? er hat ja keine Flosfedern.

L. Ja ſo! das hatte ich nicht bedacht. Woher wißt ihr denn aber, daß es gerade ein Vogel, und kein Säugethier, kein Wurm, kein Inſekt iſt?

K. Das

K. Das kann man ja daran ſehen: daß er Federn hat.

L. Wie viel Junge heckt er denn?

K. Gar keine.

L. Gar keine? Woher kommen denn die jungen Raben?

K. Aus Eyern. Alle Vögel legen ja Eyer.

L. Ihr habt recht, lieben Kinder. Aber woher wißt ihr denn, daß dieſer Rabe ein ſpechtartiger Vogel iſt?

K. Weil er einen Schnabel hat, der erhaben und oben zuſammengedrückt iſt.

L. Nun wollen wir ihn doch näher betrachten, was bemerkt ihr an ſeinem Schnabel?

K. Er iſt ſchwarz und ſpitzig.

L. Sonst nichts?

K. O ja! er hat hinten am Schnabel Borſten.

L. Wie ſtehen denn dieſe Borſten?

K. Sie liegen nach der Spitze zu.

So wurde eine ganze Stunde über den Raben geſprochen, und da ſie vorbey war, kam es mir vor als wenn ſie nur ein Paar Minuten gewährt hätte.

Siehſt du, ſagte Stone, daß wir auch für die Seele unſerer Kinder ſorgen?

Das iſt wohl ganz gut, ſagte ich, aber wo-

Digitized by Google

zu nützt es denn, daß die Kinder den Raben ſo genau kennen lernen?

So fragen doch die mehrſten Fremden, die unſer Erziehungshaus beſuchen, antwortete Stone. Wenn du es alſo wiſſen willſt, wozu dieſe Art des Unterrichts nütze: ſo will ich es dir erklären. Es iſt uns gar nicht darum zu thun, daß die Kinder den Raben, oder andere Dinge ſo genau kennen lernen ſollen; ſondern wir laſſen ſie den Raben und andere Thiere und Pflanzen genau betrachten, damit ſie ſich dazu gewöhnen, die Dinge, die um ſie ſind, recht zu beobachten. Sieh! wenn der Menſch auf die Welt kommt: ſo weiß er gar nichts. Hat er aber zwanzig bis dreyßig Jahre gelebt: ſo weiß er erſtaunlich viel. Woher hat er denn dieß alles erfahren? durch ſeine Sinne, vorzüglich durch ſeine Augen und Ohren. Da meynen wir nun, wenn der Menſch recht klug werden ſoll: ſo müſſe man früh ſeine Sinne, vorzüglich die Augen ſchärfen. Zur Schärfung der Augen bedienen wir uns nun keines Augenwaſſers; ſondern wir gewöhnen die Kinder dazu, daß ſie die Sachen recht genau anſehen. Dieß iſt das beſte Augenwaſſer. Kinder, die ſo unterrichtet worden ſind, ſehen tauſend Dinge, die ein anderer, der dieſen Unterricht nicht genoſſen hat, nicht bemerkt. Wenn du, lieber Conſtant! über

eine

eine Wieſe gehſt, ſo ſiehſt du eine Menge Blumen, und wenn ich dich frage: was du geſehen haſt: ſo weißt du nichts zu ſagen, als ich habe viele Blumen, rothe, weiße, gelbe und bunte geſehen. Unſere Kinder aber bemerken jede Blume beſonders, und wiſſen eine von der andern zu unterſcheiden.

Itzo führte er uns in ein anderes Zimmer, wo etwas größere Kinder eine Geſchichte herlaſen, über welche ſich der Lehrer mit ihnen beſprach. Ein Kind las z. E. folgendes:

„Heinrich war ein gehorſamer, gefälliger Knabe, deßwegen hatten ihn ſeine Eltern und alle ſeine Geſchwiſter lieb.“

Ueber dieſe wenigen Worte entſtund nun folgendes Geſpräch:

L. Was für ein Knabe war Heinrich?

K. Ein gehorſamer und gefälliger Knabe.

L. Folgſam? was heißt das?

K. Er that, was ſeine Eltern verlangten.

L. Sonſt gehorchte er niemanden?

K. Doch wohl auch ſeinen Lehrern. –

L. Warum denn dieſen?

K. Weil ſie über ihn geſetzt ſind.

L. Wäre es denn nicht beſſer, wenn die Eltern und die Lehrer den Kindern gehorchten?

K. Nein, das wäre nicht gut.

L. War-

L. Warum denn nicht?

K. Die Eltern und Lehrer ſind verſtändig —

L. Verſtändig? was heißt denn das?

K. Sie wiſſen, was gut iſt und was nicht gut iſt.

L. Wiſſen denn das nicht auch die Kinder?

K. O ja! aber doch nicht ſo gut, wie die Eltern und Lehrer.

L. Wie geht denn das nur zu?

K. Die Eltern und Lehrer ſind älter.

L. War denn Heinrich blos gehorſam?

K. Nein er war auch ein gefälliger Knabe.

L. Was heiſt das?

K. Er machte andern gern Freude.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Anekdote.

Ein Schulmeiſter kam zu ſeinem Superintendenten in einem grauen Rocke und einer rothen Weſte. Der Superintendent ſchüttelte den Kopf und ſagte: ey! ey! Herr Schulmeiſter! ich glaube ſie haben gar eine rothe Weſte an. Thun ſie es doch nicht! es fällt ja den Leuten gar zu ſehr auf. Den grauen Rock können ſie immer beybehalten, aber die Weſte muß doch wenigſtens ſchwarz ſeyn.

Ihro Hochwürden! antwortete der Schulmeiſter, der liebe Gott ſieht ja auf das Herz und nicht auf die Weſte. Mag doch die Weſte ſeyn, wie ſie will, wenn nur das Herz ſchwarz iſt!

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Drey und dreyßigſtes Stück.

1 7 9 2.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Wenn der gefällige Heinrich, fuhr der Lehrer fort, einen Teller voll Kirſchen bekam, und ſeine Geſchwiſter nicht: was wird er da wohl gethan haben?

K. Er wird jedem etwas davon gegeben haben.

L. Und wenn es an ein Schreiben gieng, und der Nachbar hatte ſein Dintefaß vergeſſen —

K. So ſagte er: tuak mit in mein Dintefaß.

L. Was halfs denn nun dem Heinrich, daß er ſo gehorſam und gefällig war?

K. Seine Eltern und Geſchwiſter hatten ihn lieb.

L. Weßwegen hatten ſie ihn lieb?

K. Weil er gehorſam und gefällig war.

Digitized by Google

L. Was war alſo die Urſache von der Liebe ſeiner Eltern und Geſchwiſter?

K. Sein Gehorſam und ſeine Gefälligkeit.

L. Was war die Wirkung ſeines Gehorſams und ſeiner Gefälligkeit?

K. Die Liebe ſeiner Eltern und Geſchwiſter.

L. Habt ihr es denn auch gerne, wenn eure Eltern und Geſchwiſter euch lieb haben?

K. Ey freylich!

L. Was müßt ihr alſo thun, wenn ſie euch lieb bekommen ſollen?

K. Wir müſſen gehorſam und gefällig ſeyn.

So diskurirten Lehrer und Kinder beſtändig fort, und es hörete ſich recht artig zu.

Da wir aus dem Zimmer giengen: ſagte ich zu Stonen: dieſe Lehrſtunde hat mir recht wohl gefallen.

Das iſt mir lieb, antwortete Stone. Wenn die Kinder durch ſolche Unterredungen unterrichtet werden: ſo werden ſie verſtändig und gut. Wenn man den Kindern bloß vorpredigt: ſo hören ſie zwar zu, aber das mehrſte verſtehen ſie nicht. Gewöhne ich hingegen ein Kind dazu, daß es ſich mit mir unterredet: ſo höre ich gleich, was es verſteht und was es nicht verſteht, und kann ihm leicht erklären, was ihm noch unverſtändlich iſt. Wenn ich einem Kinde nur befehle,

le, das ſollſt du thun, und jenes laſſen: ſo gehorcht es wohl aber nicht recht gerne: wenn ich aber mit ihm diſcurire: ſo kann ich es leicht überzeugen, daß dieß gut, und jenes nicht gut ſey, ſo thut es hernach das Gute freywillig und mit Vergnügen.

Ich habe dieſe Art die Kinder zu unterrichten mir gemerkt, und da mir der liebe Gott ſelbſt Kinder beſcherete, habe ich ſie immer nach derſelben unterrichten laſſen, und gefunden, daß ſie leicht und ſehr gut ſey. Bey dieſem Unterrichte ſind die Kinder immer gut und klug geworden, und haben ſich gewöhnet, alles genau zu betrachten und über alles nachzudenken. Da ſie größer wurden, ſchickten ſie ſich, wie man zu ſagen pflegt, in alle Sättel. Die Töchter wurden gute Haushälterinnen und die Söhne wurden Meiſter in dem Geſchäffte, das ſie trieben. Sie haben mir ſchon manche Freude durch ihre klugen Einfälle gemacht, wodurch ſie ſich in allen Umſtänden zu helfen, und ihre Einnahme zu vergrößern wußten.

Itzo, ſagte Stone, muß ich wieder nach Hauſe. Ich gieng mit ihm über den Markt, der ſehr groß und vortreflich gepflaſtert war. Da ich auf der einen Seite einen Trupp Leute verſammlet ſahe: ſo fragte ich Stonen, was es hier gäbe?

Fiſche, ſagte er. Dieſe werden gemeiniglich um dieſe Zeit herein gebracht und feil geboten.

Fiſche? ſagte ich und lächelte dazu.

Warum, fragte Stone, lächelſt du? du iſt gewiß gerne Fiſche.

Das wollte ich meynen, war meine Antwort. In der Gegend, wo ich gelebt habe, kam gar ſelten ein Fiſch auf die Tafel eines Handwerksmannes. Hatten meine Meiſter ja einmal Fiſche: ſo war es nichts, als Hering und Stockfiſch.

St. Warum denn nicht auch andere Fiſche?

J. Weil es bey uns ſehr wenige giebt. Sie ſind deßwegen ſehr theuer, und können nur von reichen Leuten bezahlt werden.

St. Und warum giebt es denn bey euch ſo wenige Fiſche?

J. Das weiß ich ſelbſt nicht. Es muß wohl die Natur des Waſſers daran Urſache ſeyn.

St. Oder die Natur der Menſchen. Bey uns kann man für 6 Pfennige, ſich vollkommen ſatt an Fiſchen eſſen.

J. Da darf wohl fiſchen, wer will?

St. Bey Leibe nicht! Wenn fiſchen dürfte, wer wollte: ſo würden wir uns bald das Fiſcheſſen abgewöhnen müſſen.

J. Ich dachte aber, ihr hättet hier ſo viele Freyheiten.

St.

St. Die haben wir auch. Wenn wir aber finden, daß eine gewiſſe Freyheit ſchädlich iſt! ſo laſſen wir ſie von ſelbſt fahren. Die Freyheit zu fiſchen iſt aber eine ſchädliche Freyheit. Erſtlich verſäumen die Leute zu viel Zeit damit, zweytens wird das Fiſchwerk dadurch zu ſehr vermindert. In alten Zeiten, da es noch wenige Menſchen und viele Thiere gab, da die Menſchen noch nicht viel Nützlicheres zu thun wußten, mochte es wohl ganz gut ſeyn, daß jeder die Freyheit hatte, zu fiſchen und zu jagen. Aber itzo, da die Menſchen ſich mit jedem Tage mehren und die Thiere abnehmen, itzo müſſen wir nothwendig die Freyheit zu fiſchen und zu jagen aufgeben; ſonſt würden manche Fiſch und Thierarten gewiß in wenigen Jahren ausgerottet ſeyn. Man kann itzo auch nützlichere Geſchäffte vornehmen. z. E. du! in der Zeit, daß du ein Paar Fiſche fängſt, kannſt du etliche Ellen Leinewand weben, oder ein Stück von dem Hügel abtragen, der dir angewieſen iſt.

Weil du aber ſo gerne Fiſche ißt: ſo will ich ein Paar kaufen, und du gehſt mit mir nach Hauſe und hilfſt ſie verzehren.

Man kann leicht denken, daß ich mich nicht lange nöthigen ließ.

Da wir zu dem Manne kamen, der die Fiſche feil hatte, ſtunden wohl zwanzig Menſchen

um den Fiſchtrog herum, aber kein einziger kaufte. Stone trat auch dabey und kaufte nichts. Darüber verwunderte ich mich, und fragte Stonen, warum denn nicht gekauft würde?

Seine Antwort war: der Fiſchinſpektor wäre noch nicht da. Ehe dieſer käme dürfe nichts verkauft werden.

Sobald er kam, mußte der Fiſcher jeden Fiſch einzeln herausholen und in einen andern Trog mit Waſſer werfen. Da dieß ein Weilchen gewährt hatte: rief der Fiſchinſpektor, halt! dieſer Fiſch iſt zu klein.

Ich ſollte es nicht meynen, ſagte der Fiſcher.

So wollen wir die Wage den Ausſpruch thun laſſen, antwortete der Inſpektor.

Der Fiſch wurde ſogleich gewogen, und der Inſpektor fand, daß er zu leichte war, ließ ihn deßwegen in ein anderes Gefäß mit Waſſer werfen, und befahl einem Knaben, den er bey ſich hatte, daß er ihn wieder in den Fluß tragen ſolle.

Nun! rief der Inſpector, kann kaufen wer will. Sogleich trat ich zurück, damit ich im Gedränge nicht etwa ein Paar Ribbenſtöße bekommen möchte. Ich wußte es noch aus Deutſchland, das bey Gelegenheiten, wo etwas verkauft wurde, daß viele gern haben wollen, man ſich drängte und ſtieß und trat, und ſchimpfte, auch

wohl bey den Haaren herumzog, und glaubte daher, es wäre in Amerika eben dieſe Gewohnheit. Sie war aber nicht da.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Anekdote.

Ein alter Geizhals hatte einen Beutel mit tauſend Thalern verlohren. Ein armer Student fand ihn, und, ob er gleich nothwendig Geld brauchte, war er doch zu gewiſſenhaft, als daß er den Beutel hätte behalten ſollen, ſondern verwahrte ihn, bis er den Eigenthümer deſſelben erfahren hätte. Kurz darauf las er in der Zeitung, daß, wer dieſen Beutel wiederbrächte funfzig Thaler zur Belohnung erhalten ſollte. Sogleich eilete er zu dem Manne, der ihn verlohren hatte, gab ihm denſelben und bat um die verſprochenen funfzig Thaler.

Erſt, ſagte dieſer, muß ich das Geld durchzählen, um zu ſehen, ob es auch noch alle da iſt. Er that es, fuhr den Studenten heftig an, und ſagte: da fehlen ja hundert Thaler. Der Student zählte das Geld ſelbſt durch und ſagte: da ſehen Sie doch, es ſind ja tauſend Thaler. Das ſehe ich wohl, ſagte der Geizhals, aber in meinem Beutel waren elfhundert Thaler. Gehen Sie und nehmen die hundert Thaler, die Sie behalten haben, ſtatt der verſprochenen Belohnung!

Der Student gieng — zum Richter, und erzählete ihm die ganze Sache. Dieſer ließ den Geizhals rufen, welcher behauptete, im Beutel wären elfhundert Thaler geweſen; da hingegen der

Stu-

Student betheuerte, es wären nicht mehr als tauſend Thaler darinne geweſen. Könnt ihr beyde ſchwören? fragte der Richter. Ja! antworteten beyde.

Da ſie nun beyde geſchworen haten: ſo that der Richter folgenden Ausſpruch: dieſer hat beſchworen, daß er einen Beutel mit elfhundert Thalern verlohren, der Student, daß er einen mit tauſend Thalern gefunden habe. Folglich gehört der gefundene Beutel nicht Ihnen, mein Herr, ſondern ich erkenne ihn dem Studenten zur Belohnung für ſeine Ehrlichkeit zu.

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat Julius folgende Liebhaber gemeldet:

Herr	Präceptor Nöbling in Hirſchbach	6 Ex.
—	Organ. Häßler in Schernberg	1
—	Pf. Thieme in Niederöblingen	1
—	Bürgem. Groſch in Friedrichsrode	1
—	Stadtſchreiber Junker daſelbſt	1
—	Pf Kummer in Seebach	1
—	Poſtſekr. Schönau in Gotha	1
—	Carl Heinr. Schildbach in Eiſenberg	3
—	Ein Ungenannter in Arnſtadt	1
—	Ramann in Maynſtockheim	2
—	Günther in Marktbreit	2
—	Pf. Schmidtborn in Altenkirchen	2
—	Kieſewetter in Lichte	2
—	Cant. Klinghammer in Cursdorf	1
—	Pf. Hildebrand in Neuſtedt	1
—	Pf. Simon in Wichmanshauſen	2
—	Jo. Heinr. Kegel in Kaberz	1
	Summa	29

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und dreyßigſtes Stück.

1 7 9 2.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Sobald der Inſpector geſagt hatte: nun kann kaufen, wer da will! ſo wichen alle vom Fiſchtroge zurück.

Hum! hum! dachte ich, was ſoll das werden?

Der Fiſcher ſagte darauf: wer zuerſt gekommen iſt, der trete herzu und kaufe!

Da trat eine Frau hervor, ehe ſie aber kaufte, ſagte ſie wenn etwa jemand nothwendige Verrichtungen hat, ſo kaufe er zuerſt. Meine Geſchäffte ſind ſo dringend eben nicht.

Je nun, wenn dir es gleich viel iſt, ſagte ein junges artiges Weibchen: ſo kaufe ich eher. Du weißt, daß ich ein kleines Kind zu Hauſe habe, das iſt ganz alleine.

Ja, ſagte die andere, da verſteht es ſich von ſelbſt, daß du den Vorkauf haben mußt. Geſchwind

Digitized by Google

ſchwind kauſe, und lauf, daß du bey deinen kleinen Jungen kommſt!

Darauf kauften ſie alle in der Ordnung, in welcher ſie angekommen waren. Der letzte, an den es kam, war Stone. Und da er kaufen wollte, war kein Fiſch mehr da.

Er zuckte die Achſeln und ſagte: für heute müſſen wir uns alſo das Fiſcheſſen vergehen laſſen, lieber Conſtant!

Dieß hörte die Frau, die zuletzt gekauft hatte, drehete ſich um und ſagte: haſt du vielleicht Appetit heute Fiſche zu eſſen, lieber Stone? willſt du vielleicht deiner Frau damit eine Freude machen? ſo nimm meine Fiſche. Ich brauche ſie nicht nöthig, ich habe ſie nur gekauft, weil ich eben hier vorbey gieng.

Stone lächelte und ſagte — ich habe hier einen Gaſt auf ein Gericht Fiſche eingeladen —

Je Närrchen! ſagte die Frau, warum haſt du denn das nicht gleich geſagt? du biſt ja ein curioſer Mann. Da haſt du die Fiſche, laß dir ſie, mit deinem Gaſte, recht wohl ſchmecken! Ich kann mir morgen ſchon andere kaufen. Nimm auch den Korb mit, daß du ſie ordentlich tragen kannſt: ſchick mir ihn aber dieſen Abend wieder.

Er lächelte, nahm die Fiſche, zahlte der Frau ihr Geld zurück und gieng fort.

Ich

Ich blieb aber ſtehen, und ſahe die Frau an, wie die Kuh das neue Thor.

Sie ſahe mich auch an, lachte und fragte, was ſiehſt du mich denn ſo an? haſt du denn noch keine Frau geſehen?

Frauen genug habe ich geſehen, gab ich zur Antwort, aber wenig ſolche, wie du eine biſt.

Je denkt doch! ſagte ſie, drehete ſich um und gieng fort.

Ich ſchlug mich vor die Stirne, mummelte etwas und gieng Stonen nach. Dieſer drehete ſich um und fragte, was mir fehle?

Ich ärgere mich darüber, ſagte ich, daß die Leute nicht allenthalben ſo höflich ſind wie bey euch. Wenn dieſe Fiſche in manchem unſerer Städtchen, oder in manchem unſerer Dörfer wären feil geboten worden, man hätte ſich darum geſchlagen und gerauft. Ich habe oft auf unſern Märkten, in unſern Brauhäuſern und Backhäuſern geſehen, wie es da zugeht; wie ſich da die Leute zanken und ſchimpfen, ſchlagen und raufen.

Dieß bringt wenig Ehre und wenigen Vortheil, antwortete Stone. Wir haben uns daher ſchon lange dahin vereinigt, daß wir recht höflich gegen einander ſeyn, und uns recht Mühe geben wollen einander an Höflichkeit zu übertreffen, dabey befinden wir uns nun alle, wie du ſiehſt, recht

ſehr wohl. Auf eine höfliche Rede folgt immer eine höfliche Antwort, und unter höflichen Leuten zu leben, die ſich recht Mühe geben einander Gefälligkeiten zu erzeigen, das iſt der Himmel auf der Erden. Wir dulden daher auch gar keine groben Leute bey uns, und wird bisweilen ein Grobian aus Europa zu uns herüber gebracht: ſo machen wir ſogleich Anſtalten, daß er wieder zurück transportirt wird.

Aber fragte ich weiter, warum gab denn der Fiſchinſpektor einen Fiſch wieder zurück, weil er zu klein war? Es iſt ja mit den Fiſchen nicht, wie mit den Butterwecken. Die Leute können ja die Fiſche nicht größer machen, als ſie ſind.

St. Das können ſie freylich nicht. Damit aber die Fiſche geſchonet, und die Fiſcherey nicht ruiniret werde: ſo haben wir das Geſetz gemacht, daß kein Fiſch gefangen werden darf, der nicht wenigſtens halb ſo ſchwer iſt, als er werden kann. Fiſche, die 2 Pfund ſchwer werden können, dürfen nicht verkauft werden, wenn ſie nicht wenigſtens ein Pfund wiegen. Fängt man ſolche, die zu leicht ſind: ſo wirft man ſie ſogleich wieder in das Waſſer, damit ſie noch wachſen können.

J. Das ſcheint mir ſehr gut zu ſeyn. Bey uns wird alles friſch weg verzehrt, was gefangen wird.

St.

St. Und doch habt ihr Mangel an Fiſchen? Eben ſo ſorgen wir dafür, daß unſere Bäche nicht von Krebſen leer werden. Kein Krebs mit Eyern wird gegeſſen, er wird allemal wieder ins Waſſer geworfen.

Da wir an Stonens Haus kamen, machte uns ein rothbäckichter Knabe von 8 Jahren die Thür auf. Sobald er die Fiſche ſahe, lief er zur Mutter und rief! Mutter! der Vater hat Fiſche gekauft! da kamen alle ſeine Kinder zuſammen und freueten ſich über die Fiſche.

Unter der Zeit, daß ſie geſoden wurden, führte mich Stone im Garten herum, und zeigte mir lächelnd die Gemüſe, welche er daſelbſt bauete. An dieſen, ſagte er, erquicke ich mich dreymal, einmal, wenn ich ſie pflanze das anderemal wenn ich ſie zu meiner Frau in die Küche bringe, und das drittemal, wenn ich ſie eſſe. Denn das halten wir Amerikaner für eine Erquickung, etwas zu ſehen, was man durch ſeinen Fleiß hervorgebracht hat.

Bey Tiſche war ich ſehr vergnügt, weil alles ſehr ordentlich und reinlich war, und der ganzen Familie nichts als Ehrlichkeie aus den Augen leuchtete. Die Erwachſenen ſprachen, die Kinder höreten zu und waren ganz ſiill, außer daß ſie ſich um die Wette bemüheten, dem kleinen

dreyvierteljährigen Bruder Freude zu machen, mit ihm diſcurirten und ihn liebkoſeten. Das gefiel mir ſowohl, daß ich anfangen wollte ein Paar Hiſtörchen von ungezogenen Kindern, die ich in meinem Vaterlande hatte kennen lernen, zu erzählen. Kaum hatte ich aber den Mund aufgethan: ſo faßte Stone, unter dem Tiſchtuche, meine Hand und druckte ſie.

Ich ſahe ihn an, weil ich gar nicht wußte, was er mit dieſem Händedrucke ſagen wollte. Da ziſchte er mir in die Ohren: in Gegenwart der Kinder muß man in ſeinen Erzählungen äußerſt behutſam ſeyn. Erzähle lieber etwas von guten als von ſchlechten Kindern. Da mir nun eben keine Hiſtorie von guten Kindern beyfiel: ſo ſchwieg ich ganz ſtille.

Da die Mahlzeit geendigt war, ſchlich ſich der älteſte Sohn Wilhelm ſchalkhaft fort und kam bald mit einer Schüſſel voll Herzkirſchen zurück. Da bringe ich auch noch etwas, ſagte er, von den Bäumen, die ich gepfropft habe.

Da freueten ſich alle Kinder, fielen ihm um den Hals und ſagten: du biſt doch ein guter Wilhelm!

Ja wohl, ſagte Stonens Frau, iſt er ein guter Wilhelm. Seht Kinder, was man andern für Freude machen kann, wenn man etwas lernet!

net! lernte Wilhelm nicht pfropfen, ſo konnte er euch auch heute nicht mit Kirſchen traktiren.

Der Vater theilte nun die Kirſchen aus. That er es aber vorſetzlich, oder that er es nicht vorſetzlich, das weiß ich nicht; genug der kleine achtjährige Karl bekam keine Kirſchen. Er wurde blutroth im Geſichte, ſchielte nach dem Vater zu, ſagte aber kein Wort.

Da bemerkte es die Schweſter, die neben ihm ſaß, erſchrack und ſagte: der Karl hat ja keine Kirſchen!

Der arme Karl! riefen alle, und ſogleich gab ihm jeder von ſeinem Teller eine Handvoll, ſo daß er beynahe mehr als die übrigen bekam.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Anekdote.

Ich kann's nicht leiden, ſagte ein hochmüthiger Menſch, zu einem, der ihm zur Rechten gieng, daß ein Narre mir zur Rechten gehen ſoll. Ich kann's aber gar wohl leiden, ſagte dieſer, und ließ ihn ſogleich zur Rechten Hand gehen.

Der Wunſch vieler Volksfreunde, das gemeinnützige Volksbuch des Herrn Pfarrers Schleez, welches 1791 und 1792 in 2 Bänden mit Kupfern unter dem Titel: Geſchichte des Dörfleins Traubenheim, bey mir erſchienen iſt, 60 Bogen beträgt, und um 3 fl. Reichsgeld verkauft wird, in einer zweyten wohlfeilen Auflage zu liefern, kann

ich für jetzt nicht befriedigen, ohne den Abgang der erſten zu hemmen; aber auf einem andern, noch uneigennützigern Wege, hoffe ich doch dieſen menſchenfreundlichen Wunſch erfüllen zu können, wenn ich von der ſchönen Original-Ausgabe, eine beſtimmte Anzahl Exemplare auf einen äußerſt wohlfeilen Preis herabſetze, nach deren Vergriff aber der urſprüngliche Ladenpreis wieder eintritt. Ich werde nämlich von oben erwähnter Anzahl, das Exemplar und zwar beyde Theile zuſammen für 8 Ggr. oder 36 Xr. erlaſſen; um welchen Preis aber das auch einzig und allein unmittelbar bey mir, und nicht in andern Buchhandlungen zu bekommen iſt. Gutsbeſitzer, Beamte, Prediger u. a., welche die Wohlfart ihrer anvertrauten Gemeinden durch dieſes allgemein geſchätzte Volksbuch befördern wollen, können ſich daher in frankirten Briefen an mich wenden, und gegen baare Bezahlung, das Buch um den herabgeſetzten Preis ſo lange erhalten, als die beſtimmte Anzahl nicht vergriffen iſt. — Von der Hand des nämlichen Herrn Verfaſſers erſcheint auch für das Jahr 1793: des jüngern Wilhelm Denkers Hauskalender für ſeine lieben Nachbars Leute, wieder, welcher mit Holzſchnitten 5 Bogen ſtark, geheftet nur 3 Kr. koſtet. Ich will diesmal die Auflage ſo ſtark machen, daß ich wahrſcheinlich alle Freunde deſſelben werde befriedigen können, welches im vorigen Jahre, ohnerachtet ich 2 Auflagen hinter einander geliefert habe, nicht möglich war. Nürnberg, im Aug. 1792.

E. Chriſtoph Grattenauer,
Buchhändler.

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und dreyßigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Mir wurde es warm um das Herz, da ich die Gefälligkeit dieſer guten Kinder ſahe. Was für gute und glückliche Kinder, dachte ich, ſind dieß doch! Wenn ich an andere Kinder denke, was iſt da für ein Unterſchied! Andere zänken und raufen ſich bisweilen, wenn eins eine Kirſche mehr bekommt, als das andere. Aber dieſe lieben, gefälligen, Kinder befinden ſich doch auch ungleich beſſer, als jene zänkiſchen. Eine Kirſche, die man mit Liebe genießt, ſchmeckt gewiß beſſer, als ein ganzer Teller voll, den man mit Zank und Streit verſchluckt.

Da wir von Tiſche aufgeſtanden waren, trat Stone hin und hielt folgendes Gebet:

Lieber, guter Gott! wir danken dir, daß du uns abermal geſättigt, und Geſundheit geſchenkt haſt, daß wir deiner Gaben genießen konn-

ten. Zwar haben wir alles, was wir genoſſen, durch unſern Fleiß erworben; aber du gabſt uns ja Verſtand, Kraft, Geſundheit. Ohne dieſes hätten wir ja nicht fleißig ſeyn können. Es iſt alſo doch alles, was wir genoſſen, deine Gabe. Nun wir wollen auch recht dankbar ſeyn. Wir wollen die Kräfte, die du, durch dieſe Mahlzeit, geſtärkt haſt, gut anwenden, fleißig arbeiten, und mit dem Segen, den du uns beſcheerſt, gerne die Dürftigen und Nothleidenden erfreun. Amen!

In meinem Leben habe ich kein Tiſchgebet mit ſolcher Andacht nachgebetet. Aber woher kam es? Es war keine vorgeſchriebene Gebetsformel, ſondern — ein Gebet aus dem Herzen.

Nach Tiſche ſprach ich noch ein wenig mit Stonen, und fragte ihn unter andern, woher es doch komme, daß in ſeiner Gemeine alle Weiber einerley Tracht hätten, und ſo auch die Männer?

Das kommt daher, antwortete er: weil wir es unter uns ſo ausgemacht haben. Eine Frau, die mit einer neumodiſchen Kleidung erſcheint, hält man für eine Närrin und lacht ſie aus.

Und warum, fragte ich weiter, thut ihr denn dieſes?

Deßwegen, antwortete er: weil wir wollen, daß bey uns niemand einen andern Vorzug haben ſoll, als den, den er ſich durch ſein eignes gutes

Be-

Betragen giebt. Wo es gewöhnlich iſt, daß immer neue Moden in der Kleidung eingeführt werden, da will immer eine Frau der andern es darinne zu vorthun. Anſtatt nun, daß ſie darauf denken ſollten, wie ſie ihre Haushaltung beſorgen, ihren Männern Freude machen und ihre Kinder gut erziehen wollen: ſo vernachläßigen ſie dieß alles, und denken nur darauf, wie ſie die neuſte Mode mitmachen wollen. Statt darauf zu denken, in der Haushaltung Geld zu erſparen: ſo ſinnen ſie nur immer darauf, wie ſie von den Männern Geld erpreſſen wollen, damit ſie alle neue Moden mitmachen können. Eine ſolche Frau, wenn ſie das erſtemal mit einer neumodiſchen Haube in die Kirche geht, bildet ſich ſo viel drauf ein, wie meine Schwiegermutter, da ſie meine rechtſchaffne Frau als Braut in die Kirche führte, und von der ganzen Gemeine das Lob erhielt, daß ſie ihre Tochter gut erzogen habe. Und eine gut erzogene Tochter bringt doch einer Frau warlich mehr Ehre, als eine neue Haube, wenn ſie auch zehn Thaler koſten ſollte.

J. Aendert ihr denn aber eure Moden niemals ab?

St. O ja! wir geben es aber nur nicht zu, daß jedes, nach ſeinem eigenen Kopfe, eine neue Mode einführe. Ueber die Moden der Weiber

führen ſechs von unſern Weibern, die ſich das Los erworben haben, daß ſie ihre Haushaltung gut führen, ihren Männern das Leben leicht machen, und ihre Kinder gut erziehen die Aufſicht. Wenn dieſe nun einſehen, daß eine gewiſſe Mode beſſer ſey, als die alte; ſo wird ſie eingeführt.

J. Was nennſt du denn beſſer?

St. Was wohlfeiler und was nützlicher iſt. Wenn etwas in unſerm Lande verfertigt wird: ſo ziehen ſie es dem Ausländiſchen vor. Bänder und Kleidungsſtücke, die nur putzen und zu nichts nützen, werden niemals eingeführt. Der größte Putz unſerer Weiber iſt Ordnung, Reinlichkeit und geſunde wohlgezogene Kinder.

J. Auf dieſe Art iſt eine Frau bey euch wohl wohlfeil zu erhalten?

St. Ha! Ha! Ha! du ſprichſt ja von den Weibern eben ſo, wie von Papageyen, die man nur hält, um ſie zu erhalten. Unſere Weiber ſind nicht nur wohlfeil zu erhalten, ſondern auch unſere beſten Capitale. Acker, Geſinde, Handwerk, alles trägt noch einmal ſoviel ein, wenn eine vernünftige Frau über die Haushaltung die Aufſicht führt und darauf ſieht, daß nichts verſchwendet werde, oder durch Unordnung zu Grunde gehe. Und ihr guter Rath — wie viel iſt dieſer nicht werth!

J. Alſo

J. Alſo zieht ihr auch eure Weiber zu Rathe, wenn ihr etwas anfangen wollet?

St. Das verſteht ſich. Eine vernünftige Frau weiß oft Rath zu ſchaffen, wo gar keiner mehr möglich ſchien.

J. Auf dieſe Art iſt wohl bey euch das Heyrathen ſehr leicht?

St. Sehr leicht, und es bleibt bey uns kein Mädchen unverheyrathet, das geſund, verſtändig und rechtſchaffen iſt. Iſts denn bey euch auch ſo?

J. Du willſt nur über uns ſpotten. Du weißt ſo gut als ich, daß bey uns, beſonders in Städten, alles von Mädchen wimmelt, die keinen Mann bekommen können.

St. Das kommt vorzüglich daher: weil es bey euch zu viel koſtet, eine Frau zu erhalten. Da ſcheuen die Mannsperſonen ſich Weiber zu nehmen, und behelfen ſich lieber — ohne Weiber. Du kannſt nicht glauben, wie viel wir durch dieſe Kleiderordnung erſparen, und wie viel Geld bey euch dadurch verſchwendet wird, daß ihr ſo eine gute Ordnung nicht eingeführt habt.

Meiner Geſchäffte halber mußte ich mich einmal in einem Deutſchen Dorfe ein Paar Monate aufhalten. Da war eben ein kleiner Streit in der Gemeine. Der Schulze verlangte nämlich,

daß man ein Stück Feld, das wohl ſeit der Sündfluth ſumpfig geweſen war, und nichts getragen hatte, mit Graben durchziehen, und urbar machen ſollte. Er berechnete, daß die Koſten ohngefähr auf dreyßig Thaler kommen möchten, welche die Nachbaren geben ſollten. Das wollten ſie nun nicht, und ſagten: ſie hätten zu ſolchen Neuerungen kein Geld.

Unterdeſſen brachte eine gewiſſe Frau eine neue Art von Halstüchern mit aus der Stadt, that ſie den Sonntag um, und gieng damit in die Kirche. Da ſteckten nun alle Weiber die Köpfe zuſammen und plauderten mit einander. Der Herr Pfarrer predigte: wie viel ein Chriſt mit Gelde Gutes ſtiften könne, wenn er es weißlich anwendete; und die Weiber discurirten unterdeſſen über Mariens Halstuch.

Vor der Kirche blieben ſie alle ſtehen — und ſahen der Marie nach und ihrem ſchönen Halstuche. Die ganze Woche über, wo ſie nur zuſammen ſtunden, wurde von dieſem Halstuche geſprochen. Wer es am ſchlimmſten dabey hatte, das waren die Männer. Dieſe waren nun alle in Contribution geſetzt. Der Schulze hatte dreyßig Thaler von der Gemeine gefordert, wozu ein jeder Nachbar etliche Groſchen hätte geben müſſen. Itzo ſollte aber jeder Nachbar einen Gulden

den zu einem Halstuche, mancher auch der große Töchter hatte, zwey bis drey herbey ſchaffen. Anfänglich weigerten ſie ſich; aber was half das weigern? jeder hatte eine Frau, mancher auch ein Paar Töchter bey ſich zur Execution, die durch gute und böſe Worte die Halstücher zu erpreſſen ſuchten. In manchen Häuſern mußte die Execution ſcharf geweſen ſeyn; denn ich ſahe, daß die Männer die Köpfe hiengen und trauerten, wie wenn ihnen der Weizen auswachſen wollte. Gieng ich des Abends bisweilen durch die Straßen: ſo hörete ich, daß in vielen Häuſern Krieg war. Kurz nach vierzehn Tagen war die Contribution zuſammen gebracht, die Weiber giengen zu Markte, kamen mit neumodiſchen Halstüchern zurück, giengen den nächſten Sonntag damit in die Kirche; und auf dem Stück Lande, das urbar hatte ſollen gemacht werden, quakten die Fröſche. Ich zählete die Halstücher, die in der Kirche waren und rechnete aus, daß dieſe Mode der Gemeine 64 Rthlr. gekoſtet habe. Das war nun auf einem Dorfe, die Mode betraf nur Halstücher. Nun kannſt du leicht denken, was für Summen jede Veränderung der Mode in großen Städten koſten muß.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Digitized by Google

Anekdote.

Ein reicher Kaufmann that eine weite Reiſe, und hatte ſeinen eignen Kutſcher und ſeine eignen Pferde. Da er in ein Land gekommen war, wo ihn niemand mehr kannte, kam ſein Kutſcher auf den Einfall, er möchte wohl einmal an ſeines Herrn Statt ſeyn. Im nächſten Walde hielt er alſo ſtille, trat an den Wagen, und verlangte, daß ſein Herr mit ihm die Kleider wechſeln, und ſtatt ſeiner ſich auf den Bock ſetzen ſollte. Dieſer weigerte ſich zwar, mußte aber doch nachgeben, weil ihm der Kutſcher mit Schlägen drohete. Kaum waren ſie aber in die nächſte Stadt gekommen: ſo gieng der Kaufmann in ſeiner Kutſcherkleidung zum Richter und verklagte den Kutſcher, welcher auch ſogleich citirt wurde. Allein der Richter konnte die Wahrheit nicht erfahren, weil jeder behauptete, er wäre der Kaufmann, und der andere der Kutſcher. Endlich ward der Richter unwillig und ſagte: aus euch Leuten kann man nicht klug werden; gehet fort, und ſehet zu, wie ihr mit einander zu rechte kommt! Sie giengen. Da ſie aber zur Stubenthür hinaus waren: rief der Richter mit ſtarker Stimme nach: Kutſcher! ſogleich drehete ſich der wirkliche Kutſcher um und fragte: Was befehlen Sie? aha! ſagte der Richter, kann man dich ſo kriegen? Ich befehle dir, daß du ſogleich die Kleider ausziehest, und wieder in deine Kutſcherkleidung kriechest, Darauf ließ er ihn ins Gefängniß werfen, der Kaufmann aber nahm einen andern Kutſcher an, und reiſete weiter.

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und dreyßigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtanks Lebensgeſchichte.

Ich gieng nun wieder an meine Arbeit, war aber nicht ſo fleißig wie ſonſt, weil ich die Gedanken immer bey dem hatte, was ich des Vormittags ſahe und hörete. Gegen Abend gieng ich durch das Feld, damit ich in der Abenddämmerung meinen Gedanken deſto beſſer nachhängen könnte. Da kam ich unvermuthet an einen Fluß, ſahe auf demſelben hin und freuete mich der mancherley Farben, die der aufgehende Mond darinne verurſachte. Mir wurde unbeſchreiblich wohl, und ich hätte vielleicht bis um Mitternacht hier geſeſſen, wenn ich nicht durch ein Plätſchern, welches ich in einiger Entfernung hörete, wäre unterbrochen worden. Ich ſahe auf dem Fluſſe hin, um zu erfahren, woher es rühre: da erblickte ich in der Entfernung eine Menge weiße Dinge, die den Strom herunter ſchwammen. Sollten denn dieß Gänſe ſeyn? oder Amerikaniſche Vögel,

gel, die ich noch nicht kenne? dachte ich bey mir ſelbſt, und gieng näher, um zu unterſuchen, was es denn eigentlich wäre? da hörete ich eine Stimme, die rief: Hu! hu! hu! Dann eine andere, die rief: Hi! hi! hi! Dann eine dritte, die rief laut: Hier ſeyd aufmerkſam, hier wird der Fluß reiſſend! Tauſend! dachte ich, ſprechen denn die Gänſe in Amerika? Da aber dieſe Dinge näher kamen, ſahe ich, daß es Knaben waren, die ſich, unter Begleitung einiger Aufſeher, badeten. Sie ſtiegen nun an das Land, und ich trat zurück; weil ſie ganz nacket waren, und nichts am Leibe hatten, als ganz kurze Hoſen, welche, wie ich hernach erfuhr, von Leinewand gemacht waren.

Nun kleideten ſie ſich an, giengen nach Hauſe, und ich miſchte mich unter ſie, und ließ mich mit einem Aufſeher in folgendes Geſpräch ein:

J. Gieng es heute gut?

A. Vortreflich. Die Kinder ſind ſo vergnügt geweſen, daß ich meine Freude daran hatte.

J. Schadet es denn aber den Kindern nicht, wenn ſie ſo im Waſſer ſind?

A. Du ſiehſt es ja, daß unſere Kinder alle friſch und geſund ſind. Das Bad im kalten Waſſer, wenn es mit der gehörigen Vorſicht geſchieht, ſtärkt den ganzen Körper. Wer ſich von

Ju-

Jugend auf an das kalte Bad gewöhnt, dem ſchadet hernach kein Regen, keine Erkältung etwas.

J. Welches iſt denn aber die gehörige Vorſicht, mit welcher das Baden geſchehen muß.

A. Man darf ſich nicht baden, wenn der Körper noch ſchwitzt, auch nicht gleich nach Tiſche. Will man in das Waſſer gehen: ſo muß man erſt den Kopf unter das Waſſer tauchen, hernach die Bruſt recht mit kaltem Waſſer waſchen.

J. Warum denn das?

A. Wenn die untern Theile des Körpers eher kalt werden, als die obern; ſo ſteigt das Blut zu ſtark nach dieſen, und dadurch kann leicht ein Schlagfluß verurſacht werden.

J. Ich dächte, die Kinder könnten leicht erſaufen?

A. Freylich iſt es leicht, wenn die Kinder ſich ohne Aufſicht baden. Deswegen erſaufen ſo viele bey euch. Ihr verbietet ihnen das Baden, ſie haben aber doch große Luſt dazu, und thun es deswegen heimlich. Wie leicht iſt es da, daß ein Kind, das ohne Aufſicht iſt, verunglücken kann!

Bey uns iſt hingegen das Baden nicht verboten, wir ermuntern die Kinder dazu und die Aufſeher baden ſich ſelbſt mit. Damit nun kein Kind erſaufen möge, ſo lehren ſie ein jedes erſt ſchwimmen.

 Ich

Ich wünſchte der ganzen Badegeſellſchaft eine angenehme Ruhe, und eilete, daß ich in mein Quartier kam, wo ich ſehr ſanft einſchlief.

Nach der Zeit war ich ſo glücklich, daß die Amerikaner mich immer lieber bekamen, und mir ihr ganzes Zutrauen ſchenkten. Einmal da ich aus der Kirche gieng, nahm mich Stone bey dem Arme und ſagte: willſt du wohl noch vor Tiſche einen Spaziergang mit mir machen, lieber Conſtant?

Herzlich gern, war meine Antwort.

Er nahm mich alſo mit ſich und führete mich auf einen Berg, von welchem wir einen großen Theil des Landes überſehen konnten, welches zu der glücklichen Colonie gehörete, welche ſich hier niedergelaſſen hatte.

Wie gefällt dir, fragte er mich, dieſer Anblick?

J. Herrlich!

St. Und vor funfzig Jahren war hier noch ein dicker Wald, wo Wölfe, Bäre, Schlangen und wilde Menſchen wohnten. Durch den Fleiß der Menſchen, durch ihre Rechſchaffenheit und Gefälligkeit iſt nun dieſe ſonſt wüſte Gegend in ein Paradies verwandelt worden.

J. Wir haben bey uns auch ſehr ſchöne Gegenden und doch —

St. Doch

St. Doch ſind ſie kein Paradies? was willſt du damit ſagen?

J. Ja was ich damit ſagen will, das weis ich ſelbſt nicht. Genug, es gefällt einem da nicht recht wohl. Die Leute, die in dieſem Paradieſe wohnen, ſind faſt immer mißvergnügt. Einige haben das liebe Brod nicht ſatt, andere ſind krank und elend, noch andere haben Zank und Verdruß; Bringt's ja einer einmal ſo weit, daß er ein ruhiges und glückliches Leben führt, ſo läßt ihm der Neid keine Ruhe. Da ſteigen bald Nachbarn auf, die durch allerley Ränke und Cabalen ihm das Leben ſchwer machen.

St. O Conſtant, (indem er mich in ſeine Arme ſchloß) die Welt iſt gut und ſchön, wenn nur die Menſchen gut ſind. So lange die Menſchen aber nicht beſſer werden, wird Jammer und Noth nicht aufhören. Auch wir (hier rollten ihm die Thränen über die Backen) wir werden hier nur ſo lange glücklich leben, als wir gut ſind. Sollte einmal, welches Gott verhüten wolle! bey uns Falſchheit, Treuloſigkeit, Faulheit, Kleiderpracht, u. d. g. einreiſſen, ſo iſt's um wenige Jahre zu thun, ſo ſind wir ſo elend, als die Europäer.

J. Ach! und es leben unter uns ſo viele rechtſchaffene und kluge Leute, die gerade ſo denken wie ihr, und die, wenn es bey ihnen ſtünde,

 gern

Anekdote.

Ein einfältiger Menſch hörete von ſeinem Nachbar, daß er ſich eine Brille gekauft habe, durch die er recht gut leſen könne. Dieß machte ihm Luſt, ſich auch eine zuzulegen. So bald er alſo in die Stadt kam, gieng er zu dem Brillenhändler. Dieſer legte ihm vielerley Sorten Brillen vor, damit er ſie probiren und ſich diejenige ausſuchen ſollte, die ſich für ſeine Augen am beſten ſchickte. Er ſetzte eine nach der andern auf die Naſe, verſicherte aber immer, daß er durch keine leſen könne. Da wurde endlich der Brillenhändler verdrüßlich und fragte den Mann: habt ihr denn leſen gelernt? Wenn ich leſen gelernt hätte, antwortete dieſer: ſo brauchte ich keine Brille zu kaufen.

Nachricht.

Der zweyte Theil der chriſtlichen Hauspoſtille iſt unter der Preſſe, und wird in der Michaelismeſſe unfehlbar ausgegeben werden. Die Beſitzer des erſten Bandes werden gebeten, das Pränumerationsgeld auf den zweyten, noch vor Michaelis einzuſenden, ſonſt muß man glauben, daß ihnen der erſte Theil nicht gefallen habe, und ſchickt ihnen alſo den zweyten nicht zu. — Des Herrn Bergrath Bechſteins kleine Naturgeſchichte wird itzo auch fertig, und nun bald ausgegeben. — Der Kalendermann iſt aber noch nicht fertig. So bald er da iſt, ſoll er abgeliefert werden. Schnepfenthal den 31ſten Auguſt 1792.

Die Erziehungsanſtalt allhier.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und dreyßigſtes Stück.

1792.

Bote. Wirth.

W. Guten Morgen Herr Gevatter, ſieht er doch ſo freundlich aus, als wenn er beſonders gute Nachrichten zu bringen hätte.

B. Ey wenn man das thun kann, was man längſt wünſcht, oder wenn man andern ein Vergnügen machen kann, da iſt man freylich vergnügter. Guten Morgen auch! ich bringe heute etwas mit, was ihm lieb iſt, nämlich eine Karte von Frankreich. Seh er hier!

W. Nun endlich dann! darauf habe ich halt lange gewartet.

B. Freylich wohl, aber ich denke, ſie ſoll nicht zu ſpät gekommen ſeyn, denn ſo bald, als in Polen, mögte wohl in Frankreich die Sache nicht geendigt ſeyn.

W. Das Ding ſieht ganz fein aus, wenns nur ſonſt getroffen iſt. Setz er ſich hin und er-

Digitized by Google

kläre er mir es etwas; denn ſo mögte ich doch wohl nicht zurechte kommen (beyde ſetzen ſich, und der Bote ſagt was nun folget.)

Frankreich iſt ein großes Reich Herr Gevatter, eines der größten in Europa; denn die Länder in Europa folgen etwa ſo auf einander erſt Rußland; kleiner iſt ſchon Schweden, noch kleiner Deutſchland und die Türkey. Auf dieſe folgt gleich Frankreich, welches etwas kleiner als die Europäiſche Türkey und eben ſo groß als Polen iſt. Alle übrigen Länder Dänemark, Ungarn u. ſ. w. ſind kleiner. Man muß wohl 150 Meilen machen, ehe man von Süden nach Norden hindurch kommt. In Frankreich leben etwa 25 Millionen Menſchen, es hat über 400 Städte und 43tauſend Dörfer und Flecken.

W. Aber auf der Karte iſt dießmal Süden und Norden nicht angemerkt.

B. Dazu war kein Platz mehr, allein es iſt mit dieſer Karte eben ſo als mit denen, die ich ihm ehemals brachte. Wenn er die Karte ſo legt, daß ihm die Schrift ordentlich zum Leſen liegt, ſo iſt oben hinaus Norden, nach ſeiner Bruſt zu Mittag, links Abend, rechts Morgen.*)

Zur

*) Zum richtigen Verſtehen einer Landkarte iſt vielerley nöthig, das wichtigſte davon, was man

hier

Zur linken Hand, alſo gegen Abend, iſt ein großer Platz nicht gefärbt, der bedeutet Waſſer. Auf dieſer Seite von Frankreich liegt nämlich ein großes Meer, welches den Namen *atlantiſches Meer* führt. Jenſeits dieſes Meers liegt die neue Welt, Amerika; wenn man alſo von Europa aus nach Amerika will, ſo muß man über dieß Meer immer nach Abend zu ſeegeln. Für Frankreich iſt dieß eine ſchöne Gelegenheit zur Schiffahrt und zum Handel, daher liegen auch mehrere merkwürdige Handelsſtädte an der Abendküſte (am weſtlichen Ufer) von Frankreich. Seh er hier grade gegen dem Schilde über Bordeaux (ſprich Bordo) weiter nach Norden Rochelle (Roſchelle) noch weiter nach Norden Orient (Oriang) Breſt, Sanct Malo, Havre, Dieppe, Calais (Caläh.) Einen andern ſehr großen Vortheil bringt dieß Meer durch die Fiſcherey, die man darin treibt. Von Frankreich aus nach Nordweſten hin liegt England, von welchem noch ein Stück auf der Karte zu ſehen iſt. Ein ſchmaler

hier nicht nochmals wiederholen kann, iſt im Jahre 1788 im 36ſten Stück des Boten Seite 560 geſagt worden. Dieß muß man hier nachleſen. Auch thut man ſehr wohl, die damalige Karte von Europa wieder zur Hand zu nehmen, um zu ſehen, wie Frankreich gegen die übrigen Länder in Europa liegt.

Theil des Meers trennt beyde Länder von einander und dieſe ſchmale Stelle des Meers heißt das Britanniſche Meer, und nur die ſchmalſte der Canal.

In Norden und zum Theil in Oſten gränzt Frankreich an Deutſchland, welches hier auf der Karte bläulich grün gemalt iſt. Zunächſt an Frankreich liegen da die Oeſtreichiſchen Niederlande in welchen, wie er auf der Karte ſehen kann, Gent, Namur, Luxemburg und andere Städte liegen; die Trieriſchen Lande, wo die Stadt Trier ſteht; das Herzogthum Zweybrücken, wo Zweybrücken liegt, und einige Länder des Schwäbiſchen Kreiſes. Er kann auch ſehen, wie die letztern Länder durch den Rhein von Frankreich getrennt werden.

Ferner liegt von Frankreich aus nach Oſten hin die Schweiz, welche hier braun gemalt iſt. Hier ſieht er liegen die Städte Baſel am Rheine, Bern, Freyburg, Lauſanne, den Genferſee mit der Stadt Geneve oder Genf. Ein großes Gebürge trennt die Schweiz von Frankreich. Es iſt auf der Karte angedeutet und es heißt der Jura, oder das Juragebürge.

Und endlich liegt von Frankreich aus nach Oſten hin ein roth angemaltes Land, dieß iſt ein Stück von Italien und gehört zu den Staaten des Königs von Sardinien. Hier hat er näm-

lich

lich die beyden Länder Savoyen mit der Hauptſtadt Chamberry (Schangberri) und das Fürſtenthum Piemont mit der Hauptſtadt Turin in welcher er reſidirt. Auch dieſes Stück Land iſt von Frankreich durch ſehr hohe, zum Theil fürchterliche, ewig mit Schnee bedeckte Gebürge getrennt, welche Alpen heißen. In Savoyen, Herr Gevatter, das muß ich ihm doch auch ſagen, liegt der höchſte Berg in Europa, nämlich der Mont blanc d. h. der weiße Berg, denn er liegt immer voll Schnee, nur erſt in neuern Zeiten haben menſchliche Füße ſeine Gipfel zuerſt betreten, er iſt über 16tauſend Fuß hoch, der Brocken nur 3500.

In Süden gränzt Frankreich theils an das Mittelländiſche Meer, daher kann es ſehr gut Schiffahrt nach Italien, der Türkey, nach einigen Gegenden Aſiens und Afrika's treiben, welche das mittelländiſche Meer einſchließen, wie er auf der Karte von Europa überſehen kann. An dieſem ſüdlichen Ufer, dem Europäiſchen Paradieſe, liegen die Seeſtädte Marſeille (Marſelge) und Toulon (Tulong). Theils gränzt es an Spanien, welches zum Theil hier in Süden zu ſehn und grasgrün angemalt iſt. Eine große Reihe von Gebürgen macht hier wieder die Gränze und führt den Namen Pyrenäiſches Gebürge.

So viel von den Gränzen. Die muß man genau im Kopfe haben, wenn man die Lage eines Landes meſſen will. Aus Frankreich reiſt man alſo Abendwärts nach Amerika, Nordwärts nach England, und den Oeſtreichiſchen Niederlanden, Morgenwärts nach Deutſchland, der Schweiz und Italien, Südwärts nach dem Mittelländiſchen Meere und Spanien.

Zugleich kann er nun auch ſehen, wie die Feinde an den franzöſiſchen Gränzen ſtehen, ſo ſind z. E. die Oeſtreicher von Zweybrücken her, und die Preußen von Trier her hinein marſchirt.

Frankreich wurde ehedem in 12 Provinzen eingetheilt, dergleichen waren z. E. Champagne (Schampange) wo der bekannte ſchöne Wein wächſt, Provence (Provangſe). Dazu kamen denn noch einige dazu eroberte Länder z. E. Elſas, Lothringen, Franche Comte' u. ſ. w. Dieſe Provinzen theilte man hernach in 40 Gouvernements. Alles das gilt für jetzt nichts mehr; die Nationalverſammlung theilte im Jahr 1790 das ganze Reich in 83 Departements. Dieſe ſind alle auf der Karte durch punktirte Linien eingeſchloſſen uud mit Zahlen bezeichnet. Jedes hat ſeinen Namen von irgend einem Fluſſe, Gebürge oder der Weltgegend wohin es liegt. Jedes Departement hat ſeine eigene Zahl mit

der

Digitized by Google

Digitized by Google

der man es oft ſchlechthin bezeichnet. An beyden Seiten der Karte ſind die ordentlichen Namen jedes Departements hingeſchrieben. Findet er nun in der Zeitung ein Departement genannt, und möchte gerne wiſſen, wo es läge, ſo darf er nur nach dieſen Zahlen und Namen aufſuchen. Z. E. es ſtünde in der Zeitung: das Departement des Var giebt 5000 Nationalgarden her. So darf er am Rande nur aufſuchen den Namen Var. Sieht er, dabey ſteht die Zahl 20, nun ſehe er auf der Karte den Platz, in welchem 20 ſteht (ganz in Südweſten) dieſer iſt nun das Departement des Var. In jedem Departement ſteht zugleich die Departementsſtadt, d. h. diejenige Stadt angedeutet, in welcher die Departementobrigkeit ihren Sitz hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdote.

Ein vornehmer Grieche, Nahmens Xanthus, gab einmal ſeinen Freunden eine Mahlzeit, und ließ ſich dabey den Wein ſo gut ſchmecken, daß er darüber ſeinen Verſtand verlohr. Unter andern unſinnigen Reden, die er führte, ſagte er auch: ihm ſey es etwas geringes, das Meer auszutrinken. Da dieſes ſeine Gäſte nicht glauben wollten: ſo wettete er mit ihnen, um eine große Summe, daß das Austrinken des Meeres den andern Tag, zu einer gewiſſen Stunde, vor ſich gehen ſollte.

Nun

Nun kam der andere Tag, Herr Xanthus hatte den Rauſch ausgeſchlafen, und hieng nun den Kopf, da er an die Wette dachte, die er den vorigen Tag gethan hatte.

Zum Glück hatte er einen vernünftigen Sclaven, der ihm einen guten Rath gab, wie er den Kopf aus der Schlinge ziehen könnte.

Er befolgte ihn, ſetzte zu der beſtimmten Stunde einen Stuhl an das Meer, nahm einen Becher in die Hand, und ſagte zu der Verſammlung, mit welcher er gewettet hatte: Lieben Freunde! ich habe euch verſprochen, das Meer auszutrinken, und dieß will ich halten. Ehe ich dieß aber thue, müßt ihr erſt die Ströme weg bringen, die hinein laufen, denn ich habe nicht verſprochen, daß ich dieſe mit trinken will.

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat Auguſt folgende Liebhaber gemeldet.

Hr. Schullehrer Schleip in Ebenhain	1
— Rect. Richter in Pulsnitz	8
— Cand. Reinhold in Mühlhauſen	1
— Wolf in Nürnberg	1
— Pf. Ehrlich in Lettin	1
— Schildbach in Eiſenberg	1
Fr. Gerichtsdirect. Linder in Münchenbernsdorf	1
	14

(Hierbey wird die Karte von Frankreich ausgegeben.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Acht und dreyßigſtes Stück.

1792.

Bote. Wirth.
(Fortſetzung.)

W. Hm! Herr Gevatter, das iſt gut, aber ich kann kein Franſch leſen, aus dem ſiebenjährigen Kriege weiß ich wohl noch was komman wu purte wu heißt, weiter aber nichts.

B. J nun was thuts, Herr Gevatter, was thuts, ſo radebreche ers, ſo wie ein Franzoſe das Deutſche, der ſtatt Giſchpersleben Schipperlewang ſagte. Um ihn aber doch etwas zurecht zu helfen, habe ich mir von einem Manne der Franzöſch kann, folgendes ausnotiren laſſen. Die Franzoſen ſprechen aus ch wie ſch — ei und ai etwa wie ae — oi wie oa — au, eau und eaux wie o — u wie ü — z wie ſ — eu wie ü — ment wie mang.

W. Ey bleib er mir mit dem Zeuge vom Leibe, daraus werde ich nicht klug, wills lieber radebrechen!

B. Meinetwegen, das wird ihm auch keiner verargen. Nur merk er ſich noch, daß das 83te Departement nicht mit auf der Karte ſteht, denn es iſt die Inſel Corſica im Mittelländiſchen Meere, die er auf der Karte von Europa ſehen kann. Ferner kann er ewig ſuchen, wo das erſte Departement von Paris liege, denn es iſt die Stadt Paris ſelbſt. Die Departements ſind nun dazu abgetheilt um Land und Leute beſſer überſehen und regieren zu können. Viele Länder ſind bey uns in Aemter abgetheilt und jedes Amt hat ſeinen Amtmann: mit den Departements iſt es eben ſo; die Adminiſtration der Departements d. i. die Departementsobrigkeit vertritt ungefähr die Stelle des Amtmanns. Ferner beruhet auch auf dieſer Abtheilung des Königreichs die Ernennung der Deputirten zur N. Verſammlung; denn die wirklichen Bürger jedes Departements verſammeln ſich alle 2 Jahre in den Städten und in den Cantons, in welche das Departement getheilt iſt. Hier wählen ſie unter ſich die Wahlmänner; und dieſe Wahlmänner des ganzen Departements treten in eine Verſammlung und wählen die Deputirten zur Nationalverſammlung.

Frankreich iſt ein ſchönes fruchtbares Land. Wenn jeder Franzoſe ſo ſein Theilchen davon hätte, könnte er ganz gut auskommen. Ebene Ge-

gen-

genden, Berge, Wälder, herrliche Weinberge wechſeln mit einander ab, und ſchöne groſse ſchiffbare und kleine Flüſſe ſtrömen dadurch hin.

Nach den Oeſtreichiſchen Niederlanden flieſst die Schelde und Maas, nach Deutſchland die Moſel, aus der Schweiz kommt die Rhone vom Geneverſee her, er nimmt im 63ten Departement die Saone auf und geht ins Mittelländiſche Meer. Nach Abend zu in das Atlantſche Meer strömen die Garonne oder Gironde. Hier haben die Franzoſen ehemals einen Canal gegraben, der kaum ſeines gleichen in der Welt hat, er gehet nämlich durch das 22te und 23te Departement 16 Schuh breit und 25 deutſche Meilen lang von dem Fluſſe Garonne bis ins Mittelländiſche Meer, ſo daſs man auf demſelben Waaren zu Schiffe aus dem Mittelländiſchen in das Atlantiſche Meer bringen kann.

Nach Süden hin liegen die hohen Pyrenäiſchen Gebürge, nach Italien hin die hohen Alpen, an der Schweiz weg der Jura, das habe ich vorhin ſchon geſagt, auch am Elſas, welcher aus dem 78ten und 79ten Departement beſteht, iſt ein anſehnliches Gebürge, welches der Waſgau heiſst. Im Lande ſelbſt ſind auch hier und da groſse Gebürge, die er theils auf der Karte ſehen kann. Manche Gegenden ſind ſandigt und voll

unangebauter Heide, vorzüglich iſt das ſo im 34ten Departement. Ueberhaupt iſt der Anbau in Frankreich, was ſonderlich den Getreidebau betrifft, noch nicht zu groſser Vollkommenheit gekommen. Bey guten Jahren reichten die Franzoſen bisher mit ihrem Getreide aus, aber ſchon bey mittelmäßigen mußte man aus der Fremde zu kaufen, und dann gabs in manchen Dörfern kein Brot. Deſto ſchöner iſt aber der Weinbau faſt durchgängig, ganz beſonders in Champagne und Bourgogne in der Gegend des 8. 9. 10. 11. 12. Departements, wo der theure Schampanger- und Burgunderwein wächſt. Die Franzoſen konnten bisher eine überſchwengliche Menge Wein verkaufen.

Ein anderes ſehr wichtiges Erzeugniß für die Franzoſen iſt das Baumöl. Es wird im ganzen ſüdlichen Theile dieſes Reiches aus den Früchten des Oelbaumes gepreßt, beſonders ſchön iſt es am Mittelländiſchen Meere in dem 20. 21. 24. 25. Departement, man verkauft es unter dem Namen des Provencer (prowangſer) Oels. In dieſen ſüdlichen Gegenden iſt es an einigen Stellen am Meere ſchon ſo warm, daß Pomeranzen, Citronen und Feigen im freyen Felde wachſen.

Da die Franzoſen ſehr viel ſeidene Zeuge machen, ſo iſt der Seidenbau ſehr in Aufnahme

ge-

gekommen. Man baut viel Flachs, Hanf, Safran, und herrliches Obſt, aus dem man auch Cider (Obſtwein) macht.

Salz hat Frankreich in ſo groſſer Menge, daß man viel davon verkaufen kann. Man gewinnt es theils aus der See am Mittelländiſchen und Atlantiſchen Meere, theils aus Quellen. Die Salzpachtung verdarb aber den Einwohnern den Kauf; in manchen Gegenden kam das Pfund über 4 gl. zu ſtehen. Dieß war eine von den mancherley Urſachen, die zum Aufſtande der Franzoſen Veranlaſſung gab. An Metallen und Pferden iſt Frankreich arm. Statt der leztern werden häufig Eſel und Mauleſel gebraucht, auf welchen auch hie und da die Weiber ſehr häufig reiten. Die Rindviehzucht iſt nicht ſo ſtark, daß man fremdes Vieh entbähren könnte. Es wird ihm bekannt genug ſeyn, Herr Gevatter, daß man aus Franken (dem fränkiſchen Kreiſe) jährlich viele Ochſen nach Frankreich treibt. Doch es mag genug ſeyn.

Die Franzoſen gehörten immer zu den beſten Leuten in Europa. Man hatte ſie gern wegen ihrer Luſtigkeit, Geſprächigkeit, wegen ihres Fleiſſes und ihrer Höflichkeit. Ihre Könige liebten ſie wohl mehr als jede andre Nation. Es war traurig, daß Könige und Miniſter die natürliche

Gutherzigkeit dieſer Nation mißbrauchten, durch unerhörten Druck, von dem wir in Deutſchland keine Vorſtellung haben, ſie aufrühriſch machten und bis zur Wuth eines Löwen und Tigers brachten. Nicht allein darum traurig, weil in Paris und anderwärts Menſchenblut floß; ſondern beſonders auch darum, weil ein bisher ſanftes gutmüthiges Volk dadurch im Fortgange zum Guten, um ſehr vieles zurückgeworfen, und zu den abſcheulichſten Grauſamkeiten verleitet wird.

Die Franzoſen gehören zu den thätigſten Leuten in Europa. Der franzöſiſche Bauer baut für ſeine Landsleute und uns die ſchönſten Arten von Wein, er zieht uns das reinſte Baumöl und nährt die Bewohner ſeines Landes ziemlich hinlänglich mit Getreide. Sein Lohn war dafür Hunger und Kummer, oft nicht einmal trocknes Brot. Der Handwerker und Künſtler dient vielen Nationen in Abſicht ſeines Fleißes zum Muſter. Seine Hände bereiten die ſchönſten Seidenwaaren und weben Tapeten, die den ſchönſten Gemälden gleichen. Ihre Gold- und Silberarbeiten werden überall geſucht. Sie verfertigen Cammertuch und Battiſt, Tuch und Leinewand und Spiegel u. ſ. w. eine unüberſehbare Menge von Sachen. Der franzöſiſche Kaufmann beſucht alle Meere; denn ſeine Nation hat Be-

Beſitzungen in Indien, in Afrika, in Weſtindien und Amerika. Seine Schiffe bringen Baumwolle, Zucker, Kaffee von da nach Europa. Er holt rohe Materialien aus fremden Ländern herbey und verhandelt ſie wieder nachdem ſie verarbeitet ſind.

Alle dieſe Betriebſamkeit, die jährlich eine Menge fremden Geldes ins Land brachte, iſt ſeit der Revoluzion geringer geworden.

Die Franzoſen bekennen ſich zur katholiſchen Religion ohne ſich dem Pabſte ſo ganz zu unterwerfen, als manche andere katholiſche Länder. 18 Erzbiſchöfe und 110 Biſchöfe führten ſonſt die Aufſicht über die Geiſtlichkeit und Kirchenſachen. Sie lebten ganz von ihren Gütern, die ſie nach und nach an ſich gebracht hatten. Ihr Reichthum war unermeßlich und die Einkünfte der Biſchöfe fürſtlich, arme Landgeiſtliche hingegen lebten dürftig oft von 500 Livres. Mit dem Fortgange der Revoluzion nahm die Nation der Geiſtlichkeit die Güter wieder ab, die ſie von ihr nach und nach in Beſitz bekommen hatte, um davon einen Theil der unermeßlichen Schuldenlaſt zu tilgen, unter welcher die Nazion ſeufzte.

Die Reformirten, deren es in Frankreich wohl einige Millionen giebt, haben lange unter dem fürchterlichſten Drucke gelebt. 1572 als

König

König Heinrich Hochzeit zu Paris hatte, wurden in einer Nacht im Lande 30000 ermordet, weil ſie ſich nicht entſchlieſſen wollten, Gott auf Katholiſche Art anzubeten. — Jetzt haben alle Nichtkatholiken völlig freye Religionsübung.

Anekdote.

Ein Mann, der zwey geſunde Augen aber ein ſchlechtes Herz hatte, war ſo unbeſonnen, daß er eines Einäugigen, wegen ſeines Gebrechens ſpottete. Dieſer aber war ſo verſtändig, daß er ſich darüber nicht ärgerte, ſondern dem Spötter lächelnd antwortete: Ich bin mit meinem einen Auge zufrieden, denn ich ſehe damit mehr, als du mit deinen zweyen.

Wie verſtehſt du das? fragte der Spötter.

Der Einäugige ſahe ihm ins Geſicht, und ſagte: Ich ſehe zwey Augen, du aber nur eins.

Der Bote aus Thüringen.

Neun und dreyßigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Da ich zum Vorſteher kam, wurde ich in die Stube geführt, wo ich noch acht Männer, unter welchen ſich auch Stone befand, antraf.

Lieber Conſtant, ſagte der Vorſteher, ich habe gehöret, daß du ein großes Verlangen trägſt, zu wiſſen, wie wir es anfangen, daß wir hier ſo vergnügt und glücklich leben. Da wir nun glauben, daß du ein redlicher Mann biſt: ſo ſollſt du alles erfahren. Wir wünſchen aber, daß unſere Verfaſſung auswärts nicht bekannt werde. Deßwegen mußt du uns ein Verſprechen ablegen, daß du von allem dem, was du künftig bey uns ſehen und hören wirſt, niemanden etwas wieder ſagen willſt.

Ich legete mein Verſprechen ab.

Von dieſem Tage an erfuhr ich nun alles, was ich nur wiſſen wollte. Ich durfte nun in das

Digitized by Google

Innerſte ihrer Erziehungshäuſer ſehen, ihren Verſammlungen beywohnen, in ihren Synodus kommen, die Einrichtung ihrer öffentlichen Caſſen mir bekannt machen, und begriff nun gar wohl, wie es möglich ſey, daß ſo viele Leute, ohne Zank und Streit, Sorge und Kummer, Krankheit und Plage, bey einander leben konnten, daß bey ihnen von Jahre zu Jahre, alles ſchöner und beſſer wurde. Allein meines Verſprechens wegen kann ich von allem dieſem weiter nichts erzählen.

So viel kann ich nur ſagen, daß ihre Hauptmeynung dieſe war: wenn die Menſchen beſſer werden, ſo wird alles beſſer, ſo hört das menſchliche Elend nach und nach auf, und ſie können Dinge möglich machen, die man ſonſt für unmöglich hielt.

Nun war mein einziger Wunſch, daß ich in Amerika leben und ſterben wollte. Wenn aber eine Sache nicht ſeyn ſoll: ſo muß ſich alles ſchikken. Wollte ich vergnügt leben: ſo mußte ich eine Frau haben. Dieſe konnte ich aber nicht finden. Zwar gab es Mädchen genug, die mir gefielen; wann ich mich aber um eines bewerben wollte: ſo erfuhr ich allemal, daß es ſchon verſprochen ſey. Keines hätte ich lieber gehabt, als Holſters Schweſter. Sie war ſo geſund, munter,

ge-

Digitized by Google

geſchickt, und gefiel mir durchaus ſo wohl, daß ich ſie ganz in mein Herz ſchloß.

Da ich nun aber die Sitte der Amerikaner wußte: ſo ſagte ich ihr ſelbſt kein Wort von meiner Liebe, ſondern gieng einmal zu Stonen, entdeckte ihm mein Herz, und bat ihn, daß er mir doch das Mädchen zur Frau verſchaffen möchte.

Lieber Conſtant! ſagte er: du haſt gut gewählet, das muß ich geſtehen, aber — Nun, fragte ich heftig: das Mädchen iſt doch wohl nicht auch verſprochen?

Ja wohl, antwortete er: iſt das Mädchen verſprochen. Ich kann dir alſo keinen beſſern Rath geben, als, daß du es dir aus dem Sinne zu ſchlagen ſucheſt.

Da gieng ich ganz betrübt fort, und wollte mir es aus dem Sinne ſchlagen, und konnte es doch nicht. Immer war es mir, als wenn das Mädchen vor mir ſtünde. Ich hatte nun bey weitem die Freudigkeit nicht mehr, die ich ſonſt hatte. Stone merkte es, und kam einmal zu mir.

Conſtant! fragte er: was fehlt dir? warum biſt du nicht mehr ſo vergnügt, als ſonſt? Sind wir nicht mehr ſo gut als ehedem? fehlt dirs an Nahrung? hat ſich etwa unſere Einrichtung verſchlimmert?

Innerſte ihrer Erziehungshäuſer ſehen, ihren Verſammlungen beywohnen, in ihren Synodus kommen, die Einrichtung ihrer öffentlichen Caſſen mir bekannt machen, und begriff nun gar wohl, wie es möglich ſey, daß ſo viele Leute, ohne Zank und Streit, Sorge und Kummer, Krankheit und Plage, bey einander leben konnten, daß bey ihnen von Jahre zu Jahre, alles ſchöner und beſſer wurde. Allein meines Verſprechens wegen kann ich von allem dieſem weiter nichts erzählen.

So viel kann ich nur ſagen, daß ihre Hauptmeynung dieſe war: wenn die Menſchen beſſer werden, ſo wird alles beſſer, ſo hört das menſchliche Elend nach und nach auf, und ſie können Dinge möglich machen, die man ſonſt für unmöglich hielt.

Nun war mein einziger Wunſch, daß ich in Amerika leben und ſterben wollte. Wenn aber eine Sache nicht ſeyn ſoll: ſo muß ſich alles ſchikken. Wollte ich vergnügt leben: ſo mußte ich eine Frau haben. Dieſe konnte ich aber nicht finden. Zwar gab es Mädchen genug, die mir gefielen; wann ich mich aber um eines bewerben wollte: ſo erfuhr ich allemal, daß es ſchon verſprochen ſey. Keines hätte ich lieber gehabt, als Holſters Schweſter. Sie war ſo geſund, munter,

ge-

geſchickt, und gefiel mir durchaus ſo wohl, daß ich ſie ganz in mein Herz ſchloß.

Da ich nun aber die Sitte der Amerikaner wußte: ſo ſagte ich ihr ſelbſt kein Wort von meiner Liebe, ſondern gieng einmal zu Stonen, entdeckte ihm mein Herz, und bat ihn, daß er mir doch das Mädchen zur Frau verſchaffen möchte.

Lieber Conſtant! ſagte er: du haſt gut gewählet, das muß ich geſtehen, aber — Nun, fragte ich heftig: das Mädchen iſt doch wohl nicht auch verſprochen?

Ja wohl, antwortete er: iſt das Mädchen verſprochen. Ich kann dir alſo keinen beſſern Rath geben, als, daß du es dir aus dem Sinne zu ſchlagen ſucheſt.

Da gieng ich ganz betrübt fort, und wollte mir es aus dem Sinne ſchlagen, und konnte es doch nicht. Immer war es mir, als wenn das Mädchen vor mir ſtünde. Ich hatte nun bey weitem die Freudigkeit nicht mehr, die ich ſonſt hatte. Stone merkte es, und kam einmal zu mir.

Conſtant! fragte er: was fehlt dir? warum biſt du nicht mehr ſo vergnügt, als ſonſt? Sind wir nicht mehr ſo gut als ehedem? fehlt dirs an Nahrung? hat ſich etwa unſere Einrichtung verſchlimmert?

Ach nicht doch! antwortete ich, ich habe mich verſchlimmert. Ich habe mein Herz an ein Mädchen gehängt, das ich doch nicht bekommen kann.

Nun lieber Conſtant! wenns weiter nichts iſt, fuhr Stone fort: ſo kannſt du dir bald helfen. Die Urſache von deiner Traurigkeit liegt nicht in der Welt, ſondern in dir ſelbſt. Die Welt können wir nicht anders machen, als ſie iſt, aber uns können wir anders machen, wenn es uns nur ein Ernſt iſt.

J. Wie ſoll ich denn das anfangen?

St. Du haſt dich alſo in das Mädchen verliebt?

J. Gar gewaltig verliebt.

St. Warum nimmſt du ſie denn nicht?

J. Wie kann ich denn? ſie iſt ja ſchon einem andern verſprochen.

St. Gienge es denn nicht an, daß du das Mädchen dem andern abſpenſtig zu machen ſuchteſt?

J. Ah! das wäre doch nicht Recht.

St. Ich glaube es auch nicht. Nun will ich dir meine Meynung ſagen. Wenn wir eine Sache, die wir gerne haben möchten, nicht anders als auf eine unrechtmäßige Art bekommen können: ſo iſt ſie uns nicht beſtimmt, ſie iſt uns nicht gut,

es

Digitized by Google

es würde unſer Unglück ſeyn, wenn wir ſie bekämen. Daran mußt du beſtändig denken, da wirſt du bald beruhigt werden. Thue es, lieber Conſtant, ich bitte dich darum.

Ich dankte ihm herzlich für ſeinen guten Rath, befolgte ihn, und befand mich wirklich beſſer dabey. Ganz wohl befand ich mich aber doch nicht. Denn wenn ein junger Mann ordentlich lebt, und geſund iſt, und hat keine Frau; ſo iſts doch immer, wie wenn ihm etwas fehlte.

Stone, der es gar zu wohl merkte, lud mich einmal zu einem Spaziergange ein. Dießmal führte er mich weiter, als ich bisher gekommen war. Wir kamen unter andern auf eine Landſtraße, die ſehr ſchön geflaſtert, mit zerſchlagenen Steinen beſchüttet und an beyden Seiten mit Graben verſehen und mit Obſtbäumen beſetzt war. Hier und da hatte ſie Brücken, damit bey ſtarken Regengüſſen das Waſſer unter denſelben, aus einem Graben in den andern, fließen könnte.

An dem Anfange dieſer Straße, war ein Pfahl errichtet, auf welchen folgendes geſchrieben war: Hier, wo ſonſt Moraſt war, hat Andreas Benning, auf ſeine Koſten, dieſe Straße anlegen laſſen, um den Reiſenden mehrere Bequemlichkeit zu verſchaffen. Zur Dankbarkeit zahlt ihm jeder Fußgänger 3 Pfennige, und

 jeder,

jeder, der mit Pferden reiſet, für jedes Stück 6 Pfennige.

Das iſt doch artig, ſagte ich: ſo etwas habe ich bey uns nicht geſehen. Wir haben zwar auch ſchöne Landſtraßen, und die Reiſenden, die ſie paſſiren, müſſen etwas dafür bezahlen; ich kann mich aber nicht errinnern, daß bey uns ein Privatmann eine Landſtraße hätte anlegen laſſen.

Ich glaube es wohl, ſagte Stone: wenn bey euch jemand Geld erworben hat: ſo weiß er nicht, was er damit anfangen ſoll. Er verborgts daher gegen Intereſſe, und wird oft darum betrogen. Oder er fängt an, wie ihr zu ſagen pflegt, ſich etwas zu gute zu thun, wendet mehr auf ſeinen Tiſch, ſeinen Trunk, ſeine Kleidung, ſchweift auch wohl auf andere Art aus. Was kommt denn nun am Ende dabey heraus? er wird krank, ſeine Kinder gewöhnen ſich an großen Aufwand, und bezeigen keine Luſt zur Arbeit. Wenn man nun am Ende betrachtet, was ſolche Leute von allem ihrem Reichthume haben: ſo iſt es ein kranker Körper und lüderliche Kinder, die in Kurzem wieder durch ihre Verſchwendung durchbringen, was ihre Eltern mit vieler Mühe erwarben. Bey uns iſt dieß ganz anders: Wenn da jemand durch ſeinen Fleiß ſich etwas erworben hat: ſo ſchaffen wir ihm ſo gleich Gelegenheit, ſein Geld zu ge-

meinnützigen Anſtalten anzuwenden. Da werden Landſtraßen, Brücken, Erziehungshäuſer angelegt, Badeanſtalten errichtet, kurz alles, was wir für das allgemeine Beſte nöthig haben, wird von dem Gelde unſerer reichen Mitbürger genommen. Dabey befinden wir uns nun ſehr wohl. Wir können Wege beſſern, Brücken bauen, kurz alles zu Stande bringen, was zum gemeinen Beſten nöthig iſt, ohne nöthig zu haben, deßwegen neue Auflagen zu machen.

Der Reiche, der ſein Geld zu ſolchen Anſtalten her giebt, befindet ſich dabey auch ſehr wohl. Erſtlich hat er die Freude, zu ſehen, daß durch ihn etwas Nützliches zu Stande gekommen iſt; zweytens hat er davon auch eine gute Einnahme. Bennings Familie ſteht ſich bey der Landſtraße, die er angelegt hat, ſehr wohl. Sie hat täglich eine gute Einnahme von denen, die dieſe Straße paſſiren, jährlich auch etwas Beträchtliches von den Obſtbäumen, die er pflanzen ließ. Drittens hat er auch Gelegenheit, ſich bey den Nachkommen ein Andenken zu ſtiften.

Muß ich dieſe Einrichtung auch gegen meine Landsleute verſchweigen? fragte ich: Nein! antwortete Stone: Ich beſorge aber nur, daß du mit der Bekanntmachung wenigen Nutzen ſtiften wirſt. Jede neue gute Anſtalt iſt eine

Neu-

Digitized by Google

Neuerung, und von Neuerungen ſcheinen deine lieben Landsleute eben keine groſsen Freunde zu seyn, ſie laſſen es lieber bey dem Alten.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Räthſel.

Ein Mann ſollte einen Wolf, eine Ziege und einen Korb voll Blaukohl auf einem Kahne über den Fluß fahren. Der Kahn war ſo klein, daß er nur eins von den dreyen faſſen konnte. Nun war guter Rath theuer! führte er den Wolf zuerſt über: ſo fraß unterdeſſen die Ziege den Kohl, führete er den Kohl zuerſt hinüber: ſo zerriß der Wolf die Ziege; führete er aber die Ziege hinüber: ſo mußte er hernach entweder den Wolf oder den Kohl bringen. Brachte er den Kohl, ſo ſchmaußte ihn unter der Zeit daß er wieder herüber fuhr, die Ziege. Brachte er aber den Wolf: ſo wurde ſie von ihm geſchmaußt. Gleichwohl hat er eines nach dem andern übergebracht, ohne daß Schaden geſchehen wäre, oder daß er nöthig gehabt hätte, den Wolf oder die Ziege anzubinden, oder ihnen einen Maulkorb zu geben.

Wie hat er dieß angefangen?

Der Bote
aus
Thüringen.

Vierzigſtes Stück.

1792.

Ueber den Nachtheil des Nahezuſammenſtehens der Obſtbäume in den Gärten.

Bote. Wirth.

Wirth (der auf einem, neben der Landſtraße ſtehenden, Birnbaume ſitzt, Birnen ſchüttelt und den Boten auf der Straße erblickt.)

Heda, Herr Gevatter! So ſtracks vorbey? —

Bote. (indem er den Wirth bemerkt) Ey, Ey! Sieh da! — Gott grüß' ihn da oben im Grünen und Wohlleben, Herr Gevatter!

W. Schön Dank, ſchön Dank! Nu, aber ſo vorbey? — Nicht ein Bischen näher?

B. Je nun, es mag ſeyn! Ich habe heute gerade nicht ſchwer zu tragen, und werde ſchon noch zeitig genug ins Nachtquartier kommen.

W. Das dächt' ich auch — nur herzu! Aufgeleſen, gegeſſen, eingeſteckt, was er fortbrin-

Digitized by Google

gen kann — Taſchen und Ranzen voll! Die Ernte iſt reich genug, wie er ſieht; und auf dem Marſche wirds ihm gut bekommen, wenn er ſich mit ein Paar Birnen jezuweilen den Durſt wird löſchen können.

B. Ich will's zu Danke annehmen. Mich nöthigen zu laſſen, iſt, wie er weiß, meine Sache eben nicht; am wenigſten da, wo mir's von Herzen vergönnt wird.

W. (Der vom Baume herunter ſteigt, und ſich mit dem Boten niederſetzt.) Aber muß er nicht ſagen, Herr Gevatter, daß die Birnen vortrefflich ſind, und einen delikaten Geſchmack haben? —

B. Das muß ich geſtehen; finde es aber auch ganz natürlich.

W. Warum nun eben natürlich? mögt' ich wiſſen. — In meinem Garten habe ich, wie er weiß, hinter der Scheuer eben einen ſolchen Birnbaum; die Birnen davon ſchmecken aber doch lange ſo gut nicht.

B. Ganz natürlich! Ich will's ihm erklären, wenn er's hören will.

W. Nu, ſo laß' er einmal hören!

B. Der Birnbaum hinter ſeiner Scheuer ſteht zu ſehr von Bäumen und Gebäuden eingeſchloſſen; die Sonne kann ihn nur ſpät gegen

Abend

Abend beſcheinen; die Luft kann nicht gehörig dazu kommen — wie kann da die Frucht gut werden?

W. Aber der Boden in meinem Garten iſt dagegen auch viel fetter, als hier — und die Birnen ſind auch faſt dicker, als dieſe.

B. Fett hin, fett her — Obſtbäume können nicht ſo gute, nicht ſo ſchmackhafte Früchte bringen, ja ich behaupte, auch nicht ſo voll tragen, wenn ſie dumpfig ſtehen. Davon habe ich ſelbſt ſchon ſo viele Erfahrung; und andere Leute, die das Ding noch beſſer verſtehen, als ich, ſagen's auch. Frage er nur des Herrn Amtmanns Gärtner — der wird's ihm ſchon noch beſſer erklären können.

W. Da mögte er mich wohl an den unrechten gewieſen haben; ich glaube nicht, daß der mit der Baumzucht wohl umzugehen weiß.

B. Ich möchte doch wiſſen, warum nicht. —

W. Das will ich ihm ſagen, Herr Gevatter. — Der vorige Gärtner hatte ſo viele ſchöne Obſtbäume zugezogen, und damit den groſen Garten recht dicht voll bepflanzt. Wo nur im Garten ein Plätzchen offen war, da ſetzte er ein ſchönes Kernobſtbäumchen hin, und an dem Zaun umher dicht neben einander lauter Zwetſchenbäume.

bäume. Es war eine Luſt, anzuſehen, wie da alles ſo dicht-voll ſtand. Dieſer Gärtner aber hat über die Häſte wieder ausgegraben, und damit noch einen andern großen Garten bepflanzt, den der Herr Amtmann draußen vor dem Dorfe hat anlegen laſſen. Er mag ſich wohl die Mühe haben erſparen wollen, junge Bäumchen anzuziehen, zu pflanzen, zu pfropfen, zu okuliren — die Faulen machen's ſo.

B. Dieß liebloſe Urtheil gefällt mir gar nicht, und wenn ich ihn nicht gerne ſchonen wollte und ſonſt als einen guten Mann kennte: ſo würde ich ſagen: er verſteht's nicht — deßwegen urtheilt er ſo: ich behaupte: alle vernünftige Gärtner machen es ſo, wie es des Herrn Amtmanns Gärtner gemacht hat. — Ich habe es auch mit angeſehen, als der Gärtner im vorigen März die Bäume ausgrub und ſie in den neuangelegten Garten verpflanzte, und freuete mich, als der vernünftige Mann mich überzeugte, daß der Herr Amtmann von ſeinem Garten nun noch einmal ſo viel Vortheil ziehen werde, als zuvor.

W. Ha, Ha! Wie er doch zu der Ueberzeugung mag gekommen ſeyn!

B. Das ſoll er gleich hören! Der Mann machte mir's begreiflich, was ich ihm vorhin ſchon ſagte, daß Obſtbäume, wenn ſie dicht zuſammen

und

und folglich dumpfig ſtehen, bey weitem nicht ſo vieles und gutes Obſt bringen, als wenn ſie ſehr einzeln ſtehen.

W. Das Erſte habe ich begriffen, daß das Obſt nicht ſo gut, nicht ſo wohlſchmeckend und nicht ſo ſchön ausſehend ſeyn kann, wenn die Bäume dichtzuſammen und dumpfig ſtehen, als es ſeyn muß, wenn ſie einzeln, luſtig und an der Sonne ſtehen. Dieſe Birnen beweiſen das ja wohl — ich wüßte keine andere Urſache, warum ſie beſſer ſeyn könnten, als die hinter meiner Scheuer.

B. Wenn er das hat begreifen können: ſo wird er auch einſehen lernen, warum weniger Obſtbäume, die weit auseinander ſtehen, mehr Früchte bringen, als noch einmal ſo viele, wenn ſie ſich drängen. Eben an dieſem Birnbaume will ichs ihm begreiflich machen. Wir können, wie er ſieht, hier von der Erde auf, einen großen Theil der Birnen abpflücken, weil die Aeſte ſo tief herunter hängen; an den Birnbaum in ſeinem Garten muß er aber eine lange Leiter anſetzen, um an die erſten Zweige deſſelben zu kommen. Der ganze Schaft des Baumes iſt alſo ohne Aeſte und bringt keine Früchte. Nicht zu gedenken nun, daß es viel gefährlicher iſt, einen ſolchen Baum zu beſteigen, und das Obſt davon abzupflücken, deſſen Aeſte von der Erde ſo hoch von der Erde erſt

erſt anfangen: ſo iſt es doch ausgemacht, daß ein Baum, der von unten auf gleich Aeſte hat, viel mehr Obſt bringen muß, als ein ſolcher, der gleichſam nur einen Kopf von Aeſten hat.

W. Da hat er Recht — Herr Gevatter.

B. Hör er nur erſt weiter — er ſoll mir ſchon noch mehr zugeſtehen. Weil die Sonne dieſen Baum von allen Seiten beſcheinen und die Luft ihn ganz umwehen kann: ſo haben die Aeſte von unten herauf gleich ſich ungehindert ausbreiten können, welche aber an Bäumen, die im Gedränge anderer ſtehen, entweder in der Rinde ganz zurückbleiben, oder, wenn ſie auch ausbrechen, doch erſticken und abſterben müſſen. Und daraus werden denn ſolche hohe, halsbrechende Bäume, wie ſein Birnbaum hinter der Scheuer einer iſt. Ferner konnten aus eben der Urſache die kleinen Frucht tragenden Schößlinge an den Aeſten dieſes Baumes allenthalben ungehindert ausbrechen und fortſchießen, gedeihen, blühen und Früchte bringen: daher iſt dieſer Baum ſo ſchön wie ein Heuhaufen rund gewachſen; ſeine Aeſte ſind um und um mit Laub bewachſen und tragen ſo voll, daß die Birnen faſt alle Blätter bedecken. An dumpfig und gedrängt zuſammenſtehenden Bäumen hingegen werden die zarten Schößlinge und noch zartern Knospen entweder ganz erſtickt oder doch

wenig-

wenigſtens durch Mangel an Wärme und Luft an ihrem Gedeihen und ihrer Fruchtbarkeit gehindert.

W. Da ſcheint er mir wieder Recht zu haben. Schon mehrere Jahre nacheinander, ſo lange ich meines ſeligen Vaters Garten beſitze, ſah ich alle Frühjahre auf dem Birnbaume hinter der Scheuer viele Trageknospen, und ſelten brachen ſie alle aus; oder, wenn dieß auch geſchah: ſo fielen die Blumen doch meiſtens wieder ab, ohne Birnen angeſetzt zu haben; der kleinen Birnen blieben alſo nur wenige ſitzen, und auch dieſe fielen zum Theil dann noch ab, wenn ich ſchon hoffte, daß ſie bald reif werden ſollten. Sie waren entweder ſodann von den Würmern durchfreſſen, oder ihre Stiele hatten einen ſchwarzen Fleck, der daran gebrannt zu ſeyn ſchien. So war es auch dieß Jahr.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Auflöſung des vorigen Räthſels.

Der Mann führte erſt die Ziege über, und ließ den Wolf bey dem Blaukohle; dann führte er den Wolf über und nahm die Ziege wieder mit zurück; dann lud er den Blaukohl ein, und ließ ihn bey dem Wolfe; endlich brachte er auch die Ziege herüber.

Das Weib iſt gewiß ein ſehr wichtiger, wo nicht der wichtigſte Theil der menſchlichen Geſellſchaft: in ſeinem Schooſe werden wir gebildet, an

ſei:

voll ſitzen, wann im Dorfe auch oft gar nichts zu holen iſt.

B. Freylich iſt's nicht ſchwer, die Urſache davon einzuſehen. — Des Herrn Amtmanns Gärtner ſagte mir damals noch einen Grund, warum einzeln ſtehende Obſtbäume gewöhnlich Früchte bringen, wann die dicht zuſammen ſtehenden auch nichts tragen.

W. Und der iſt? — ich mag's nun ſchon leiden, was der Gärtner geſagt hat.

B. Der iſt folgender: Im Frühjahre, ſagte er, wann die Bäume ſchon die Tragknospen zeigen, und dann, wann ſie auch ſchon weit heraus ſind, und dann noch harte Nachtfröſte kommen: ſo kann ſowohl die warme Tagesluft, als auch der Sonnenſchein, welcher nach einer Froſtnacht nicht ausbleibt, an den weitläuftig ſtehenden Bäumen die erſtarrten Tragknospen leichter und geſchwinder wieder aufthauen und beleben, folglich den Froſtſtoß unſchädlicher machen, als an Bäumen, zu welchen weder Luft noch Sonne kommen kann.

W. Auch das läßt ſich hören! — Faſt habe ich nun ſchon Luſt, den Gärtner deßhalb zu vertheidigen, daß er in des Amtmanns Garten die Bäume nur ſo einzeln hat ſtehen laſſen.

B. Das dächt' ich, wäre auch Recht. Laſſe er mich nur erſt noch weiter erzählen, was der Gärt-

Gärtner für das Einzelnſtehen der Obſtbäume und wider das Dichtzuſammenſtehen derſelben anführte: ſo wird er den Mann gegen Andere gewiß in ſeinen Schutz nehmen. — Nahe zuſammen ſtehende Obſtbäume, ſagte der verſtändige Mann, ſind allemal ſtark mit Moos bewachſen. Moos iſt aber eine Schmarotzerpflanze, die den Bäumen, an welchen es wächſt, den beſten Saft wegſaugt, der in die Aeſte, Blätter, Blüthen und Früchte treiben ſollte. Daher wird man auch finden, daß alle mit Moos bewachſene Bäume niemals friſch ausſehen, jährlich viele trockene Aeſte bekommen, weniger kleine und unſchmackhafte Früchte bekommen.

W. Apropos! dabey fällt mir wieder ein, was mir der Herr Pfarrer antwortete, als ich ihn um die Urſache fragte, warum er im verfloſſenen Frühjahre — ich denke, es war am Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils — von allen ſeinen Obſtbäumen das Moos rein abkratzen und mit einem ſtumpfen Beſen abreiben ließ.

B. Nicht wahr, er antwortete ihm, was mir des Herrn Amtmanns Gärtner geſagt hat — das Moos nehme den Bäumen den beſten Saft weg, und deßwegen müſſe es abgekratzt werden.

Digitized by Google

W. Das war Eins; aber er ſetzte noch eine zweyte Urſache zu, die ich aber nicht ſogleich wieder vorzubringen weiß.

B. Ich kann ſie mir ſchon denken, Herr Gevatter! Es wird wohl dieſelbige ſeyn, die mir des Herrn Amtmanns Gärtner auch anführte. Das Pünktchen iſt aber allerdings noch ſehr wichtig, ſoll ich ihm helfen?

W. O thue er's doch! Er weiß das alles ſo gut zu ſagen und auseinanderzuſetzen, daß ich ihn gerne das Wort führen laſſe.

B. Das mag wohl davon kommen, Herr Gevatter, weil ich mit verſtändigen Menſchen oft zuſammentreffe, und alſo Gelegenheit habe, von dieſen viel Nützliches zu lernen. Geb' er nun Achtung, ob ich ſeine Gedanken errathen habe. Nicht wahr, der Herr Pfarrer ſagte ihm, daß unter dem Mooſe viele kleine Inſekten wohnen, welche die Knospen anfreſſen, und dadurch nicht ſelten die ſchönſten Obſtbäume gänzlich verderben?

W. Ganz recht, das ſagte er, und nannte mir unter dieſen kleinen Thierchen vornehmlich den Blattwickler oder den Spaniol als die ſchädlichſten.

B. Das ſind auch gerade die Erzfeinde der Obſtbäume.

W. Wenn

W. Wenn es nun wahr iſt, daß die ſchädlichen kleinen Thierchen ſich in und unter dem Mooſe aufhalten: ſo iſt es ja allerdings recht gut, wenn man die Obſtbäume davon reiniget.

B. Allerdings iſt das ſehr gut; aber noch beſſer iſt's doch, wenn gar kein Moos daran kommt, und dieß vermeidet man leicht, und ſicher, wenn man die Obſtbäume ſo weit von einander pflanzt, daß keiner von ſeinem Nachbar beſchattet wird. Seh' er nur da den Birnbaum; nirgends wird er daran das grüne Moos entdecken, mit welchem in ſeinem Obſtgarten alle Bäume, wie mit einem Pelz bekleidet ſind.

W. Das iſt wahr — aber weiſſes Moos ſitzt doch hin und wieder daran.

B. Fürs erſte iſt das, wie er ſieht, ſehr wenig; und fürs andere ſchadet dieß beynahe gar nicht, weil es nicht ſo feucht iſt, und keine ſolche feſten Filze macht, als das grüne, welches, wie der Gärtner mir ſagte, außer den ſchon angeführten auch noch den Nachtheil hat, daß die Ausdünſtung der Bäume, die dieſen eben ſo nöthig und wichtig, als den Menſchen, dadurch gehemmet wird. — Beyläufig, Herr Gevatter, will ich ihm hierbey ſagen, daß das Baden, oder doch das Waſchen über den ganzen Leib zur Beförderung der freyen Ausdünſtung die wirkſamſten Mit-

tel ſind. — Doch davon zu einer andern Zeit! Jetzt weiter in der Hauptſache, mit der wir noch nicht ganz fertig ſind. Daß einzeln ſtehende Obſtbäume nicht ſo hoch treiben, als dicht zuſammenſtehende, iſt uns begreiflich geworden — der Augenſchein lehrt's — eben ſo leicht iſt's nun aber auch zu begreifen, daß die Sturmwinde an niedrigen Bäumen geringere Macht haben, als an hohen. Es iſt eine bekannte Sache, daß der Wind an hohen Gegenſtände viel heftiger wüthet, als an niedrigen. Auf einem Berge iſt Wind, wann in der Ebene nur ein Lüftchen wehet; die Kirchthurmbewohner klagen über Sturm, wann man in den Häuſern nur Wind verſpürt; der Wipfel eines Baumes wird ſtärker geſchleudert, als die untern Aeſte deſſelben: der hohe und dünne Obſtbaum wird alſo vom Winde auch ſtärker getroffen und geſchleudert, als der ſtämmige niedrige; und was noch dazu kömmt: die Aeſte an dicht zuſammenſtehenden Obſtbäumen, werden gegen einander getrieben, dadurch um ſo heftiger erſchüttert und oft auch zerſchmettert, dahingegen die Aeſte an einem ganz frey ſtehenden Baume, wann ſie vom Winde gewehet werden, ſich alle nach einer Seite hin gleichſam jagen, aber nie erreichen. Was iſt alſo leichter zu begreifen, als daß das Obſt von frey ſtehenden Obſtbäumen

bey

bey weitem nicht ſo ſehr abgeworfen werden könne, als von ſolchen, die, weil ſie nahe zuſammen ſtehen, einander ſtoßen, reiben, erſchüttern und zerſchmettern, und überdieß wegen ihrer Höhe dem Winde zu ſehr ausgeſetzt ſind.

W. Abermals handgreiflich, Herr Gevatter!

B. Eben ſo auch das, was ich aus dem Munde des Gärtners noch beyfügen will, wie nämlich das Einzelnſtehen der Obſtbäume in einem Garten, dem Beſitzer deſſelben, auch noch von einer andern Seite betrachtet, von großem Nutzen iſt.

W. Es mag wohl ſeyn; aber ich weiß doch nicht, was er meynt.

B. Ich meyne auch in Abſicht des Gewinnes am Graſe! — Ein Obſtgarten iſt, wie er weiß, gemeiniglich auch ein Grasgarten, und ſollte es eigentlich immer ſeyn: denn, wie der verſtändige Gärtner mir ſagte: ſo verderben die Bäume in den Küchengärten deßwegen viel leichter, weil die Wurzeln derſelben oft losgegraben und beſchädigt werden; und die Küchengewächſe unter den Bäumen ſind ja bekanntlich auch immer nur halb ſo gut, als die, welche im Freyen, von der Sonne beſchienen, gezogen werden. — Um aber auf den Gewinn am Graſe wieder zurück zu kommen: ſo iſt nichts natürlicher, als dieß. —

Auf

Auf einer ſeiner Wieſen Herr Gevatter, die nicht größer, als ſein Garten ſeyn darf, gewinnt er vielleicht noch einmal ſo viel Heu, als in ſeinem Garten. Woher dieſer Unterſchied? —

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Zu Ende dieſes Jahres erſcheint in Gotha, bey Perthes: **Unterhaltendes Hiſtorienbuch für Bürger- und Bauersleute.** Bis zu Ende des Novembers wird 6 gl. Pränumeration darauf angenommen.

Herr D. Hahnemann, der ſich ſchon durch verſchiedene gute Schriften rühmlich bekannt gemacht hat, ſchreibt itzo ein ſehr nützliches Buch, welches, unter dem Titel: **Freund der Geſundheit** bey Wilhelm Fleiſcher zu Frankfurt am Mayn, heftweiſe heraus kommt. Es ſind darinne lauter gute Vorſchläge enthalten, wie man ſich vor Krankheiten verwahren kann. Vorzüglich gut iſt der Aufſatz über den Biß der tollen Hunde gerathen. Es wird darinne ein ſehr leichtes Mittel angegeben, wie ſich ein jeder helfen kann, der das Unglück hat, von einem tollen Hunde gebiſſen zu werden.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und vierzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung des vorigen Geſprächs.

Bote. Wirth.

W. Wir ſprechen: die Bäume laſſen das Gras nicht aufkommen.

B. Ganz recht — die Bäume unterdrücken es; hindern ſein Wachsthum. Ueberdieß wird aber auch wohl das Gras in ſeinem Garten bey weitem ſo gut nicht ſeyn, als das auf der Wieſe.

W. O, das iſt ein gar himmelbreiter Unterſchied! Auf meiner Wieſe wächſt, wenn ich ſie gehörig dünge und wäſſere, faſt lauter Klee und andere ſchöne Kräuter, die dem Viehe, hauptſächlich den Kühen und Schafen, wie Zucker ſchmecken; in meinem Garten aber, wo ich dasſelbige und noch mehr thue, wächſt nichts, als lange Halmen, Kälberkropf und andere Stinkkräuter, welche die Schafe gar nicht freſſen, und die Kühe auch zur Hälfte liegen laſſen. Meinen

Kuhſtall kann ich, wenn ich aus dem Garten das Gras füttere, mit den Ueberbleibſeln davon völlig ausſtreuen.

S. Eben ſolch Zeug erntete ich auch in meinem Garten, bis ich der Bäume darinne weniger machte, und ſehe es allenthalben wachſen, wo die Bäume dicht ſtehen, oder wo es ſonſt ſchattig und dumpfig iſt.

W. Aus dieſem allen könnte man ja wohl den Schluß machen, daß es gut ſey, wenn man, bey Anlegung eines Obſtgartens, die Bäume ein wenig einzeln pflanzt, und in Gärten, wo ſie dicht zuſammen ſtehen, einige zwiſchen heraus nimmt.

B. Wenn er geſagt hätte: ſehr einzeln pflanzt, und viele zwiſchen heraus wegnimmt: ſo wäre ich mit ſeinem Schluſſe vollkommen zufrieden geweſen. — Der Gärtner ſagte mir: am beſten gedeihen die Obſtbäume, am beſten, geſündeſten und ſchmackhafteſten wird das Obſt, wenn ſie ins Gevierte ſo weit auseinander ſtehen, daß ein Baum den andern mit ſeinem Schatten kaum erreichen kann, alſo 30 bis 40 Fuß: denn weiter reicht ihr Schatten nicht, wenn ſie einzeln ſtehen, weil ſie ſich alsdann mehr ausbreiten als in die Höhe wachſen.

W. Das iſt freylich ſehr weit! In meinem Garten ſtehen wohl 8 bis 10 Bäume auf einem

ſol-

Digitized by Google

ſolchen Platze, auf welchem, nach ſeiner Behauptung, nur 4 ſtehen dürfen. Indeſſen will ich ihm doch Recht geben, daß es gut ſey, weil es des Herrn Amtanns Gärtner geſagt hat, den ich nun für einen vernünftigen Mann halte. Aber nicht wahr, Herr Gevatter, nun hat es auch ſeinen ganzen Beyfall, daß die Raine hier im Felde, zwiſchen den Aeckern hin und wieder, mit Obſtbäumen beſetzt ſind?

B. Er iſts ja ſchon gewohnt, Herr Gevatter, daß ich, ohne alle Einſchränkung, nur ſelten ſeiner Meynung bin; ich will alſo auch hiervon noch reden.

Ueber den Nachtheil der Obſtbäume im Felde zwiſchen den Aeckern.

W. Ich kann nichts auffinden, was er gegen den Vortheil der Bäume im Felde wird einwenden können, um ſo weniger, da er für das Einzelnſtehen der Obſtbäume ſo ſehr eingenommen iſt, und mir auch wirklich den Vortheil davon einleuchtend gemacht hat. Neugierig bin ich, was er doch gegen die Anpflanzung der Obſtbäume wird vorbringen wollen. Er iſt ein Freund von allem, was ſchön iſt — die Bäume zieren das Feld, machen es gleichſam zu einem großen Garten, in welchem der liebe Gott ſeinen Segen auf eine doppelte Weiſe, in dem Getraide

und in den Baumfrüchten, darbietet. So denke ich mir das Paradies, oder die ſchöne Gegend in Aſien, in welcher nach der Erzählung Moſis, das erſte Paar Menſchen gelebt haben ſoll. — — Die Bäume ſtehen ja, wie er's haben will, einzeln genug; haben Sonne und Luft von allen Seiten; tragen viele ſchöne und ſchmackhafte Früchte — das alles muß er doch eingeſtehen; und nun, meyne ich, wird er ſich ſelbſt widerſprechen müſſen, wenn er die herrlichen Obſtbäume aus dem Felde verbannnt wiſſen will. Es kann gewiß ſein Ernſt nicht ſeyn, dagegen etwas einwenden zu wollen.

B. Er hat eine Predigt gehalten, die man könnte drucken laſſen. Seine Vorſtellung vom Paradieſe hat meinen ganzen Beyfall — ich habe ſie mir ſelbſt immer eben ſo gemacht, nur mit dem Unterſchiede, daß ich glaube, im Paradieſe müſſen doch wohl andere Obſtbäume geſtanden haben, und andere Getraide-Arten gewachſen ſeyn, als hier, weil es dort ſehr viel heißer iſt, als hier in den heißeſten Sommertagen; gar nicht Winter wird, und äußerſt ſelten nur, ich glaube gar, im ganzen Jahre nur einmal, dann aber auch einige Wochen nach einander, regnet. Die dortigen Gewächſe müſſen alſo wohl ganz andere ſeyn, als die hieſigen, die in ſolcher Hitze verbrennen und

bey

bey einem ſo langen Ausbleiben des Regens vertrocknen würden. — Jede Sache — das habe ich ihm ſchon öfterer geſagt, Herr Gevatter — kann und muß von mehrern Seiten betrachtet werden. Eine und eben dieſelbe Sache iſt von vielen Seiten betrachtet, Beyfalls würdig; von der andern aber verdient ſie Tadel. So iſt es auch mit der Baumzucht zwiſchen den Aeckern. Es kömmt nun darauf an die Gründe für und wider dieſelbe gegen einander abzuwägen, um aufs Reine zu bringen, ob der Gewinn davon den Nachtheil übertreffe, oder ob umgekehrt daraus mehr Schade als Vortheil erwachſe. Wenn es ihm nicht zuwider iſt: ſo will ich mir auf einige Fragen ſeine Antwort ausbitten. Er ſoll dabey das Vergnügen haben, immer ſelbſt zu finden, was wir als wahr annehmen dürfen, ohne durch Wortkram irre geführt worden zu ſeyn.

W. Sein Examen, Herr Gevatter, laſſe ich mir gerne gefallen, weil er ſeine Fragen immer ſo einrichtet, daß man ohne bloß Ja, oder Nein zu ſagen, die rechte Antwort drauf geben kann. Unſer Herr Pfarrer verſteht dieſe Kunſt aus dem Fundamente. Ich pflege deßwegen auch keine Kinderlehre zu verſäumen, die er Statt der Nachmittagspredigten eingeführt hat.

 B. Das

V. Das iſt ſehr vernünftig! Wenn die Kinder vom Kirchengehen Nutzen haben ſollen: ſo muß der Prediger oder Schulmeiſter, wenn dieſer den Gottesdienſt verwaltet, ſich mit ihnen abgeben; ſich mit ihnen über nützliche Dinge unterhalten, die ſie verſtehen und wovon ſie ſchon Gebrauch machen können. — Auf eine Predigt immer aufmerkſam zu bleiben, das wird unſer einem ſchon ſchwer, weil das Predigen in einem fortgeht, und man zum Nachdenken über das, was geſagt wird, keine Zeit behält: wie viel ſchwerer muß dieß nun einem Kinde werden, das mit ſeinen Gedanken noch weniger geſchwind fortkommen kann. Unſer Prediger hat auch die löbliche Gewohnheit eingeführt, daß er oder unſer lieber Herr Schulmeiſter in dem nachmittägigen Gottesdienſte, den wir auch Kinderlehre nennen, zu Anfange erſt mit den Kindern die Predigt wiederholt, die am Vormittage iſt gehalten worden, aber nicht etwa ſo, daß er ſie ihnen nochmal wörtlich wieder vorpredigt, ſondern ſo, daß er die Kinder durch ſeine Fragen auf die Hauptſachen der Predigt, die ſie ſich am Vormittage mit wenigen Worten gleich niedergeſchrieben haben, wieder hinleitet, und dieſe ſodann in einer vertraulichen Unterredung mit den Kindern, wieder durchgeht, nach ihrem Verſtande faßlich macht und

fleißig

fleißig mit Beyſpielen erläutert, welche ſie verſtehen können, wobey ſie ihm denn auch nach Gefallen, verſteht ſich mit der gebührenden Beſcheidenheit, Einwendung machen, und ſich nähere Belehrung ausbitten dürfen. — Nun zur Sache! Sage er mir doch, woher kömmts denn, daß das Getraide hier um den Baum her ſo klein, ſo elend iſt, der Haſer hier ſo dürftige Riſpen, und die Bohnen da auf der andern ſo jämmerliche und leere Schoten haben?

W. Je! von dem Birnbaume!

B. Ganz Recht, aber wie? —

W. Je! von ſeinem Schattten!

B. Iſt etwas, aber noch nicht alles, und im Grunde nur das Wenigſte geſagt. — Woher zieht der Baum ſeine Nahrung, und wodurch zieht er ſie an ſich?

W. Er examinirt mich doch auch, als wenn er ein Kind vor ſich hätte — aus der Erde und durch die Wurzeln.

B. Niemand kann zween Herren gleich gut dienen. So gehts hier auch der Mutter Erde. Nicht wahr, die Wurzeln des Baumes liegen hier weit umher? — Man nimmt gewöhnlich an, daß ein Baum ſich in der Erde eben ſo weit aus einander breite als über der Erde, aber nicht ſo tief; und das mag denn auch wohl wahr ſeyn. —

Wo

Digitized by Google

Wo nun die Wurzeln des Baumes, die ſtärker einſaugen, als die zarten Wurzeln des Getraides, dieſem die Fettigkeit rauben, kann es da Nahrung genug finden, gedeihen? —

W. Das iſt kinderleicht — Nein!

Folgende Bücher verdienen empfohlen zu werden:

1. Kleines Buch für Kinder zur Erleichterung des Leſenlehrens, mit und ohne A B C und Buchſtabiren. In Bayreuth bey Joh. Andr. Lübecks ſel. Erben.

2. Gedanken über den Einfluß der Muſik auf die Bildung eines Volks, von J. A. P. Schulz, königl. Capellmeiſter. Kopenhagen bey C. G. Proſt.

3. Eulogius Schneiders Leben und Schickſale im Vaterlande. Frankfurt am Main bey Wilhelm Fleiſcher.

Zur chriſtlichen Hauspoſtille haben ſich im Monat September folgende Perſonen gemeldet:

Herr Sauerteig in Gotha	2 Ex.
— Inſp. Zerrenner in Derenburg	1 —
— Joh. Fr. Jordan in Königshof	3 —
— Pr. Stolterfoht in Lübeck	4 —
— Spangenberg in Rüxleben	3 —
— Voigt in Gera	1 —
— Cand. Mehnert in Leipzig	6 —
— Ein Ungenannter	1 —
— Oberpf. Schindler in Reichenbach	1 —
— Pf. Brotbeck in Archhofen	6 —
— Schull. Müller in Altengottern	1 —
Summa	29 —

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und vierzigſtes Stück.

1 7 9 2.

Fortſetzung des vorigen Geſprächs.

Bote. Wirth.

B. Ferner: Die Birnen, welche im Getraide umherliegen — ſollen ſie nicht aufgeleſen werden?

W. J, das verſteht ſich von ſelbſt! für wen ſollten ſie liegen bleiben — für die Wespen etwa, Ameiſen und Schweine? —

B. Das dächt' ich auch nicht. Und wenn ſie aufgeleſen werden ſollen: ſo muß man doch das Getraide zertreten. Mir kommt es vor, als wenn die Knaben hier ſchon oft Birnen geſucht hätten.

W. Er hat Recht, Herr Gevatter.

B. Bekömmt denn der Mann, dem die Bohnen da auf der andern Seite des Rains gehören, auch ein Theil von dieſen Birnen?

W. Nein! alle Bäume auf dieſem Raine gehören mir; und ich ernte ſie allein ab, außer,

Digitized by Google

was mir davon geſtohlen wird. Meinem Nachbar gehören aber alle Bäume auf dem Raine an jener Seite ſeines Landes; und davon erntet auch er alles alleine, außer was für die Diebeshälſe abgeht — und ſo iſts durchs ganze Feld hin.

B. Aber was ſagt denn ſein Nachbar dazu, wenn ein beträchtlicher Theil ſeiner Bohnen dieſes Birnbaumes wegen ſchlecht gerathen iſt, und obendrein noch nachher verwüſtet wird? —

W. Das muß er ſich ſo gut gefallen laſſen, als ſein Nachbar daſſelbige von ſeinen Bäumen zulaſſen muß.

B. Läßt er ſich's denn aber auch ſo gutwillig gefallen?

W. Ach ja, der iſt ein gar friedfertiger Mann, und erhebt mit Niemanden Zänkereyen.

B. Sind denn aber alle andern auch wie dieſer — alle ſo ruhig, nachgiebig und friedliebend?

W. Wollte Gott, ſie wären's; aber ſie ſinds nicht. Manche betragen ſich wie die Kettenhunde gegen einander. — Es iſt gar nichts ſeltenes, daß ſie ſich unter den Birnbäumen auf die niederträchtigſte Weiſe ausſchimpfen und dann bey den Haaren herumzauſen.

B. Und die Obrigkeit zieht ſodann das Beſte, die Strafe davon — nicht ſo? —

W. Wie

W. Wie billig! Solcher Unfug muß hart beſtraft werden — was ſollte ſonſt am Ende da heraus kommen? — Es gäbe Mord und Todtſchlag.

B. Die Obſtbäume ſind doch wohl die Urſache davon? Aber noch weiter: Gelegenheit macht Diebe, pflegt man zu ſagen.

W. Ja wohl! Gelegenheit macht Diebe — das Sprichwort iſt hier bey den Obſtbäumen im Felde vollkommen paſſend angebracht. Sagte ich's ihm doch vorhin ſchon, daß die Diebeshälſe ihren Zehnten davon zu ziehen wiſſen. Da lebt hier mancher Taugenichts im Dorfe, der weder Garten noch Baum hat, und gleichwohl Obſteſſig und getrocknete Birn- und Apfelſchnitzen in Menge verkauft — alles von geſtohlnem Gute.

B. Und gewiß meiſtens von den Bäumen hier im Felde? Da wird gewiß mancher Sack voll aufs Gerathewohl geholt werden.

W. Ja wohl, ja wohl! bey Nacht und beſonders jetzt beym Mondenſcheine — da geht's recht darauf los.

B. Das kann ich mir leicht denken. Das Obſt iſt, er weiß, warum, ſo viel beſſer, als das im Dorfe; die Gefahr, gefangen zu werden, bey weitem nicht ſo groß — da mags freylich wohl tüchtig darauf losgehen.

 W. Ja

W. Ja wohl, ja wohl! das geht quer Feld ein — haſt du nicht geſehen — da wird das ſchöne Getraide, wie Stoppeln, mit den Füßen getreten, um auf Schleichwegen zum Zwecke zu kommen. — Noch vorgeſtern Nacht iſt ſolch ein ungebetener Gaſt dort hinten von einem Birnbaume herunter gefallen, und hat einen Arm zerbrochen, indem er nämlich dem Eigenthümer des Baumes, der, um die Diebe abzuwehren, des Nachts hinaus ging, entſpringen wollte.

B. Ueber das Unglück! Sieht er wohl, was alles für Unheil von den Bäumen im Felde entſtehen kann! Der Menſch würde wohl kein Krüppel geworden ſeyn, wenn er ſich's nicht hätte können einfallen laſſen, von den Bäumen im Felde Birnen zu holen. — Im Dorfe, wo die Hunde gleich laut werden, wenn ſich was regt, und wo überhaupt das Stehlen mit mehr Schwierigkeit und Gefahren verbunden iſt, würde er's wohl haben beym Wunſche bewenden laſſen müſſen, Birnen zu holen. Nun aber iſt er ein Krüppel auf ſeine ganze Lebenszeit; und ſeine arme Familie muß mit darunter leiden.

W. Freylich wahr, und ſchlimm genug!

B. Ja wohl, ſchlimm genug; aber auch ſchlimm genug, daß man nicht vermeidet, was man doch leicht vermeiden kann. Wenn man die

Obſt-

Digitized by Google

Obſtbäume im Felde ausſterben ließe: ſo wäre ja dem Uebel gleich abgeholfen.

W. Dagegen kann ich nun freylich wieder nichts einwenden.

B. Und, ich hoffe, auch dagegen nicht, was mir erſt eben noch einfällt, indem ich hier ſo viele 100 Halmen ſehe, die alle keinen Hafer mehr an den Rispen haben.

W. Soll ich rathen, Herr Gevatter, was er meynt?

B. Das mag ihm ja wohl nicht ſchwer werden — wir hätten allerdings zuerſt daran denken ſollen.

W. Nicht wahr, er meynt, daß die Bäume auch deßwegen nachtheilig im Felde ſind, weil die Vögel und hauptſächlich die Sperlinge ſich darinne aufhalten, die am Getraide ſo viel Schaden anrichten?

B. Ja, das war mein Gedanke. Die Bäume da im Felde umher ſind ja wahrhaftig privilegirte Herbergen der Vögel, wodurch die ohnehin unverſchämten Sperlinge gleichſam invitirt werden, auch mitten im Felde, wo gerade das beſte Getraide ſteht, recht locker zu leben, da ſie doch ſonſt nur an den Enden, wo das Feld entweder an Wald, oder an Hecken oder an das Dorf grenzt, ihren Aufenthalt haben, und von da

aus ihren Unfug treiben; wobey ſie denn auch mit dem ohnehin ſchlechten Getraide an den Grenzen ſich begnügen laſſen müſſen.

W. Ja, der Schade iſt wahrhaftig nicht geringe, den die verwünſchten Sperlinge uns zufügen. Man ſollte ſie doch aber vertilgen, wie ich gehört habe, daß es in manchen Ländern geſchieht, wo die Einwohner einzeln jährlich eine gewiſſe Anzahl Sperlingsköpfe ans Amt liefern müſſen. Da müßten die böſen Thiere ja bald ausgerottet ſeyn.

B. Das iſt nun wieder zu gut gemeynt und zu viel geſagt: folglich taugt ſein Anſchlag nichts. Nehme er mirs nicht übel, daß ich meine Meynung ſo frey heraus ſage! — Es iſt aber wahr — die Sperlinge ſind ſehr nützliche Vögel, die viel mehr Vortheil ſtiften, als Schaden thun. Aber ſie müſſen nicht ins Feld eingeladen, ſondern in und bey den Dörfern gehegt und gepflegt werden. Doch über dieß Capitel will ich ein ander mal mit ihm ausführlicher ſprechen; jetzt mögte ich mit ihm nun erſt gerne über den Nachtheil der Obſtbäume im Felde zwiſchen den Aeckern aufs Reine kommen. — Ich hätte nun freylich geſagt, was ich für ihre Verbannung zu ſagen weiß; er aber, Herr Gevatter, hat

hat dabey ganz vergeſſen, mir dagegen Einwendung zu machen, und gleichwohl läßt ſich für die Obſtbäume im Felde auch ſehr was Wichtiges ſagen.

W. Ich weiß ihm aber wirklich nichts einzuwenden, Herr Gevatter — es iſt ja, meyne ich, alles unwiderlegbar wahr, was er mir geſagt hat. Das Einzige, was ich erinnern mögte, iſt dieſes; daß die Obſtbäume im Felde für uns, die wir dergleichen haben, doch wirklich von ſehr großem Nutzen ſind, und daß wir dieſen Nutzen, wenn wir ferner keine anziehen wollten, einbüßen würden, oder doch wenigſtens unſer Kinder nach uns.

B. Das iſt ja auch ſehr wichtig, Herr Gevatter, und gerade die Hauptſache — Ich habe bey jedem der angeführten Gründe für die Vertilgung der Obſtbäume aus dem Felde dieſen wichtigſten Einwurf ſchon erwartet. Er iſt ſo wichtig, daß er alles, was ich bisher geſagt habe, ungültig machen würde, wenn ich denſelben nicht völlig entkräften könnte — Ich will ehrlich ſeyn, Herr Gevatter, und erſt allen Vortheil der Obſtbäume zwiſchen den Aeckern mit aufzählen helfen, und alsdann erſt beweiſen, daß ich doch Recht behalten muß. — Nicht wahr, Herr Gevatter, ſo ein völlig ausgewachſener Obſtbaum im freyen Felde muß aus den von mir ſelbſt angeführten Urſachen,

wenn

wenn das Obſt nur einigermaßen geräth, im Durchſchnitte jedes Jahr ſeine 8 Körbe voll Obſt geben, verſteh' er mich aber ja recht — im Durchſchnitte ſag' ich, womit ich anzeigen will, daß er das eine Jahr viel mehr, vielleicht noch ein mal ſo viel, das andere Jahr aber auch wieder weniger geben kann, je nachdem das Obſt geräth. Jeden Korb voll, den er roh verkauft, wird nur zum geringſten Preiſe, zu 6 ggr. gerechnet, macht doch ſeine richtigen 2 Rthlr.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Folgende nützliche Bücher ſind, bis zu Weyhnachten, in der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal zu haben.

1. Der Fauſtiſche Geſundheitskatechismus, 50 Stück 1 Rthlr. 4 gr.

2. Geſchichte des Dörfleins Traubenheim. Zwey Theile mit Kupfern, für 8 gute Groſchen.

Der Fauſtiſche Katechismus koſtet bey uns etwas mehr als in Bückeburg, wegen des Porto, das wir darauf haben zahlen müſſen. Briefe und Geld werden frey eingeſchickt.

Der Bote aus Thüringen.

Vier und vierzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung des vorigen Geſprächs.

Bote. Wirth.

B. Iſt denn aber die weite Raſenebene dort hinter dem Dorfe, wo ich beſtändig Pferde, Gänſe, Schweine, Schafe und Kühe durch einander weiden ſehe, nicht eine Gemeinheit?

W. Ja wohl! und Gott Lob, daß ſie es geblieben iſt! Der jetzige Herr Amtmann wollte es zu Stande bringen, daß ſie unter die Einwohner ſollte vertheilt werden; aber es gelang ihm nicht. Und wie wollte denn auch unſer Vieh leben können, wenn ihm der Einfall gelungen wäre?

B. Gott Lob! ſollte und würde er ſagen, Herr Gevatter, wenn die gute Abſicht des Herrn Amtmanns zu Stande gekommen wäre. — Ich könnte ihm 10 und mehrere Gemeinen nennen, die, auf Anrathen ihrer verſtändigen Obrig-

keiten und Prediger, Gemeinheitsvertheilungen vorgenommen haben, und es ihren Rathgebern jetzt herzlich danken, daß ſie ſolche veranſtalteten, weil ſie von ihrem Eigenthume nun ungleich mehr Nutzen ziehen, da ſie es nach Gefallen mit Getreide, Gartenfrüchten und Futterkräutern bebauen können. Wie wäre es denn nun? könnte die Gemeine ſich nicht vereinigen, den ganzen weiten Platz mit Obſtbäumen einzeln, ſehr einzeln zu bepflanzen, und, wenn dieſe herangewachſen wären, die Feldobſtbäume alle abzuhauen und zu verbrennen? —

W. Warum ſollte das nicht angehen? Aber was würde das Anpflanzen helfen? die Kühe, Schafe und Ziegen würden die Bäume abnagen und losbrechen.

B. Das würden ſie freylich wohl, wenn ſie mit ihren Schnauzen und Rücken daran kommen könnten; aber iſt denn dagegen kein Mittel? Wenn man ſie mit Dornen umbände: dann würden ſie ſich wohl nicht daran vergreifen. Das wäre alſo keine Schwierigkeit mehr; höre er nur weiter, was überdieß noch für ein großer Nutze fürs Vieh daraus erwachſen würde. — In den heißen Sommertagen ſucht alles Vieh gern einen ſchattigen Ort, um Mittagsruhe zu halten, und wenn der Hirte für die Geſundheit ſeiner Heerde be-

Digitized by Google

beſorgt iſt: ſo treibt er ſie auch allemal dahin, wo ſie ſich im Mittage einige Stunden ausruhen, abkühlen und erholen kann. Wenn nun da auf eurer gemeinen Weide eine Anpflanzung von Obſtbäumen gemacht würde: ſo brauchte das Vieh nicht erſt nach dem Walde getrieben zu werden — es könnte da auf der Stelle gleich ausruhen, und wieder anfangen, zu freſſen, wenn es Appetit hätte.

W. Aber Herr Gevatter, es fällt mir eben ein, daß von den Obſtbäumen auf der Weide doch auch würde tüchtig geſtohlen werden, und daß die Schweine fleißig aufleſen würden.

B. Das Erſte könnte leicht verhindert werden — dadurch, daß, nach der Reihe im Dorfe, alle Nächte 2 Mann die Obſtwache hätten. Dieß wäre nur in der kurzen Zeit nöthig, da das Obſt reift und abgenommen wird, und würde alſo vielleicht nur Einmal herumkommen. Das Andere aber mögte geſchehen. Freſſen die Schweine das abgefallene Obſt: ſo iſt es gut angewandt — ſie vertreten doch wenigſtens kein Getraide darum. Eben ſo, dächt' ich, könnten nun auch die gemeinen Wege hin und wieder, wo ſie breit genug ſind, an den Seiten mit Obſtbäumen beſetzt werden.

Ich gehe in manchen Ländern auf den herrlich zurechtgemachten, und möglich gerade ausgeführten Landſtraßen, die man auf franzöſiſch Chauſ-

zées (Schoſſeen) nennt, und freue mich immer, wenn ich an ein ſolches Stück Weges komme, theils, weil man auf dieſem Wege, die von einer dicken Steinlage gemacht, und mit Kies überdeckt ſind, ſo gut fortkommen, theils aber auch, weil man im Sommer unter den Bäumen, die an der Seite heraus ſtehen, nicht nur gröſtentheils im Schatten gehen, ſondern auch ausruhen kann. Das ſind nun freylich meiſtens andere als Obſtbäume, nämlich Linden, Pappeln, Ulmen, Ebereſchen, Vogelbeerbäume, Ahorn, wilde Kaſtanien u. ſ. w. Aber eben ſo gut könnten dieß nun auch Obſtbäume ſeyn, wie denn wirklich in manchen Ländern, wie z. E. im Erfurtiſchen die Landſtraſſen damit bepflanzt ſind; und mit der Vertheilung und Bewachung derſelben könnte es eben ſo gehalten werden, als ich's zur Bewachung der Obſtbäume auf der gemeinen Weide vorgeſchlagen habe. — Am Tage würde nun freylich mancher Wandersmann ein paar abgefallene Birnen, Aepfel und Zwetſchen aufnehmen und ſich daran laben; und ich ſelbſt möchte für meine böſe Luſt nicht gut ſagen, wenn ich ſolche Wege zu paſſiren hätte. Das wäre aber auch aller Schaden, den man von den Reiſenden zu beſorgen hätte. Die Schoſſeeaufſeher, welchen man mit dem Fallobſte ihren Tagelohn in der Obſternte um etwas ver-

beſſern könnte, werden ſchon darauf achten, daß kein Fremder ſichs unterfangen dürfte, das Obſt abzuſchlagen, abzuwerfen oder gar abzuſchütteln.

Sieht er, Herr Gevatter, auf dieſe Weiſe glaube ich, ihm gezeigt zu haben, daß die Obſtbäume im Felde zwiſchen den Aeckern dreiſt abgeſchafft werden können, ohne daß irgend ein Nachtheil davon zu beſorgen wäre; vielmehr iſt's offenbar, daß der Gewinn von den Obſtanpflanzungen an den genannten Oertern noch ungleich größer seyn müßte, als von den Bäumen mitten im Felde.

W. Seine Unterredung über dieß Capitel hat mir ſo wohl gefallen, Herr Gevatter, und ſeine Gründe für die Abſchaffung der Obſtbäume im Felde ſind mir ſo einleuchtend geweſen, daß ich in der nächſten Zuſammenkunft der Gemeine, wo es einem jeden frey ſteht, gemeinſchaftliche Verbeſſerungen vorzuſchlagen, dieſe gewiß vortragen werde.

B. Das thue er doch! Adieu!

Folgende etwa Sechs bis Acht Bogen in 8vo ſtark werdende Druckſchrift:

Religiöſer Entſchluß zur möglichſt vorſichtigen Behandlung unſerer Leichen — von der Gemeine der freyen Bergſtadt Clausthal gefaßt, und durch eine feyerliche Kirchen

Digitized by Google

Andacht am 14ten Sonnt. nach Trin. 1792 geheiligt; — nebſt den dazu gehörigen Beylagen und hiſtoriſchen Nachrichten, beſonders in Hinſicht auf die zu hoffende vollkommenſte Sicherheit vor der Gefahr des Lebendigbegrabens, durch die von eben dieſer Gemeine freywillig beſchloſſene zweckmäßige Vorrichtung eines Leichenhauſes. Clausthal, gedruckt bey J. C. Wendeborn; auf Koſten des Verfaſſers. wird, ſo bald als möglich, im öffentlichen Buchhandel erſcheinen.

Die Haupttheile des Ganzen ſind:

1) Die der Gemeine bekannt gemachte Anzeige der vorhabenden auſſerordentlichen Andacht.

2) Die vollſtändige gehaltene Kirchen-Andacht ſelbſt, vom Anfange bis zum Ende;

3) Nähere Nachricht von der mit bedachtſamer Vorſicht eingeleiteten Vorbereitung, den vorhabenden Verſuch ungehindert auszuführen.

4) Geſchichte des nächſten Erfolges jener Andacht. Die entſtandene faſt allgemeine Gährung. Der Streit des **Für** und **Wider**. Mißverſtändniſſe; bedenklich werdende Zweifel; Prophezeihungen. Schneller Sieg einer wohlthätigen Senſation in der Hauptſache. — Alles dieß drängte ſich jedoch nur in den kleinen Zeitraum von ein paar Wochen. Aber dem Pſychologen gewähret es reichhaltigen Stoff zu wichtigen Betrachtungen.

5) Allmählige Beruhigung und Vereinigung der Gemüther, Parallel mit dem langſamen bedächtlichen Gange, zu welchem ſich der Predi-

ger

ger öffentlich verpflichtet hatte: mit jeder einzelnen zu dieſer Gemeine gehörigen Familie die Sache mündlich zu überlegen, und jedes einzelne Mitglied im ungekränkten Genuſſe ſeiner Freyheiten und Rechte zu ſichern. — Hier alſo das Reſultat von allen den Bemerkungen, die bey einem häuslichen Beſuche, der nach und nach gegen 3000 Familien umfaßte, geſammelt wurden.

6) Summariſcher Ueberblick der vornehmſten noch vorhandenen Schwierigkeiten. Nähere Beleuchtung derſelben. Vorſchläge.

7) Gegenwärtige Ausſicht in die Zukunft: Ob und Wie die vollkommenſte Sicherheit vor der Gefahr des Lebendigbegrabens in der Clausthaliſchen Gemeine zu Stande kommen werde? —

8) Ein von dem hieſigen verdienſtvollen Arzte revidirter und gebilligter vollſtändiger Unterricht: Wie jede Leiche auf dem Sterbebette und im Sarge behandelt werden muß, bis zu dem Zeitpunkte, da ſie ins Grab eingeſenket werden darf.

Der Verfaſſer der oben angekündigten Schrift läßt ſie auf ſeine Koſten drucken. Weit entfernt, ſeinen Privatvortheil dabey zu ſuchen, will er vielmehr, durch den etwa gewonnenen Ueberſchuß, gern und mit Freuden der hieſigen Leichenhaus-Caſſe noch mehr Zuwachs und veſtere Dauer für die Zukunft verſchaffen. Daher beſtimmt er den billigen Ladenpreis zu 8 Ggr. Sächſiſch, oder 36 Kr. Rheiniſch. Aber den Pränumeranten, die ſich noch vor

dem

dem Ablaufe des Novembers d. J. melden, bietet er das Exemplar für 6 Ggr. Sächſiſch, oder 37 Kr. Rheiniſch an. Für die Liebhaber, die ihre Exemplare auf gutem Schreibpapier verlangen, werden, gegen 2 Ggr. Zulage ſo viel Abdrücke beſorgt, als in den nächſten 4 Wochen ausdrücklich beſtellt werden.

Jeder Collecteur erhält das 11te Exemplar frey. Die von den Buchhandlungen verlangte größere Abnahme genießt den gewöhnlichen Rabatt. Beſtellungen nehmen in poſtfreyen Briefen an: Die Helwingſche Hof-Buchhandlung in Hannover, die Deutſche Zeitungs-Expedition in Gotha, und der Paſtor Köppel in Clausthal auf dem Harze.

Clausthal den 28ſten September 1792.

Von der chriſtlichen Hauspoſtille iſt nun der 2te Theil fertig geworden, und wird ausgegeben. Da es nicht möglich iſt, alle Exemplare zugleich abzuſchicken: ſo wird die Verſendung wohl erſt in 14 Tagen geendigt werden. Wer den dritten zu beſitzen wünſcht, der wird erſucht, die Vorausbezahlung mit ſechs guten Groſchen einzuſchicken. Wer achtzehn gute Groſchen bezahlt, erhält alle drey Theile, da ſie hingegen im Laden einen Thaler koſten werden.

Es iſt auch bey uns des jüngern Denkers Hauskalender für einen Groſchen zu haben. Für die Bewohner des Herzogthums Gotha aber koſtet er, wegen der Stempelgebühren, 1 gr. 6 pf.

Die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und vierzigſtes Stück.

1792.

Bote. Wirth.

B. Guten Morgen, Herr Gevatter!

W. Je guten Morgen! Iſt er es denn, oder iſt es ſein Geiſt? Ich dachte, meiner Treue! die Franzoſen hätten ihn mitgenommen.

B. Nein, ſo nahe bin ich ihnen nicht gekommen. Ich habe bisher immer etwas viel zu thun gehabt, deßwegen hat mein Bruder die Briefe umher tragen müſſen.

W. Ja, der hat mir ein Langes und ein Breites erzählt, wie man die Obſtbäume pflanzen müſſe. Ich habe die Sache hin und her überlegt, und finde, daß er Recht hat. Künftig werde ich mich darnach richten, und viele Nachbaren im Dorfe werden das nämliche thun.

Wie ſteht es denn aber ſonſt? Erzählt er mir nicht bald wieder etwas vom Herrn Conſtant?

B. Ja, es wäre wohl hohe Zeit, daß ich die Erzählung fortſetzte, wenn ich anders, wie ich mir vorgenommen habe, ſie dieſes Jahr zu Ende bringen will.

Da ich das leztemal von ihm erzählte, gieng er mit ſeinem Freund Stone ſpatzieren. Nun will ich ihn weiter reden laſſen.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Da wir an das Ufer eines groſſen Stroms kamen: ſetzten wir uns daſelbſt, und ſahen einigen kleinen Schiffen nach, welche auf demſelben geſegelt kamen, und, wie mir Stone verſicherte, mit Häuten beladen waren, die ſie von den Wilden erhandelt hatten. Wir ſprachen darüber verſchiedenes, hernach ſahe mir Stone in die Augen, ſo ſtarr, daß ich ſie niederſchlagen mußte. Conſtant! Conſtant! ſagte er, und faßte meine Hand, du biſt unruhig, dir fehlt etwas.

Freylich, ſagte ich traurig, fehlt mir etwas. Ich möchte ſo gern bey euch bleiben, und gleichwohl ſehe ich doch keine Gelegenheit, mich zu verheyrathen. Darüber bin ich nun betrübt, weil ich nicht weiß, was ich thun, oder laſſen, ob ich unverheyrathet bey euch leben, oder in mein Vaterland zurückkehren ſoll.

Deß-

Deßwegen, ſagte Stone, biſt du betrübt? das ſollteſt du nicht thun. Ich will dir doch ſagen, wie wir uns in dergleichen Fällen zu verhalten pflegen. Wir ſind der Meynung, daß wir, wenn wir nicht wiſſen, was wir thun ſollen, immer den Willen Gottes erfahren können.

J. Wie ſo? looſt ihr denn etwa?

St. Warum denn nicht gar. Wir denken nach, welches für uns das Beſte ſey, und wenn auf beyden Seiten gleiche Vortheile zu ſeyn ſcheinen: ſo laſſen wir einige Zeit verſtreichen, ehe wir uns zu etwas entſchließen, und merken hernach auf, ob nicht Umſtände eintreten, die uns zu einem gewiſſen Entſchluſſe bringen. Treten dieſe ein: ſo ſehen wir es als einen Wink Gottes an, und befolgen ihn mit Freuden. Haſt du mich recht verſtanden?

J. Nicht ganz.

St. So will ich dirs durch ein Exempel deutlich machen. Du weißt itzo z. E. nicht, ob du bey uns bleiben, oder nach Hauſe reiſen ſollſt. Was mußt du thun?

J. Nachdenken.

St. Recht! überlegen mußt du, ob es für dich beſſer ſey, wenn du bleibſt, oder wenn du abreiſeſt.

J. Dazu, ich muß es dir geſtehen, reichen meine Einſichten nicht hin. Ich kann ja nicht in die Zukunft ſehen.

St. Ich glaube es wohl, nun da looſe nur nicht, ſchlag auch deßwegen keinen Vers in der Bibel, oder im Geſangbuche auf, ſondern gieb auf die Umſtände Achtung. Fände ſich eine Gelegenheit eine Perſon zu heyrathen, die ſich für dich ſchickt, ſo betrachte dieß als einen Wink, bey uns zu bleiben; wäre aber dieß nicht, zeigte ſich vielmehr eine Gelegenheit, in dein Vaterland zurück zu kehren: ſo betrachte es als einen Ruf, unſer Land zu verlaſſen. Bis dahin kannſt du ganz ruhig ſeyn.

Dieſer freundſchaftliche Rath that mir herzlich wohl, es war, wie wenn es auf einmal heller in meinem Kopfe würde, und mein Herz würde ruhiger.

Wozu ich mich aber eigentlich entſchließen ſollte, wußte ich immer noch nicht. Endlich wurde ich aus meiner Ungewißheit geriſſen.

Da ich einmal eine merkwürdige Predigt, von den weiſen Führungen Gottes gehöret hatte, und ſehr gerührt nach Hauſe gieng, hörte ich jemanden mit ſtarken Schritten hinter mich her kommen. Ich drehete mich um und —

wie

wie freuete ich mich — Herr von Aſſof ſtund vor mir.

Das gehöret doch, ſagte er zu mir, auch zu den weiſen Führungen Gottes, daß ich hier meinen Conſtant wieder finde.

Er nahm mich bey der Hand, und ich mußte mit ihm ſpeiſen. Nach Tiſche gieng ich mit ihm ſpatzieren., und führete ihn auf die Plätze, wo es mir immer am beſten gefallen hatte.

Wird er hier bleiben? fragte er mich. Da entdeckte ich ihm mein ganzes Herz. Als ich ausgeredet hatte: fragte er mich, hat er ſein Mädchen in Erfurt ganz vergeſſen?

Das habe ich, antwortete ich, nicht vergeſſen. Zwiſchen hier und Erfurt iſt aber viel Waſſer. Ich weiß nicht, ob mich mein Mädchen noch lieb hat; hier gefällt es mir, ich weiß aber nicht, ob es mir eben ſo wohl in Deutſchland gefallen wird?

B. A. Er will aber heyrathen — hier findet er kein Mädchen — in Deutſchland weiß er eines, und, wenn ihn dieſes nicht mehr lieb hätte: ſo kann er unter vielen andern wählen — ich reiſe in 14 Tagen nach Deutſchland zurück, und bin bereit, ihn mit mir zu nehmen.

J. Wenn ich dieß alles zuſammen nehme: ſo kann ich freylich nicht anders, als es für einen

Wink Gottes halten, der mich in mein Vaterland zurück ruft.

V. A. Ohngefähr in 14 Tagen reiſe ich von hier ab; will er mit mir?

J. Hier iſt meine Hand, ich folge Ihnen.

Herr von Aſſof wurde von den Amerikanern ſehr geliebt und gelobt. Da er nun verſprach, daß er von dem, was er ſehen und hören würde, nichts weiter ſagen wollte: ſo zeigten ihm die guten Amerikaner alles.

Nach einigen Tagen war ein Synodus und wir erhielten beyde die Erlaubniß, ihm beyzuwohnen. Ich will doch davon etwas erzählen, was ich zu erzählen, Erlaubniß habe.

Nachdem verſchiedene Vorſchläge, wie man dieſes und jenes beſſer einrichten könne, waren gezeigt worden: ſo wurde angezeigt, daß verſchiedene Fremde da wären, welche bäten, daß ſie als Mitglieder der Colonie aufgenommen werden möchten.

Sind ſie geprüft? fragte der Präſident. Noch nicht, antwortete man ihm, ſie ſind erſt geſtern angekommen. Unterdeſſen weil wir eben hier zuſammen ſind, wäre es nicht gut, wenn wir ſie vorläufig fragten, womit ſie der Colonie nützen wollten? So laßt, ſagte der Präſident, einen nach dem andern herein kommen.

Zu-

Digitized by Google

Zuerſt trat eine junge Frau herein, die erſtaunlich frech ausſahe.

Pr. Was willſt du bey uns?

Fr. Ich wünſche in eure Kolonie aufgenommen zu werden.

Pr. Warum?

Fr. Weil ich gehöret habe, daß man bey euch ſo glücklich lebe.

Pr. Wo iſt die Glückſeligkeit der Menſchen zu ſuchen?

Fr. In Amerika.

Pr. Oho! dieß ſoll wohl ein Compliment ſeyn. Wir Amerikaner ſind keine Freunde von Complimenten. Womit willſt du unſerer Colonie nützen?

Fr. Womit? womit? womit Sie befehlen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine von den Urſachen, der Geſundheit und Stärke der Amerikaner, welche Herr Conſtant beſuchte, waren die Leibesübungen, welche ſie täglich mit der Jugend anſtelleten. Unſere Jugend würde ebenfalls weit geſünder und ſtärker werden, wenn ſie zu ähnlichen Uebungen angeführt würde. Dieß ſehen wir an unſern Zöglingen. Unter dieſen, deren Anzahl ſich weit über dreyßig beläuft, befindet ſich ebenfalls nicht ein einziger Kranker. Und woher kommt dieß? großentheils von den Leibesübungen, die täglich mit ihnen vorgenommen

werden. Da nun viele wünſchen, daß ſie dieß mit ihrer Jugend nachahmen könnten, aber die Vortheile und Handgriffe nicht kennen, die dabey zu beobachten ſind: ſo hat ſich Herr Guts Muths, welcher ſeit acht Jahren, dieſe Uebungen bey uns dirigirte, entſchloſſen, dieſelben ausführlich zu beſchreiben, und alle Vortheile, die dabey zu beobachten ſind, treulich anzugeben.

Das Buch wird ohngefähr 2 Alphabet ſtark, und auf ſchönem Schweizerpapier abgedruckt. Es bekommt auch zehn Kupfer, von Herrn Lips geſtochen.

Der Titel wird ſeyn: Gymnaſtik für die Jugend; enthaltend eine praktiſche Anweiſung zu Leibesübungen.

Der Preiß, für welchen es verkauft werden kann, iſt 2 Rthlr. 12 Gr. Wer aber voraus bezahlt, erhält es für zwey Thaler, und die erſten Abdrücke der Kupferplatten. Wer auf 9 Exemplare voraus bezahlt, erhält das zehnte frey. Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Wir erſuchen die Freunde unſerer Anſtalt, dieſes in ihren Gegenden durch öffentliche Blätter anzuzeigen, und Pränumeration auf dieſes nützliche Buch anzunehmen. Schnepfenthal im Nov. 1792.

Die Erziehungsanſtalt allhier.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechs und vierzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Pr. Das iſt ja ſagte der Präſident zu der fremden Frau, eine lächerliche Antwort. Weißt du ein Mittel gegen den Biß der tollen Hunde?

Fr. Das wohl nicht — aber —

Pr. Nun warum erbietteſt du dich denn zu allem was ich befähle? Wenn ich nun von dir verlangte, daß du jemand helfen ſollteſt, der von einem tollen Hunde wäre gebiſſen worden: da würdeſt du verſtummen. Solche leere Worte können wir bey uns gar nicht leiden. Kannſt du uns etwas verſchaffen, was wir nicht haben?

Fr. O ja, vieles.

Pr. Es iſt an einem genug.

Fr. Ich kann Putz machen, friſiren, nach der neuſten Mode, wie man es verlangt. Dieß fehlt den hieſigen Damen und Demoiſells noch ganz und gar.

Digitized by Google

Pr. Wozu ſoll dieß alles?

Fr. Damit ſie beſſer gefallen.

Pr. O ſie gefallen nur zu ſehr. Es bleibt ja bey uns kein Mädchen unverheyrathet, und, wenn es verheyrathet iſt: ſo hat es der Mann lieb. Iſt dieß bey euch auch alſo?

Fr. Das wohl nicht, aber ein geputzter Kopf läßt doch ſo ſchöne —

Pr. Mag ſeyn, aber er taugt nicht in die Küche und zu den Arbeiten des weiblichen Geſchlechts.

Fr. Ich habe auch ein Mittel die grauen Haare zu färben.

Pr. Das brauchen wir nicht. Graue Haare ſind bey uns Putz. Eine Frau mit einem grauen Kopfe wird von uns allen ſehr geſchätzt. Wie heißt du?

Fr. Charlotte Rübezahl.

Pr. Secretär! ſchreib in das Protocoll, daß Charlotte Rübezahl ſich für unſre Geſellſchaft nicht ſchicke, daß ſie bis zur Ankunft des nächſten Schiffs Arreſt haben, und dann mit demſelben abgeführt werden ſoll.

Fr. Ey ihr Amerikaner! habt auch gar keine Lebensart.

Pr. So.

Digitized by Google

Pr. So iſt es ja gut für dich, wenn du von Leuten entfernet wirſt, die keine Lebensart haben.

Sie mußte abtreten.

Nun wurde ein langer hagerer Mann herein gebracht. Er machte eine tiefe Verbeugung und redete folgender Geſtalt: Ehrwürdige Männer! Das Verlangen euch zu nützen, hat mich zu euch getrieben. Vaterland und Freundſchaft habe ich verlaſſen, habe mein Leben den Wellen des Meeres anvertrauet, habe Stürme ausgehalten, bin durch Klippen geſeegelt, und über Sandbänke —

Pr. Lieber Fremder! Wir ſind bey uns ſehr geizig auf die Zeit, und können deßwegen lange Reden nicht wohl leiden. Sage es daher kurz und gut! womit willſt du uns nützen?

Fremder. Ich will euch Geld zu führen.

Pr. Sonſt nichts?

Fr. Tonnen Goldes.

Pr. Und wenn du uns Millionen zuführteſt, ſo achten wir es nicht. Wenn der Menſch iſt, wie er ſeyn ſoll, ſo verſchafft er ſich Geld, ſo viel er bedarf. Iſt er aber nicht, wie er ſeyn ſoll: ſo iſt er bey den größten Geldſummen ſo elend, als bey wenigen Groſchen. Es iſt nicht genug, daß man Geld hat, ſondern man muß auch wiſſen, wie

man es anwenden ſoll. In Europa pflegt man wohl, wenn jemand ſich an einem Orte niederlaſſen will, zu fragen: wie viel kannſt du Geld herwenden? Bey uns iſt es aber ganz anders.

Fr. Ich bin nicht ganz deiner Meynung, ehrwürdiger Präſident! Wenn du aber die Schätze verachteſt, die ich dir ſo gern zuwenden wollte: ſo will ich dich eine ſehr wichtige Kunſt lehren.

Pr. Eine Kunſt? das ſoll mir ſehr lieb ſeyn, wenn ich ſie noch nicht weiß. Wie heißt ſie?

Fr. Die große Kunſt, das Volk im Gehorſam zu erhalten.

Pr. Wie? Was? Die Kunſt willſt du uns lehren, das Volk in Gehorſam zu erhalten? Wir regieren nun unſere Colonie ſo lange, und wiſſen noch gar nichts von Ungehorſam zu ſagen.

Fr. Sonderbar! aber darf ich wiſſen, worinne eure Kunſt beſteht?

Pr. Warum ſollten wir es verheimlichen? Unſere große Kunſt allen Ungehorſam auf immer unmöglich zu machen, heißt — Aufklärung.

Der Fremde wurde, als er das Wort Aufklärung hörete, blaß wie eine Wand und zitterte wie Espenlaub. Aufklärung? fragte er ängſtlich.

Pr. Auf-

Pr. Aufklärung.

Fr. Glaube es nicht, lieber Präſident! Laß dich nicht durch Aufklärer täuſchen, die alle Regierungen untergraben und das Volk zügellos machen. Je unwiſſender und dummer das Volk iſt, deſto williger gehorcht es.

Pr. Einer tyranniſchen Obrigkeit. Wenn aber die Obrigkeit ſelbſt weiſe und gut iſt, und das Beſte des Landes ſucht: ſo gehorcht ein aufgeklärtes Volk williger, als der blinde unwiſſende Hauſe, der ſich durch Aufrührer durch allerley Vorſpiegelungen leicht aufwiegeln läßt.

Fr. Die Geſchichte aller Zeiten lehrt, daß die Aufklärung des Volks die Regierungen geſtürzt habe.

Pr. Die deſpotiſchen, das gebe ich zu. Die guten und gerechten werden aber dadurch befeſtigt. Wir haben Anſtalten gemacht, daß die Kinder ſchon aufgeklärt werden. Deßwegen ſuchen wir ſie früh zu belehren, von der Nothwendigkeit der Geſetze, der Abgaben, der Obrigkeit. In unſern Kinderlehren, anſtatt die zehen Gebote der Juden auszulegen, laſſen wir ihnen die Landesgeſetze erklären, und bey jedem zeigen, warum es gegeben ſey? wie nöthig es ſey, daſſelbe zu beobachten. — Wir laſſen ſie unterrichten, von jeder Abgabe, die entrichtet werden muß, und zeigen,

 wozu

wozu ſie verwendet werde. Wir gehen noch weiter, wir machen am Ende eines jeden Jahrs das Volk mit alle dem bekannt, was das Jahr über von uns Gutes geſchehen iſt. Wenn wir ein Geſetz geben wollen, ſo machen wir es erſt bekannt, um zu hören, ob das Volk auch etwas mit Grund daran zu tadeln habe —

Fr. Beſter Präſident! ich bitte dich!

Pr. Warum bitteſt du mich denn?

Fr. Daß du doch das Wohl deiner Colonie zu Herzen nimmſt. Die Aufklärung wird gewiß über lang oder kurz, eine ſchreckliche Zerrüttung anrichten.

Pr. Wenn dir denn meine Kunſt, das Volk in Gehorſam zu erhalten, nicht gefällt; ſo ſag mir doch, worinne deine Kunſt beſtehe?

Fr. Vor allen Dingen muß man ernſtliche Anſtalten machen, das Volk zum Glauben zu bringen.

Pr. Zum Glauben? Ich zweifle, ob ein Volk zum Glauben geneigter iſt, als das unſrige.

Fr. Das iſt ja nicht möglich. Wie kann denn Aufklärung und Glaube mit einander beſtehen? Auf Aufklärung folgt allemal Unglaube.

Pr. Das muß in Europa ſo ſeyn. Bey uns wird der wahre Glaube durch die Aufklärung bewirkt.

Fr. Wie

Fr. Wie macht ihr denn das?

Pr. Wir lehren das Volk nichts, als was wahr iſt, und verſprechen ihm nichts, als was wir halten wollen. Da nun, ſeitdem unſere Colonie beſteht, noch niemals der Fall geweſen iſt, daß unſer Volk von uns wäre getäuſcht worden: ſo hat es ein ſolches Zutrauen zu uns, daß es uns aufs Wort glaubt.

Fr. Ja wenn ihr es freylich ſo macht: ſo begreife ich es wohl. Aber ſo meyne ich es nicht.

Pr. Ich meyne es aber ſo. Aber höre Fremder! Ich habe heute noch viele Geſchäffte, und kann dich deßwegen nicht länger anhören. Sag mir aber einmal, biſt du nicht ein Jeſuit?

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachricht.

Wir zeigen hiermit eine kleine, aber ſehr merkwürdige Schrift an. Sie heißt: Johann Levin Friedrich Clauſens Verſuch, das glückliche Locale (die gute Lage) um Wechmar und ähnlichen Orten zur höchſten Landescultur zu benutzen.

Dieſe Schrift hat zur Abſicht, die großen Vortheile zu zeigen, die eine Gemeine davon hat, wenn ſie die Brache abſchafft, und auf dem Felde, das ſonſt öde lag, allerhand nützliche Gewächſe bauet. Sie hat ſehr gute Wirkung gethan. Die brave Gemeine zu Wechmar hat ſich entſchloſſen, die Brache ab=

abzuſchaffen. Da aber die Schaafe, welche die Amerikaner, bey welchen Herr Conſtant war, die ſchädlichſten unter allen Thieren zu nennen pflegen, noch im Wege waren, und die Fürſten von Hohenlohe die Triftgerechtigkeit hatten, die Gemeine zu Wechmar auch einſahe, daß es ungerecht ſey, jemanden ſeine Gerechtſame ſtreitig zu machen: ſo erſuchte ſie ihre Herrſchaft, ihr die Triftgerechtigkeit gegen einen Erbpacht zu überlaſſen. Die Herrſchaft freuete ſich, daß die Gemeine zu Wechmar ſo klug geworden war, und gewährete ihre Bitte mit Vergnügen. Nun hat die Gemeine dieſen Sommer ihr Feld ungeſtört benutzt, und auf den Aeckern, die ſonſt Brache würden gelegen haben, für einige tauſend Thaler Gemüſe und Klee gebauet, und wird wahrſcheinlich die Schafzucht von Jahren zu Jahren vermindern. Gott gebe allen Ländern ſolche gute Herrſchaften, wie die Fürſten von Hohenlohe ſind, und laſſe alle Gemeinen ſo klug werden, wie die Gemeine zu Wechmar! ſo wird man immer weniger über Armuth und Nahrungsſorgen klagen hören.

Das Buch iſt bey uns für 6 Groſchen zu haben, gebunden auf Druckpapier, und ungebunden auf Schreibpapier. Briefe und Geld werden frankirt eingeſchickt.

Die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und vierzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Ich habe das Glück, antwortete der Fremde, zu der Geſellſchaft zu gehören, die ſich um die Kirche Jeſu die größten Verdienſte erworben hat —

Pr. Nun! Nun! das wollen wir itzo nicht unterſuchen. Das will ich dir aber ſagen: bey uns kannſt du nicht bleiben.

Fr. Und warum nicht? ihr duldet ja Juden —

Pr. Aber keine Jeſuiten.

Fr. Und Türken?

Pr. Aber keine Jeſuiten.

Fr. Und Heyden?

Pr. Aber keine Jeſuiten.

Fr. Aber was haben wir denn gethan, daß wir in euren Augen ſo abſcheulich ſind?

Pr. Das iſt euer Verbrechen, daß ihr die Aufklärung zu hindern und das Volk in der Un-

Unwiſſenheit und Blindheit zu erhalten ſucht. Geh du hin zum Kaiſer von Fetz und Marocco, welcher in dem Wahne ſteht, das Volk wäre um ſeinetwillen da — dieſer wird dich mit offnen Armen empfangen; und wenn du ihn die Kunſt lehreſt, das Volk recht dumm zu machen, daß er mit ſeinen Gütern und ſeinem Blute ſchalten kann, wie er will: ſo kannſt du vielleicht von ihm eine goldne Doſe bekommen.

Fr. Alſo iſt gar keine Hoffnung da, daß ihr mich aufnehmet?

Pr. Gar keine. Wenn ſich ein Menſch bey uns niederlaſſen wollte, der im Sinne hätte, unſerm Volke die Füße zu lähmen, dürften wir ihn wohl aufnehmen?

Fr. Freilich nicht.

Pr. Das iſt ja aber noch weit ſchlimmer, daß du den Verſtand des Volks lähmen willſt. Wir wollen ſchlechterdings kein dummes ſondern ein aufgeklärtes Volk regieren. Ein aufgeklärtes Volk iſt geſund, zeugt geſunde Kinder, iſt froh, hat keinen Mangel, iſt immer in guten Vermögensumſtänden, gehorcht gern guten Anordnungen, zahlt ohne Murren mit Freuden die nöthigen Abgaben. Secretär! protocollire, daß dieſer Jeſuit, ſicher bewacht, und mit dem nächſten Schiffe abgeführt werden ſoll.

Der

Der Jeſuit knirſchte mit den Zähnen und trat ab.

Nun wurden noch viere hereingeführt, die den Synodus lauter Künſte anboten, die er für überflüßig und ſchädlich hielt. Ich mag ſie nicht nennen, weil dieſe Künſte in vielen Europäiſchen Ländern in gar groſsem Anſehen ſtehen.

Zuletzt wurde ein Jüngling vorgeführt, von ohngefähr 20 Jahren. Wer biſt du? fragte der Präſident.

Ein Schloſſergeſelle aus Pommern, und heiße Hildebrand.

Pr. Was willſt du bey uns?

J. Ich mögte gern bey euch wohnen.

Pr. Warum?

J. Weil ich glaube, daß ich bey euch glücklicher leben würde.

Pr. Warum glaubſt du, daß du bey uns glücklicher leben würdeſt, als in Europa?

J. Ich habe gehöret, daß hier lauter gute und vernünftige Menſchen wohnten, da habe ich bey mir ſelbſt gedacht: wenn du unter lauter guten und vernünftigen Menſchen lebſt: ſo wirſt du ſelbſt gut und vernünftig werden. Wenn ich nun gut und vernünftig bin: ſo werde ich gewiß ein recht glückliches Leben führen.

 Pr. Recht

Pr. Recht magſt du wohl haben. Aber womit willſt du uns nützen?

I. Lieber Präſident, mit nichts, als mit meiner Schloſſerarbeit.

P. Gut! Secretär! protocollire, daß der Schloſſer Hildebrand, genau geprüft, und ſodann angezeigt werden ſoll, ob er rechtſchaffen, geſund und geſchickt iſt erfunden worden. Itzo gehe hin mein Sohn! wenn man findet, daß du ſo biſt, wie du ſcheinſt: ſo werden wir dich gern aufnehmen.

Dem Schloſſer ſtürzten die Thränen aus den Augen. Gott! ſagte er, wenn ich doch ſo glücklich ſeyn ſollte, daß ich unter guten Menſchen leben könnte! damit ich ſelbſt recht gut und vernünftig würde.

Es kommt bloß auf dich an, ſagte der Präſident. Was der Menſch will, das kann er. Und nun mußte der Schloſſer abtreten.

Ich trat nebſt Herrn Aſſof auch ab, mit naſſen Augen, und ließ es mir gegen ihn ziemlich deutlich merken, daß mich der Entſchluß, Amerika zu verlaſſen, reue. Aber Herr von Aſſof redete mich etwas ernſthaft an. Lieber Conſtant! ſagte er: man muß nicht nach Empfindungen ſondern nach Verſtande handeln.

Digitized by Google

Was heiſt das? fragte ich ihn.

Ich will ihm dieß erklären, antwortete er. Manche Sache macht uns angenehme, manche aber unangenehme Empfindungen. Wer nun gleich thut, was angenehme und das unterläßt, was unangenehme Empfindungen macht, der handelt nach Empfindungen; wer aber überlegt, was für ihn das Beſte ſey, und es thut, der handelt nach Verſtande. Die Trennung von den Amerikanern thut ihm wehe, er ſieht aber ein, mit ſeinem Verſtande, es ſey für ihn beſſer, nach Deutſchland zurück zu kehren. Wenn er nun ſich von den Amerikanern nicht trennt: ſo handelt er nach Empfindungen. Hat er aber Muth genug zur Zurückreiſe: ſo handelt er nach Verſtande.

Vieles Elend, lieber Conſtant, kommt bloß daher, weil die Menſchen nach Empfindungen handeln. In meinem Vaterlande beſchloß ein Mann, der von ſeinen Eltern ein anſehnliches Vermögen ererbet, und ein noch größeres mit ſeiner Frau bekommen hatte, ſein Leben in Gram und Dürſtigkeit. Ich kam eben dazu, als man ſeinen Leichnam einſcharrete. Woher kommt es, fragte ich den Geiſtlichen, daß dieſer Menſch ſo elend geworden iſt?

Daher, antwortete er, weil er nicht nach Verſtande, ſondern nach Empfindungen gehandelt hat.

 Wein

Wein ſchmeckte ihm beſſer, als Bier, Braten beſſer, als Gemüſe; ſeidene Weſten und Strümpfe gefielen ihm mehr als leinene; auf dem Rathskeller bey dem Chartenſpiele war er lieber als in ſeiner Arbeitsſtube. Es dauerte ihn, die Kinder mit bloßer Bruſt gehen zu laſſen, ſie naſſer und kalter Witterung auszuſetzen, und ihre Untugenden zu beſtrafen. Nach dieſen Empfindungen handelte nun dieſer unglückliche Mann. Er aß zwar gern etwas Gutes, aber hingegen trank er auch gern, etwas Gutes, wendete das Geld, das er zur Verbeſſerung ſeiner Haushaltung hätte brauchen können, an ſchöne Kleider, vernachläßigte ſeine Handthierung, verzärtelte und verzog ſeine Kinder. Daher iſt das ganze Elend dieſes Mannes gekommen. Sein Vermögen ſchmolz zuſammen, ſeine Haushaltung gerieth in Unordnung, ſeine Kundleute gewöhnten ſich von ihm weg, ſeine Kinder wurden faul, lüderlich, ungehorſam, und brachten das wenige Vermögen durch, das ihnen der Vater übrig gelaſſen hatte. Der eine Sohn iſt unter die Soldaten gegangen, und vor Algier geblieben, der andere geht der Familie zur Schande herum, und die Tochter hat in einer garſtigen Krankheit die Naſe eingebüſet. In ſeiner letzten Krankheit wurde er aus dem Armenhauſe verpflegt und ſein Begräbniß ließ die Almoſenkommiſſion beſorgen.

Wie

Wie will er nun handeln, Conſtant? nach Verſtande oder nach Empfindungen?

Nach Verſtande, war meine Antwort. Ich gehe mit zurück ins Vaterland.

Wir haben noch ſechs Tage Zeit, fuhr Herr von Aſſof fort, dann geht das Schiff ab, mit welchem ich zurück gehe. Dieſe kurze Zeit laß er uns noch wohl benutzen. Erkundige er ſich genau nach den Waaren, die man hier entweder gar nicht oder doch in einem ſehr hohen Preiſe hat, und die in Deutſchland wohlfeil zu haben ſind, auch nach denen, die hier wohlfeil und bey uns theuer ſind, und verſuche es hernach, ob er nicht mit den Amerikanern einen Handel anfangen, und ſich eine Einnahme davon verſchaffen kann.

Ich that es und habe in den wenigen Tagen, die ich hier noch zubrachte, den Grund zu dem anſehnlichen Vermögen gelegt, das ich itzo beſitze. Da Reis und Toback hier ſehr wohlfeil waren: ſo nahm ich einige Centner davon mit, bezahlte die Hälfte von dem Gelde, das ich bey mir hatte, und die andere Hälfte borgten mir die Amerikaner auf mein ehrliches Geſicht, und verſicherten mir, daß ich, wenn ich es verlangte, noch einmal ſo viel haben ſollte. Ich nahm es aber nicht an. Stone, der dabey ſtund, klopfte mich auf die Achſel und ſagte: da ſiehſt du, wie

Wein ſchmeckte ihm beſſer, als Bier, Braten beſſer, als Gemüſe; ſeidene Weſten und Strümpfe gefielen ihm mehr als leinene; auf dem Rathskeller bey dem Chartenſpiele war er lieber als in ſeiner Arbeitsſtube. Es dauerte ihn, die Kinder mit bloßer Bruſt gehen zu laſſen, ſie naſſer und kalter Witterung auszuſetzen, und ihre Untugenden zu beſtrafen. Nach dieſen Empfindungen handelte nun dieſer unglückliche Mann. Er aß zwar gern etwas Gutes, aber hingegen trank er auch gern, etwas Gutes, wendete das Geld, das er zur Verbeſſerung ſeiner Haushaltung hätte brauchen können, an ſchöne Kleider, vernachläßigte ſeine Handthierung, verzärtelte und verzog ſeine Kinder. Daher iſt das ganze Elend dieſes Mannes gekommen. Sein Vermögen ſchmolz zuſammen, ſeine Haushaltung gerieth in Unordnung, ſeine Kundleute gewöhnten ſich von ihm weg, ſeine Kinder wurden faul, lüderlich, ungehorſam, und brachten das wenige Vermögen durch, das ihnen der Vater übrig gelaſſen hatte. Der eine Sohn iſt unter die Soldaten gegangen, und vor Algier geblieben, der andere geht der Familie zur Schande herum, und die Tochter hat in einer garſtigen Krankheit die Naſe eingebüſet. In ſeiner letzten Krankheit wurde er aus dem Armenhauſe verpflegt und ſein Begräbniß ließ die Almoſenkommiſſion beſorgen. Wie

Wie will er nun handeln, Conſtant? nach Verſtande oder nach Empfindungen?

Nach Verſtande, war meine Antwort. Ich gehe mit zurück ins Vaterland.

Wir haben noch ſechs Tage Zeit, fuhr Herr von Aſſof fort, dann geht das Schiff ab, mit welchem ich zurück gehe. Dieſe kurze Zeit laß er uns noch wohl benutzen. Erkundige er ſich genau nach den Waaren, die man hier entweder gar nicht oder doch in einem ſehr hohen Preiſe hat, und die in Deutſchland wohlfeil zu haben ſind, auch nach denen, die hier wohlfeil und bey uns theuer ſind, und verſuche es hernach, ob er nicht mit den Amerikanern einen Handel anfangen, und ſich eine Einnahme davon verſchaffen kann.

Ich that es und habe in den wenigen Tagen, die ich hier noch zubrachte, den Grund zu dem anſehnlichen Vermögen gelegt, das ich itzo beſitze. Da Reis und Toback hier ſehr wohlfeil waren: ſo nahm ich einige Centner davon mit, bezahlte die Hälfte von dem Gelde, das ich bey mir hatte, und die andere Hälfte borgten mir die Amerikaner auf mein ehrliches Geſicht, und verſicherten mir, daß ich, wenn ich es verlangte, noch einmal ſo viel haben ſollte. Ich nahm es aber nicht an. Stone, der dabey ſtund, klopfte mich auf die Achſel und ſagte: da ſiehſt du, wie

viel die Rechtſchaffenheit werth iſt. Wir ſind gar keine Freunde vom verborgen und geben gewöhnlich ohne baare Bezahlung keine Waaren weg. Daß du aber bey uns Credit bekommſt, daran iſt bloß deine Rechtſchaffenheit Urſache. Dieſe amerikaniſchen Waaren verkaufte ich nun in Deutſchland mit gutem Profit. Von dem Gelde kaufte ich Glaswaaren ein, die dazumal in Amerika fehlten, und ſchickte ſie dahin. So habe ich nun lange Jahre mit den Amerikanern umgeſetzt, und viel Geld dabey gewonnen.

Herr von Aſſof hatte unterdeſſen allerley zu unſerer Reiſe eingekauft. Einige Büchſen getrockneten Kohl, Peterſilie, Bohnen und Würzeln, ein Fäßchen Sauerkraut, und einige Fleiſchtafeln, damit wir auf dem Meere keinen Mangel an Gemüſe und Fleiſchbrühe hätten. Die letztern waren aus Rindfleiſch gemacht worden, welches zu Brey gekocht, und der Saft davon war ausgepreßt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Folgendes Buch verdient empfohlen zu werden: „Hiſtoriſche und Geographiſche Beſchreibung der „Churfürſtlich und Herzogl. ſächſiſchen Lande überhaupt und der Sachſen-Coburg-Meiningiſchen „Lande inſonderheit von Ernſt Julius Walch, „Adjunctus, Waiſenpfarrer und Lehrer des Landſchullehrer-Seminariums.“

Der Bote aus Thüringen.

Acht und vierzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Herr von Aſſof kaufte auch bey einem Saamenhändler Kreßſaamen, ohne daß er mir ſagte, was er damit machen wollte.

Nun rückte die Stunde herbey, da ich mich trennen ſollte. Das Herz wurde mir gewaltig weich, und ich fürchtete mich vor dem Abſchied nehmen. Stone gab mir den Rath, ich ſollte den Abſchied ganz kurz machen; ſo würde er mir nicht ſchwer ankommen. Dieß that ich nun. Viele meiner Freunde begleiteten mich bis an das Schiff. Sobald ich da angekommen war, umarmte ich jeden und ſagte: lebt wohl, Freunde! Gott ſegne euch! Gott vergelte es euch, was ihr an mir gethan habt.

Nun ſtieß das Schiff ab vom Lande, das ich mit naſſen Augen anſahe, bis daß die Nacht es unſichtbar machte.

Digitized by Google

Da ich den folgenden Morgen aufwachte, und ſahe, daß ich nicht mehr in Amerika war: wurde ich wieder ſehr wehmüthig. Noch wehmüthiger wurde ich: als ich unter das Schiffsvolk kam, und die Unfreundlichkeit ſahe, das Fluchen, Läſtern und Zotenreißen hörete, welche unter ihm gewöhnlich war. Iſts doch, ſagte ich, zu Herrn von Aſſof, als wenn wir aus dem Himmel in die Hölle gekommen wären.

Wenn nur hier, indem er auf mein Herz zeigte, keine Hölle iſt: ſo wird es ſchon alles gut gehen.

Wirklich gieng es auch ſo ziemlich gut. Wann mein Herr und ich etwas ſahen oder höreten, worüber wir uns ärgerten: ſo wandten wir uns weg, ſahen nach dem Meere zu, und diskurirten über die Merkwürdigkeiten, die in demſelben verborgen ſind.

Nach einigen Tagen wurden wir aber doch ſehr unruhig. Es brach unter dem Schiffsvolke eine abſcheuliche Krankheit aus, die man die veneriſche nennt, und mit welcher nur Perſonen befallen werden, die ein unzüchtiges Leben führen. Das Herz im Leibe hätte bluten mögen, wann man dieſe Leute ſchreyen und winſeln hörete. Dem einen mußte dieſes, dem andern jenes abgeſchnitten werden. Einer von ihnen, ein recht ſchöner

Menſch

Menſch, verlor ſogar die Naſe, und wurde da-durch ſo verunſtaltet, daß man ihn, ohne Ab-ſcheu, nicht anſehen konnte.

Das kann ich nicht aushalten, ſagte ich zum Herrn von Aſſof.

Und warum nicht? war ſeine Antwort. Wir können von dieſem ſchrecklichen menſchlichen Elen-le ſehr viel Gutes lernen. Iſts nicht wahr, er fühlt nichts von dieſer ſchrecklichen Krankheit und ich auch nicht? Iſt denn dieß nicht Freude für uns? woher kommt dieß denn? daher, weil wir immer keuſch und züchtig gelebt haben. Da kön-nen wir ja mit unſern eignen Augen ſehen, wie gut es ſey, wenn man ſich vor Ausſchweifungen hütet.

Wir wollen aber noch etwas mehr daraus lernen. Komm er mit, wir wollen uns mit ei-nem von dieſen Elenden in ein Geſpräch einlaſ-ſen. Wir ſtießen gerade auf den Matroſen, der ſeine Naſe eingebüßt hatte. Armer Mann! ſag-te Herr von Aſſof zu ihm.

M. Ja wohl ein armer Mann! (laut auf-ſchreyend) der ärmſte Mann auf Gottes Erdbo-den. Vier Wochen habe ich die ſchrecklichſten Schmerzen ausgeſtanden. Wie ein Hund habe ich gewinſelt. Nun ſind zwar die Schmerzen weg, aber auch die Naſe. Hätte ich durch ein

Digitized by Google

Unglück einen Arm oder Bein verlohren: ſo würde man mich doch bedauern. So aber gehe ich aller Welt zum Spott und Gelächter herum; jedermann weicht mir aus, niemand wird mit mir aus einem Kruge trinken wollen. Ach Gott! was werden meine arme Eltern dazu ſagen, wenn ich ihnen wieder unter die Augen komme! Ich bin ihr einziger Sohn. Da ich von ihnen reiſete, klopften ſie mir auf die Achſel, und ſagten: Gottfried! Gottfried! du biſt unſer alles. Wir haben es uns nun ſo lange ſauer werden laſſen, um uns als ehrliche Leute zu ernähren und dich groß zu ziehen. Nun rechnen wir darauf, daß du in unſern alten Tagen unſer Stab und Stecken und ein recht braver Mann werden ſollſt. Leb tauſendmal wohl!

Du lieber Gott! was werden dieſe guten Leute nun ſagen, wenn ich zu ihnen zurückkomme, und ſie den Schandfleck ſehen den ich in meinem Geſichte trage — die Hände werden ſie über dem Kopfe zuſammen ſchlagen. Der unglücklichſte Mann auf Gottes Erdboden bin ich.

B. A. Glücklich kann ich ihn freylich nicht nennen, und bedaure ihn deßwegen ſehr. Aber ſage er mir nur, wie iſt er denn zu dieſem Unglükke gekommen?

M. Wie ich dazu gekommen bin? das können

nen ſie ja leicht ſelbſt errathen. Ich kam in meiner Jugend in Geſellſchaften, wo man viel Spas machte, und dieſer war immer unzüchtig. Immer ſprach man von der Unzucht, wie wenn ſie ein Spas wäre. Was geſchah? ich hielt ſie auch für einen Spas und machte mir dieſen Spas ſo oft ich konnte. Endlich gerieth ich an ein Weibsbild, das mir die Krankheit mittheilte, die mir meine Naſe koſtete. Das iſt aber noch nicht alles. Ich habe auch ein armes Mädchen unglücklich gemacht, und es angeſteckt. Herr! das brennt auf dem Gewiſſen, und läßt Tag und Nacht keine Ruhe.

V. A. Das iſt freylich ſchrecklich. Aber ſage er mir nur, wie er ſo ganz ohne Verſtand hat handeln, und ſich der Unzucht überlaſſen können? Hat man ihm denn niemals geſagt, was für Strafen die Unzucht nach ſich zieht?

M. O ja! mein Herr Pfarrer hat mir gar oft geſagt, daß die Unzüchtigen ewig verdammt werden.

V. A. So? warum hat er denn dieß nicht zu Herzen genommen? e w i g verdammt zu ſeyn, das iſt ja etwas Schreckliches.

M. Ja wie halt junge Leute ſind. Ich glaubte ehe es bis zur ewigen Verdammniß käme: ſo könnte ich hundertmal Buße thun. Ich glaubte, wenn ich meine Sünde bereuete, beichtete und

das

das heilige Abendmahl genöſſe, ſo wäre alles gut.

B. A. Wie hat er denn aber auf einen ſo wunderlichen Einfall kommen können?

M. Es ſteht ja in unſerm Geſangbuche ein Vers, welcher alſo lautet:

Darf nur fünf Worte ſprechen:
„Gott ſey mir Sünder gnädig!"
Bin ich von Sünden ledig.

Da glaubte ich nun, wenn ich dieſe fünf Worte ſpräche: ſo wäre alles wieder gut.

B. A. So verſuche er es doch und ſpreche dieſe fünf Worte. Vielleicht bekommt er ſeine Naſe wieder.

M. Lieber Herr! Nicht fünfmal, wohl fünfhundertmal habe ich dieſe Worte ausgeſprochen, aber die Naſe will immer nicht wieder wachſen.

B. A. Da muß er alſo ſchlecht unterrichtet ſeyn. Hat man ihm denn nichts geſagt, von den ſchrecklichen Folgen, welche die Sünde, in dieſem Leben nach ſich zieht?

M. Kein Wort.

B. A. Das iſt nicht gut. Ich will doch verſuchen, ob ich ſie ihm begreiflich machen kann. Gebe er Achtung, und antworte er mir nach ſeinem beſten Gewiſſen! Welches iſt denn beſſer, wenn

wenn ich zornig bin, oder wenn ich ſanftmüthig bin?

M. Wenn ich ſanftmüthig bin.

V. A. Und warum denn?

M. Ja der liebe Gott hat halt den Zorn verboten.

V. A. Wenn ihn der liebe Gott verboten hat: ſo muß er wohl dazu ſeine gute Urſache haben. Was für eine mag dieß wohl ſeyn?

M. Das weiß ich ſelbſt nicht.

V. A. Nun ſo wollen wir dann unterſuchen, ob wir nicht darauf kommen können. Iſt er nie zornig geweſen?

M. Gar vielmal.

V. A. Da befand er ſich wohl recht gut?

M. Herzlich ſchlecht. Ich fluchte, ich ſchimpfte, ich ſtampfte auf die Erde.

V. A. Auf dieſe Art hat er ſich alſo bey dem Zorne nicht wohl befunden. Wenn er aber zu Tiſche kam — da wird er wohl alles wieder vergeſſen haben?

M. Wie iſt denn das möglich! Es ſchmeckte mir weder Eſſen noch Trinken.

V. A. Der Geſundheit ſchadete es aber doch wohl nichts?

M. O ja! ich habe einmal vom Zorne ein Gallenfieber bekommen.

V. A.

Digitized by Google

B. A. Das iſt traurig. Wenn aber der Zorn vorbey war: ſo wird er ſich vermuthlich über alles gefreuet haben, was er im Zorne gethan hat?

M. Das kann ich nicht ſagen. Ich habe einmal im Zorne einem meiner beſten Freunde ein Paar Maulſchellen gegeben. Bis dieſe Stunde reuet es mich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachricht.

Der aufrichtige Kalendermann iſt nunmehr fertig geworden, und diejenigen, die darauf bey uns pränumeriret haben, werden ihm nach und nach von uns erhalten. Da wir 500 Exemplare zu verſenden haben: ſo iſts nicht möglich, daß alle zugleich abgeſchikt werden können.

Wir haben das Büchelchen geleſen, und uns darüber recht ſehr gefreuet. Wir erinnern uns nicht ein Büchelchen geleſen zu haben, in welchem dem gemeinen Manne die Bewegung der Himmels Körper ſo faßlich wäre gemacht worden, und wünſchen es daher in allen Häuſern zu finden. Wir wollen dazu gerne auch das Unſrige beytragen, und werden uns deßwegen eine Anzahl Exemplare kommen laſſen, um ſie gegen billigen Preiß an Liebhaber verkaufen zu können. Vor Weyhnachten wollen wir uns aber die Beſtellungen verbitten. Schnepfenthal im Nov. 1792.

Die Erziehungsanſtalt.

Der Bote aus Thüringen.

Neun und vierzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Weiß er denn nun wohl, fragte Herr von Aſſof den Matroſen weiter, warum der liebe Gott den Zorn verboten hat? denke er einmal darüber nach!

M. Weil er den Menſchen unruhig macht, ſeiner Geſundheit ſchadet, und ihn zu vielem verleitet, das er hernach bereuen muß.

V. A. Ganz Recht! Nun wollen wir weiter gehen. Welches iſt denn beſſer, wenn man züchtig oder wenn man unzüchtig lebt.

M. Wenn man züchtig lebt.

V. A. Warnm denn?

M. Weil man die Naſe verliehrt, wenn man unzüchtig lebt.

V. A. Das iſt nicht wahr! ich kenne viele unzüchtige Menſchen, die die Naſe nicht verlohren haben.

Digitized by Google

M. Die haben vom Glück zu ſagen.

V. A. Vom Glück? alſo iſts doch nicht immer der Fall, daß unzüchtige Menſchen die Naſe verlieren. Was für eine Profeſſion hat er erlernt?

M. Die Schreiner Profeſſion.

V. A. Wie kommt es, daß er ſie nicht fortgeſetzt hat, ſondern Matroſe geworden iſt?

M. Ja wie halt junge Leute ſind, ich wollte bey keinem Meiſter gut thun, da konnte ich am Ende keinen mehr bekommen, und wurde genöthigt Matroſe zu werden.

V. A. Warum wollte er denn aber bey keinem Meiſter gut thun?

M. Die Arbeit wollte mir nicht ſchmecken.

V. A. Und warum wollte ſie ihm denn nicht ſchmecken.

M. Ich hatte immer die Gedanken bey den Mädchen.

V. A. Da ſieht er alſo ſchon eine Folge von der Unzucht. Sie macht, daß der Menſch ſich immer mit unzüchtigen Gedanken ſchlägt, anſtatt, daß er die Gedanken auf die Arbeit richten ſollte. Daher macht er alle ſeine Sachen ſchlecht. Und wenn er nun bey einem Meiſter arbeitete: ſo hatte er doch wohl immer Geld im Beutel?

M. Das kann ich eben nicht ſagen. Wenn ich

ich einen halben Gulden erworben hatte: ſo wurde er nicht warm im Beutel. Der mußte gleich wieder durchgebracht werden.

V. A. Brachten ihn denn nicht dazu ſeine Ausſchweifungen?

M. Ey das wollte ich meynen.

V. A. Da hat er alſo wieder eine Folge der Unzucht. Sie macht den Menſchen lüderlich, verleitet ihn zu unnöthigem Aufwande und ſtürzt ihn in Schulden und Sorgen. Wenn er nun aber Arbeit ſuchte, da wird er vermuthlich ſogleich erzählt haben, was für eine Lebensart er führe?

M. Ey das ließ ich wohl bleiben.

V. A. Warum that er es denn nicht?

M. Ja da hätte mich kein Meiſter genommen.

V. A. Das iſt wieder etwas. Auf dieſe Art bringt die Unzucht den Menſchen auch um ſeinen guten Namen. Dem allen ohngeachtet wird er wohl vergnügt gelebt, und ſich immer den andern Tag gefreuet haben, wenn er den Tag zuvor ausgeſchweift hatte.

M. Das kann ich eben nicht ſagen. Den folgenden Tag wußte ich oft auf keiner Stelle zu bleiben. Bald mußte ich beſorgen, ich wäre angeſteckt worden, bald ich möchte etwa angeklagt werden.

V. A. Das iſt doch auch keine Kleinigkeit, wenn die Unzucht dem Menſchen ſeine Gemüthsruhe raubt. Aber ſonſt hat ſie ihn wohl weiter zu keinen böſen Thaten verleitet?

M. Ach Gott! ich kanns nicht ſagen.

V. A. Und warum denn nicht? bey mir bleibt alles verſchwiegen.

M. Sie dürfen mich gar nicht für einen niederträchtigen Menſchen halten. Ich bin von meinen Eltern zu allem Guten erzogen worden.

V. A. Nun war er denn auch immer gut? Es ſcheint ja doch, als wenn er etwas Böſes gethan habe, das er ſich ſchämet zu geſtehen. Sage er es doch nur heraus!

M. Einmal wollte mich eine Weibsperſon anklagen, wenn ich ihr nicht ſogleich funfzig Thaler ſchaffte. Da war Holland in Nöthen. Vier Tage lief ich, wie ein Verzweifelnder herum. Am fünften Tage ſetzte ich einige Leiſten in der Stube eines reichen Kaufmans an. Er wurde hinaus gerufen, und vergaß den Schlüſſel von ſeinem Pulte abzuziehen. Geſchwinde ſchloß ich auf, und, da ich ein Säckchen voll Gold darinne erblickte, that ich einen Griff hinein, und nahm 12 Piſtolets heraus, davon gab ich 10 dem Weibsbilde, das mich anklagen wollte, und mit den zwey übrigen machte ich mich auf den Weg nach Holland.

V. A.

B. A. Und wie war ihm auf dem Wege zu Muthe?

M. Da ſtund ich Höllenangſt aus. Jeden, der mir nachlief, hielt ich für einen, der mir nachſetzte. Einmal ſprengte ein Huſar hinter mich her, da lief es mir eiskalt über die Haut, und ich zitterte am ganzen Leibe, bis er vorbey war.

B. A. Und woher kam dieſe ſchreckliche Angſt?

M. Vom böſen Gewiſſen.

B. A. Ich könnte ihn noch verſchiedenes fragen, ich will aber abbrechen. Aus dem, was er geſagt hat, kann er ſchon ſehen, daß der Unzüchtige ſeine Hölle auf der Erde hat. Ihn hat ſie zum lüderlichen Arbeiter gemacht, hat ihn in Armuth geſtürzt, zum Diebſtahle verleitet, ſeine Gemüthsruhe, ſeinen guten Namen, ſein gutes Gewiſſen, am Ende die Naſe geraubt. Er ſieht alſo, daß er Strafe genug gelitten hat, von welcher ihn kein Gebet und keine Beichte befreyen wird.

M. Das ſehe ich nun alles mehr als zu gut ein. Wenn mir es doch jemand vorher geſagt hätte: ſo würde ich ein ganz anderer Menſch geworden ſeyn.

B. A. Beſſer wäre es freylich geweſen.

Nun

Nun wendete ſich Herr von Aſſof zu mir und hielt eine lange Predigt. Es iſt traurig, ſagte er, wenn die Menſchen das Böſe bloß aus Furcht vor der Hölle unterlaſſen. So lange ſie dieſes thun, werden ſie nie gut. Bis es dahin komme, meynen ſie, wäre es noch lange Zeit, und ſie könnten die Strafe noch durch Gebet, Beichten und dergl. abwenden. Sie ſollten daher zu allen Zeiten aufmerkſam gemacht werden, auf das Elend, welches ſchon in dieſem Leben aus der Sünde entſpringt, und das durch kein Gebet und Beichten kann abgewendet werden.

Uebrigens befanden wir beyde uns auf dem Schiffe weit beſſer, als die ganze Reiſegeſellſchaft. Dieſe bekam faſt durchgängig die Seekrankheit, die man den Schaarbock nennt, und wovon vielen die Zähne ausfielen. Wir befanden uns immer wohl. Woher kam es aber? wir hatten täglich unſer grünes Gemüß und unſere Fleichſuppe. Auch that uns der Kresſaame, den mein Herr mitgenommen hatte, gute Dienſte. Er nahm wollene Tücher, ſäete ihn darauf, und beſprengte ihn oft mit Waſſer. Der Saame gieng auf, und wir bekamen ſo viel Kreſſe, daß wir täglich etwas Sallat davon genießen konnten.

Nach

Nach fünf Wochen kamen wir glücklich in Holland an.

Da wir in Amſterdam waren, war unter den lutheriſchen Einwohnern daſelbſt eine groſse Unruhe und Verbitterung, welche am Ende ſo weit gieng, daß ſie ſich in zwey Partheyen trennten. Und warum denn? Um Gottes willen? oder um Chriſti willen. Keines von beyden, ſondern um des Teufels willen. Einige lutheriſche Prediger waren nämlich Freunde vom Teufel, und hielten keine Predigt, ohne den Teufel mit ins Spiel zu bringen; andere hingegen lieſsen den Teufel weg, und führten ihre Zuhörer an, nach der Lehre Jeſu Chriſti ihre Lüſte zu beherrſchen, und nach ſeinem Exempel recht viel Gutes zu thun. Daher war der ganze Streit entſtanden. Einige Zuhörer hielten es mit den Predigern, welche dem Teufel entſagt hatten; andere hingegen waren mit ihnen unzufrieden, ſchimpften ſie, und nannten ſie Ketzer, welche keinen Teufel glaubten.

Was halten ſie denn von dieſem Streite? fragte ich meinem Herrn.

Dieſes, antwortete er, daß die Teufelsprediger den ganzen Streit verurſacht haben. Wer heiſst ihnen Sachen auf die Kanzel zu bringen, welche viele ihrer Zuhörer nicht glauben. Es giebt ja ohnedieß in der vortreflichen Lehre Jeſu Wahrheiten genug, die den Leuten ans Herz gelegt,

legt werden können, und die vollkommen hinlänglich ſind, ſie zu guten und verſtändigen Menſchen zu machen. Ein Prediger, der den Frieden liebt, der, nach dem Exempel ſeines Herrn und Meiſters, durch treue Unterweiſung und Amtsführung, ſeine Zuhörer zu Gott und zur Tugend zu führen ſucht, läßt aus ſeinem Vortrage alles weg, was Streit und Verbitterung veranlaſſen könnte, und predigt nur das, was zur Beſſerung und zur Beruhigung nöthig iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bey Siegfried Lebr. Cruſius zu Leipzig ſind folgende Schriften, in der letztern Meſſe heraus gekommen.

1. Schillers kleine proſaiſche Schriften erſter Theil.
2. Fabrizius Religionsunterricht für Kinder 2ter Theil.
3. Oryktognoſie; oder Handbuch für die Liebhaber der Mineralogie.
4. Mittel wider den Selbſtmord.
5. Einleitung in die Staatskunde, nebſt einer Statiſtik der vornehmſten Europäiſchen Reiche.

Digitized by Google

Der Bote aus Thüringen.

Funfzigſtes Stück.

1792.

Fortſetzung von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

In Amſterdam verkaufte ich meinen Reis und Toback mit gutem Profit, und machte mir einen Kaufmann, auf Anrathen meines Herrn, aus, der es übernahm, die Waaren, die ich nach Amerika ſchicken wollte, dahin zu beſorgen, und diejenigen, die von dorther mir zugeſchickt würden, in Empfang zu nehmen und darauf zu ſehen, daß ſie durch ſichere Gelegenheit an mich kämen.

Von Amſterdam reiſeten wir durch Weſtphalen und kamen unter andern durch ein preußiſches Städchen, wo eben Jahrmarkt war. Auch hier war ein großer Zuſammenlauf von Menſchen, die zum Theil zankten und ſchrien, die Stöcke in die Höhe hoben, und einander zu prügeln droheten.

Kaum waren wir im Wirthshauſe abgeſtiegen: ſo erkundigte ſich mein Herr, was es auf der Gaſſe gäbe.

Digitized by Google

W. Was ſolls geben? das ganze Land iſt ſchwierig und will ſich empören.

V. A. So? und warum denn das?

W. Der Neuerungen wegen.

V. A. Die Neuerungen ſind von zweyerley Art. Einige ſind Verbeſſerungen, die andern Verſchlimmerungen. Wozu rechnet er denn die Neuerungen, die hier geſchehen ſind? zu den Verſchlimmerungen, oder zu den Verbeſſerungen?

W. Da ſehe ich doch wahrlich auch keine Verbeſſerung. Mein Vater und mein Großvater ſind rechtſchaffene Leute geweſen, haben ſich ehrlich genährt, und ſind als gute Chriſten auf ihren Glauben geſtorben, immer bey dem alten Kalender.

V. A. Aha! da ſoll alſo wohl ein neuer Kalender eingeführt werden?

W. Das wollt ich meynen. Wozu ſoll das nun? Die Welt hat ſo lange geſtanden bey dem alten Kalender, und würde auch wohl ferner geſtanden haben, ohne dem neuen.

V. A. Hat man denn in dem neuen etwas geändert?

W. Ey freylich, es iſt ja gar kein Kalender mehr. Kein rother Buchſtabe ſteht mehr darinne, kein Aderlaßtäfelchen, keine Aextchen, keine Scheere, kein Kind in dieſem Monate geboren,

boten, kein gut Wetter, kein Regen, kein Schnee, kein Sonnenschein, kurz, gar nichts mehr. Was ſoll ich denn mit ſo einem Kalender machen? Man weiß ja gar nicht, wornach man ſich richten ſoll? Im Leben kaufe ich keinen ſolchen Kalender. Der Groſchen ſey verflucht, den ich daran wende.

Mein Herr gab ſich viele Mühe ihm zu bereden, daß alle die Sachen, die er genannt hätte, überflüßig wären, und dem gemeinen Manne nur den Kopf verwirrten. Er richtete aber nichts bey ihm aus *)

Wir reiſeten nun mit Extrapoſt bis nach Richmannshauſen. Hier hielt mein Herr ſich einige Tage auf, weil er verſchiedene Geſchäffte zu beſorgen hatte. Daß er ſich nun gerade hier aufhalten mußte und an keinem andern Orte, das war für mich ſehr gut, und ich ſahe in der Folge ein, daß mich der liebe Gott hieher geführt hatte.

Unter der Zeit, daß mein Herr ſeine Geſchäffte beſorgte, ſahe ich mich im Städtchen um, und

*) Wenn der Kalendermann in Umlauf kommen und der gemeine Mann daraus lernen wird, woran man ſehen könne, ob ein Kalender etwas tauge oder nicht; ſo werden hoffentlich dergleichen Kalenderſtreitigkeiten nicht mehr vorfallen.

und vor den Thoren auf dem Felde, um zu ſehen, womit ſich die Einwohner nährten. Da bemerkte ich nun, daß ſie gewaltig viel Flachs baueten, und da ich auch verſchiedene Kinder auf den Straßen mit flächſenem Garne laufen ſahe: ſo ſchloß ich daraus, daß auch hier viel Flachs geſponnen würde. Da ſpannte ich gewaltig auf.

Eben begegnete mir eine Frau, die einen ganzen Korb voll Garn trug, an dieſe machte ich mich und fragte ſie: iſt das Garn zu verkaufen?

Fr. Ja! aber erſt in einem halben Jahre, wenn es gewebt und gebleicht iſt.

J. So! So! wird denn das Garn, das hier geſponnen wird, alles hier verwebet?

Fr. Wo denkt er denn hin! nicht der hundertſte Theil.

J. Was machen ſie denn mit dem übrigen?

Fr. Das tragen ſie bey Herrn Schmetterling den Kaufmann, der kaufts ihnen, bey der Erde weg, ab, läßt es in große Fäſſer packen, und ſchickt es hernach in fremde Länder. Es iſt ja kein Weber weiter hier außer meinem Manne und meinem Bruder?

J. So iſt ſie alſo eines Webers Frau? das iſt mir recht lieb. Ich bin auch von der Profeſſion. Wenn es erlaubt iſt, ſo will ich ihren Mann ein Paar Augenblicke beſuchen.

Fr. Das

Fr. Das ſoll mir lieb ſeyn. Geh er mit herein, hier ſind wir vor dem Hauſe.

Ich gieng mit hinein, und hatte da eine ganz unerwartete Freude. Der Mann dieſer Frau war mein Vetter Conſtant, den ich ehedem in Gotha antraf. Er fiel mir um den Hals, und ließ mich nicht wieder gehen, bis ich ihm verſprochen hatte, daß ich auf den Abend bey ihm eſſen wollte. Ich meldete es meinem Herrn und kam ſogleich zurück.

Da hatte ich nun einen ſehr vergnügten Abend. Ich erzählte ihm meine Fata, und er erzählte mir, wie es ihm gegangen; wie er zu ſeiner Frau gekommen wäre, und wie ſichtbarlich der liebe Gott ſeine Nahrung ſegne.

Das glaube ich, war meine Antwort. Hier hat ein Leineweber gut arbeiten; Garn genug und wenig Abnehmer. Auf dieſe Art läßt es ſich leicht begreifen, wie man zur Nahrung kommen kann. Wenn aber hier, wie er mir ſagt, für unſere Profeſſion ſo gute Nahrung iſt: wie wäre es, Herr Vetter, wenn ich mich auch hier niederließe?

Dieſe Frage machte ihn ein Bischen verwirrt, und er wußte nicht ſogleich, was er darauf antworten ſollte, ſondern ſahe immer ſtarr nach ſeiner Naſenſpitze hin. Endlich ſprang er

auf, rückte die Mütze auf das eine Ohr und ſagte: zum Guckguk! wäre mir doch bald der Nahrungsneid in den Kopf gefahren. Dafür wolle mich der liebe Gott bewahren! Mein Herr Vetter! der liebe Gott hat mir hier mein Stückchen Brod beſcheeret. Wenn er es hier auch zu finden glaubt: ſo will ich ihm daran nicht hinderlich ſeyn, ſondern ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen, wie es einem ehrlichen Manne zukommt.

Hierauf gab er mir allerley Anſchläge, wie ich die Sache anfangen ſollte, ich dankte ihm dafür, wünſchte ihm eine gute Nacht, und gieng in mein Quartier zurück.

Da ich den folgenden Tag meinem Herrn meine Abſichten erzählte, war er recht wohl damit zufrieden, und rieth mir nur, daß ich nicht zu hitzig zu Werke gehen, ſondern alles fein bedächtlich überlegen ſollte.

Den ganzen Vormittag brachte der gute Herr mit mir auf der Stube zu, beſprach ſich über allerley mit mir, und that wohl hundert Fragen an mich. Endlich ſtund ich auf und ſagte: ich halte ſie zu lange auf, lieber Herr von Aſſof! ich weis, daß ſie wichtigere Geſchäffte zu verrichten haben.

Er lächelte aber und ſagte: giebt es für

einen rechtſchaffenen Mann wohl ein wichtigeres Geſchäffte, als den Grund zu ſeines Nebenmenſchen Wohlfahrt zu legen?

Nun mußte ich des Nachmittags wieder zu meinem Vetter gehen und nach allem möglichen, den Preiſen des Garns, der Lebensmittel, der Häuſer fragen, wohin man die Leinewand ſendet, mich genau erkundigen. Da ich nun dieß alles gethan, und meinem Herrn Rapport davon abgeſtattet hatte: ſagte er: nun lieber Conſtant! hat er als ein vernünftiger Mann alles wohl überleget. Morgen bewerbe er ſich getroſt um das Bürger- und Meiſterrecht, und laſſe für das übrige den lieben Gott ſorgen!

Den folgenden Tag gieng ich alſo getroſt auf das Rathhaus und meldete mich bey den Herren Bürgermeiſtern.

Da ſie mein Anbringen erfahren hatten: fragte der eine: ob ich einen Taufſchein hätte?

Den habe ich nicht, war meine Antwort. Aber wozu nützt der Taufſchein?

B. Ey der muß herbey! Wir müſſen doch wiſſen, ob er getauft und aus einem reinen und keuſchen Ehebette erzeugt iſt?

J. Und wenn das nun alles iſt, ich ſelbſt bin aber kein ehrlicher Mann; wozu nützt mir die Taufe und das reine und keuſche Ehebette?

B. Das

B. Das iſt nun einmal der Gebrauch ſo, daß wir darnach erſt fragen müſſen. Und ehe der Taufſchein nicht beygebracht wird, kann er weder Bürger noch Meiſter werden. Hat er etwas herzuwenden?

J. O ja! einen geſunden Leib, ein redliches Herz, ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit, als nöthig iſt, um meine Profeſſion gut zu treiben, und Hände, die keine Arbeit ſcheuen. Wollen Sie mir nicht glauben, meine hochzuehrenden Herren, ſo iſt der Herr von Aſſof in der Nähe, bey dem ich in Dienſten geweſen bin, der kann mir alles atteſtiren.

B. Ey das wollen wir ja nicht wiſſen. Wir wollen wiſſen, ob er Geld herwenden kann?

J. Das kann ich nun nicht.

B. So kann er auch nicht Bürger werden.

J. (Nachdem ich mich ein Paar Minuten beſonnen hatte) Wenn Sie nun ſchlechterdings Geld ſehen wollen — hier iſt welches! Ich zog nämlich meinen Beutel heraus, in welchem ich beynahe 100 holländiſche, ſchön gerändete, Dukaten hatten, und ſchüttete ihn aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Charte von Frankreich nach der neuen Eintheilung, iſt auf der Zeitungsexpedition in Gotha, bey Hrn. Cruſius zu Leipzig, bey Hrn. Herrmann zu Frankfurt a. M. und in der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal für 1 gr. 4 pf. zu haben.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und funfzigſtes Stück.

1792.

Beſchluß von Herrn Conſtants Lebensgeſchichte.

Je da hat er ja Geld genug! ſagte der Bürgermeiſter: Iſt er nicht ein wunderlicher Menſch, warum ſagt er es denn nicht gleich?

J. Deßwegen, weil dieß Geld noch nicht ganz meine iſt. Ich habe es aus Waaren gelöſet, die ich noch ſchuldig bin, und dieſe muß ich erſt davon bezahlen.

B. Ja wenn die Sache ſich ſo verhält: ſo können wir ihn nicht aufnehmen. Er iſt ein junger Mann; er könnte uns ein halbes Dutzend Kinder hinſetzen, die hernach dem Staate zur Laſt fielen.

Der jüngere Bürgermeiſter nahm eine Priſe Taback, ſtieß ſeinen Collegen in die Seite, und dieſer befahl denn, daß ich abtreten ſollte.

Nach ein Paar Minuten wurde ich wieder herein gerufen, und erhielt den Beſcheid, daß ich

das Bürgerrecht haben ſollte, wenn ich einen Taufſchein beybrächte, und bezahlte, was nöthig wäre.

Ich gieng darauf fort, und erfuhr von meinem Vetter, daß es mit dem Meiſterwerden gar keine Schwierigkeit haben würde, wenn ich nur erſt das Bürgerrecht erhalten hätte.

Darauf miethete ich mir ein Häuschen, mit einem Garten am Thore, damit ich fein nahe am Felde wäre, trug meinem Vetter auf, mir das nöthige Handwerkszeug verfertigen und einen Taufſchein kommen zu laſſen; dann fuhr ich mit meinem Herrn, mit Extrapoſt, nach Erfurt zu.

Hier verließ mich mein Herr, und nahm von mir auf immer Abſchied. Wie traurig ich darüber war, kann ich mit Worten nicht beſchreiben. Ich gieng wie betäubt von der Poſt fort, und kam, ich weiß ſelbſt nicht wie, in das weiße Roß, wo ich mir ein Maaß Bier geben ließ. Es waren viele Gäſte da. Da ich ihnen aber einen guten Abend geboten hatte: bekümmerte ich mich weiter nicht um ſie, ſondern ſetzte mich hinter den Ofen, um meinen Gedanken deſto beſſer Audienz geben zu können.

Da ich nach einiger Zeit die Augen wieder aufſchlug, ſahe ich einen langen Mann vor mir ſtehen, der mich vom Kopfe bis auf die Füße be-

trach-

trachtete, deſſen Geſichte ich aber nicht recht erkennen konnte, weil er das Licht im Rücken hatte.

Iſt er es denn, fragte er mich, oder iſt es ſein Geiſt?

Wer? fragte ich

Je Herr Conſtant! mein Herr Gevatter.

Wie? ſein Gevatter? ſagte ich, ſprang auf, leuchtete ihm in das Geſicht, und ſiehe da! es war wirklich mein Herr Gevatter, Tuchmacher.

Da war der Schmerz über den Abſchied vom Herrn von Aſſof auf einmal vergeſſen. Die ganze Geſellſchaft trat um uns herum, und es war mir nicht lieb, daß ſie um uns herum trat. Denn nun konnte ich von nichts ſprechen als von Amerika; und von Amerika wollte ich doch nicht ſprechen, ſondern von weit wichtigern Sachen.

Mein Herr Gevatter merkte es und ſagte: wir haben viel mit einander zu reden, es iſt wohl das beſte, daß wir in ein Nebenſtübchen gehen, wo wir allein ſind.

Er ließ ſich gleich eins geben und zugleich etwas Abendeſſen für uns beyde bringen. Da wurde nun recht, alles vom Herzen, bis 11 Uhr, geplaudert. Wovon? das kann jeder leicht errathen, der in meinen Schuhen geſteckt *) hat.

 Der

*) ſich mit mir in einem ähnlichen Zuſtande befunden.

Der Ausgang davon war dieſer, daß mein Herr Gevatter ſagte: Vor der Hand kann ich nichts thun. Ich muß vor allen Dingen erſt wiſſen, ob meine Tochter ihn auch lieb hat; und das ſoll er morgen erfahren. So ſchieden wir von einander.

Den andern Tag Vormittags zehn Uhr war er ſchon da, lächelte mich an und ſagte: ich denke, es ſoll alles gut gehen. Ich bitte mir's aus, daß er dieſen Mittag mit uns vorlieb nimmt.

Ich nahm dieſe Einladung, wie man leicht denken kann, mit Vergnügen an, und folgte meinem Herrn Gevatter auf dem Fuße nach. Da ich ins Haus trat, war allenthalben große Freude, und ich fühlte es recht herzlich, was für große Belohnung auf gute Handlungen folgt.

Eins war mir nur nicht recht — ich ſahe Philippinchen nicht. Erſt da wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, brachte ſie die Suppe getragen, und war ſo roth, wie ein ſcharlachen Tuch. Ich gab ihr, da ſie die Suppe hingeſetzt hatte, die Hand, und fragte, wie ſie ſich zeither befunden habe? ſie konnte mir aber nicht viel antworten.

Nach Tiſche erſt konnte ich ordentlich mit ihr ſprechen. Ich fragte ſie, ob ſie mir nicht ein Bischen gut ſey, und ob ſie nicht mit mir nach Richmannshauſen ziehen wolle? Sogleich

ſagte

Digitized by Google

ſagte ſie nicht Ja. Da ich ihr aber noch ein Paar gute Wörtchen gab, und ſagte, daß ich um Ihretwillen wieder aus Amerika gekommen ſey: ſo lächelte ſie, und gab mir die Hand.

Hier Herr Gevatter! rief ich, hier hab ich die Hand; ſeine Tochter will mit mir ziehen. Iſt er es zufrieden?

In Gottes Nahmen! ſagte er, legte darauf ſeine Hand auf unſre Hände und ſprach: Gott ſegne euch lieben Kinder! Seyd fleißig und rechtſchaffen, und ſetzt euer Vertrauen auf Gott, ſo wirds euch wohl gehen! Gott wird euch in euren Trübſalen nicht verlaſſen und eure Eltern werden noch an euch in ihren alten Tagen ihre Freude ſehen. Die Thränen liefen beyden Eltern über die Backen, und das neue Brautpaar weinte auch mit.

Nun überlegten wir, wie es mit der Hochzeit und der Ausſtattung werden ſollte, und ich freuete mich gar ſehr, daß mein lieber Schwiegervater gerade ſo dachte wie ich.

In Unkoſten, ſagte er, wollen wir uns nicht ſtecken. Junge Anfänger müſſen jeden Groſchen zu Rathe halten, damit ſie ſich nicht aus dem Vortheile geben, und etwa gar Schulden machen. Meine Tochter ſoll keinen Putz haben, ſondern eine reinliche Kleidung, in der ſie ſich künftig des Sonntags mit Ehren zeigen kann.

kann. Gäſte wollen wir nicht zur Hochzeit bitten, ſondern nur die nächſten Anverwandten. Wenn wir bey Tiſche eine gute Suppe, ein Gericht Fleiſch und Fiſche, einen Braten und ein Paar Kuchen haben: ſo können wir uns alle ſatt eſſen, und dabey ſeelenvergnügt ſeyn. Der Hochzeittag ſoll doch ein Tag der Freude ſeyn? iſts nicht wahr, Herr Sohn? Nun da dürfen wir uns unſre Freude nicht ſelbſt verderben. Wie kann man vergnügt ſeyn, wenn man ſich durch überflüſſige Ausgaben in Kummer und Sorgen ſteckt? wie kann man vergnügt ſeyn, wenn man einem Schwarme von Leuten aufwarten muß, die auf alle Worte Achtung geben, jedes Gerichte beſchnopern und am Ende Zank und Streit anfangen?

Bravo! Herr Schwiegervater! ſagte ich, das iſt meine Meynung auch. Wann wir unter uns ſind, und noch einen Thaler Geld im Beutel haben, da können wir recht luſtig und froh ſeyn. Es iſt ja gar eine herzliche Freude, wann gute Leute, die einander kennen, recht offenherzig mit einander plaudern und ſpaßen können.

Da wir alles in Richtigkeit gebracht hatten: reiſete ich weiter nach einer Glashütte, kaufte da etliche Kiſten voll Gläſer ein und ſchickte ſie nach Amſterdam, damit ſie von da weiter nach Amerika gehen könnten.

Dann

Digitized by Google

Dann reiſete ich nach Richmannshauſen, aber nicht mit Extrapoſt, ſondern ganz demüthig zu Fuße. Dagegen kann ich auch itzo, in meinen alten Tagen, mit Extrapoſt reiſen. Da ich aus Erfurt gieng, begleitete mich mein Schwiegervater mit meiner lieben Braut, bis an die Schwediſche Schanze. Da kam eine Extrapoſt, die meine Braut beynahe umgefahren hätte. Ich fragte meinen Schwiegervater, ob er den Mann, der darinne ſäße, nicht kenne? jawohl, ſagte er, es iſt ein junger Kaufmann, der in der Jugend ſeine Füße ſchont und mit Extrapoſt fährt, damit er im Alter zu Fuße gehen kann.

In Richmannshauſen wurde ich nun ſogleich Bürger und Meiſter, brachte wegen dem Aufgebote und der Copulation alles in Ordnung, dann ließ ich meine liebe Braut und Schwiegereltern zu mir kommen. Da ſie ankamen, brachten ſie verſchiedenes Hausgeräthe mit, unter andern ein Kiſtchen voll Zinnwerk, welches mir der Herr Major von Krabalsky zum Geſchenk geſchickt, und dazu einen ſehr ſpashaften Brief geſchrieben hatte.

Am Hochzeittage erhielt ich auch einen Brief mit 50 Ducaten, nicht zum Geſchenke, ſondern, wie der Brief ſagte, zur Unterſtützung. Ich ſollte ſie gut benutzen, und nach ſechs Jahren wollte ſie mir mein Freund wieder abfordern. Ein Nahme

ſtund

ſtund nicht unter dem Briefe. Dieſe 50 Ducaten haben mir trefliche Dienſte gethan. Nach ſechs Jahren verlangte ſie niemand wieder. Erſt nach acht Jahren erhielt ich einen Brief vom Herrn von Aſſof, in dem er mich bat, daß ich die 50 Ducaten, die er mir an meiner Hochzeit geſchickt hätte, an einen jungen Anfänger im Preuſſiſchen ſchicken und dazu eben das ſchreiben ſollte, was er mir geſchrieben hätte. Ich that es, und meine Frau und ich wünſchten dem guten Herrn von Aſſof dafür Gottes Segen.

Meine Hochzeit wurde ſo vergnügt, als nicht leicht eine, gefeyert. Mein Vetter richtete ſie aus. Um uns aufzumuntern hatten wir nicht nöthig uns zu betrinken oder in der Charte zu ſpielen. Wir erzählten, ſpaſten und lachten bis gegen zwölf Uhr, dann gieng ich mit Philippinchen zu Bette, und ſtund den folgenden Morgen vergnügt wieder auf. Zum Andenken des vergnügten Tages pflanzten wir eine Linde, und zur Dankbarkeit gegen Gott nahm ich einen armen Waiſen unentgeldlich in die Lehre, aus welchem ein ſehr braver Mann geworden iſt.

Meine Schwiegereltern reiſeten den folgenden Tag wieder ab, und Philippinchen fieng ihre Wirthſchaft an, die der liebe Gott ſo geſegnet hat, daß ich dabey ein reicher Mann geworden bin.

Ein Liedchen ſoll künftiges Jahr folgen.

Digitized by Google

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und funfzigſtes Stück.

1792.

Regiſter.

A.

	Seite
Accidenzien, ſonderbare, der Kirchen .	96
Adloff, Sittenbüchlein . .	176
Americaner wollen Conſtanten handeln ſehen	10
— examiniren nicht in den Glaubensartikeln	15
— disputiren nicht, ſondern handeln .	37
—, wie ſie ihr Vermögen anwenden .	310
Anecdote von einem Doctor . .	224
— von einem einfältigen Sohne . .	232
— von einem Deutſchen Fürſten . .	248
— von einer rothen Weſte . .	256
— von einem alten Geitzhalſe . .	263
— von einem hochmüthigen Menſchen .	271
— von einem reichen Kaufmann .	280
— von einer Brille . .	288
— von einem Menſchen, der das Meer aus: trinken will . . .	295
— von einem Einäugigen . .	304
Anfechtungen, geiſtliche, Mittel dagegen .	27
Anfechtungen, geiſtliche, Kaffee iſt eine Quelle derſelben . . .	31
Arbeit iſt ein gutes Erſparungsmittel .	25

Seite
Arbeit hat mancherley Nutzen . . 33
Arbeiten, ſitzende, ſind Kindern ſchädlich . 189
Aſſof, Herr von, erzählt ſeine wunderbare Errettung . . 145
— entdeckt eine Quelle des Elends . 373
— predigt über die Furcht vor der Hölle . 390
Aufklärung iſt ein Mittel, das Volk im Gehorſam zu erhalten . . 364

B.

Baden, das kalte, der Kinder iſt ſehr heilſam 222
Baderegeln . . . 281
Bechſtein, Bergrath, kurzgefaßte Naturgeſch. 208
— Muſterung ſchädlich geachteter Thiere . 56
Beckers, Rath, Vorleſungen . 7
Begierden, ſchädliche, der Kinder, nöthiges Verhalten der Eltern dabey . 163
Belohnung, Urtheil der Americaner von der öffentlichen . 174
Bettler werden bey den Americanern nicht geduldet . . . 138
Biſchofs, eines deutſchen, Mittel gegen den Krieg . . 4
Blattern, ihre Verwüſtung . . 194
— ihre gänzliche Vertilgung . 196
Blattwickler iſt den Obſtbäumen ſchädlich . 324
Bote, der, iſt nicht Gottes geheimer Rath . 2
— iſt kein Politikus . . 177
— lehrt franzöſiſch leſen . 297
Brachfeld iſt in America ein unbekanntes Ding 34
Brey für Kinder, wie er beſchaffen ſeyn muß 227
Buch, kleines, für Kinder. . 336
Bürgermeiſter ſtößt ſeinen Collegen in die Seite 401
Chero=

Cheroqueſe, ein, unterhält ſich mit Conſtanten . 139
Chriſt, der, in Widerwärtigkeiten . 3
Chriſten, chriſtliche . 13
Chriſten ſollen beym Unglück nicht blos klagen und weinen . . . 100
Chriſt, ein guter, muß die Neuerungen befördern . . . 57
Clausthal, der Gemeine zu, Entſchluß ein Leichenhaus zu bauen . . 349
Conſtant will den Heiden die Religionsfreyheit abdiſputiren . . 20
Conſtant, ein Erzſtreitkopf . . 42
— macht ſchrecklich große Augen . 43
— erſchrickt beym Anblick einer Leiche . 63
— hört einen Trupp Menſchen trappeln . 133
— erſchrickt vor einem Cheroqueſen . 139
— erſchrickt vor einem Tobacksbeutel . 139
— feyert ſeinen Geburtstag . 142
— hört einen Kanonenſchuß . 142
— hat eine unverhofte Freude . 143
— wird zur Bildſäule . . 150
— ſieht ein Paar Verliebte . 153
— ſchleicht ſich fort . . 173
— iſt verliebt . . 214
Conſtanten wird es grün und gelb vor den Augen . . . 222
Conſtant beſieht ein Erziehungshaus . 244
— wohnt dem Unterricht der Kinder bey . 251
— geſteht, daß er gern Fiſche ißt . 260
— fürchtet ſich vor Ribbenſtößen . 262
— ſieht eine Frau, wie die Kuh das neue Thor an . . . 267
— hat einen frohen Mittag . . 269

Seite
Conſtant wird warm ums Herz . 273
— hört ein Plätſchern . . 281
— wird in geheimen Dingen unterrichtet 305
— verliert ſeine Heiterkeit . . 306
— wird curirt 308
— muß die Augen niederſchlagen . 354
— wird heller im Kopfe . . 356
— entdeckt ſein Herz . . . 357
— entſchließt ſich nach Deutſchland zurück zu kehren . . . 375
— verläßt America mit naſſen Augen . 377
— findet unverhoft ſeinen Vetter . 397
— will Meiſter werden . . 399
— disputirt mit dem Herrn Bürgermeiſter 399
— nimmt auf immer vom Herrn von Aſſof Abſchied . . . 402
— leuchtet ſeinem Herrn Gevatter ins Geſicht . . . 403
— fühlt den Lohn guter Handlungen . 404
— erhält Philippinchens Hand . . 405
— fährt im Alter mit Extrapoſt . 407
— macht Hochzeit . . . 408
— wird ein reicher Mann . . 408

D.

Dorf, Beſchreibung eines ſehr glücklichen 124
Düngungsgruben . . 38

E.

Ehen, warum glückliche ſo ſelten ſind . 154
Eheſtandsexamen . . . 157
Ehrhard, Betrachtungen über Leopolds Geſetzgebung . . 109
Eltern müſſen ihre Kinder nicht im Zorn ſtrafen 165
Enke:

Digitized by Google

Seite

Enkelin, Beyſpiel von einer ſehr guten . 171
Erbauung, was iſt darunter zu verſtehen . 12
Erde, die, dreht ſich . . 84
Ernten, reichliche, der Americaner . 188
Esparſette iſt ſehr vortheilhaft . . 44
Europäer, viele, kann man riechen . 54
— thun wenig für die Erhaltung des Lebens 92

F.

Fiſche ſollte nicht jeder fangen dürfen . 260
Fiſchinſpector . . . 262
Frau, welche eine Närrin iſt . . 274
Frau, eine gute, iſt das beſte Kapital . 276
Frankreich, Beſchreibung von . 290
Freund, ein rechtſchaffner, iſt viel werth . 1
Freude kann ſich jeder viel verſchaffen . 123

G.

Galläpfel, ein Mittel das Stillen der Kinder zu erleichtern . . . 212
Gazette pour la Jeuneſſe . . 72
Garten, ein ſehr ſonderbarer . . 58
Gebäude für Blatterkranke . . 194
Gedächtnißpredigt auf den K. Leopold . 99
Geſangbuch für die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal . . 112
Geſundheitscatechismus . . . 200
Geſundheit der Kinder, Mittel ſie zu erhalten 245
Geſpräch, lehrreiches mit einem Matroſen 379
Getreide, Verpflanzen deſſelben . 188
Glaube, wahrer, wodurch er bewirkt wird 366
Glaubensbekenntniß eines Kunſthändlers . 168
Goldkäfer werden zu Betrügereyen gebraucht 120
Gott wendet alles Unangenehme zum Beſten 2

Fff 3 Grab=

Digitized by Google

Seite

Grabſchrift, eine ſehr ſchöne . . 59
Grabſchriften, welche nicht zu loben ſind . 60
Grundartikel des chriſtlichen Glaubens . 13
Güter, die, des Lebens ſind nicht ganz ungleich vertheilt . . . 127
GuthsMuths Gymnaſtik für die Jugend . 360

H.

Hahnemann, D. Freund der Geſundheit . 328
Halstuch, ein ſchönes, richtet großes Unheil an . 278
Heckmännchen . . . 120
Heidenbekehrung, ungewöhnliche, der Americaner 22
Herren, große, haben viel Sorgen und Verdruß 103
Hiſtorienbuch für Bürger und Bauersleute . 328
Hochzeitfeſt . . . 205
Hochzeit, Gedanken darüber und über Ausſtattung 405
Höflichkeit auf dem Fiſchmarkte . . 265
Hufeland, D. über die Ungewißheit des Todes . 69

J.

Jeſus der größte Neuerer . . 57
Jeſuiten gehören nach Fez und Marocco . 370

K.

Kalendermann, der, hält ein Geſpräch . 83
Kalender, ein neuer, verurſacht große Unruhe . 394
Katechiſmus der Americaner . . 26
Kinderlehren, wie ſie ſeyn ſollten . 333
Kleidungsſtücke, wollene, ſind der Geſundheit nachtheilig . . . 53
Krebsbüchlein . . . 88
Kreſſe, ein Mittel wider den Schaarbock . 390
Krieg mit den Franzoſen, des Boten Urtheil . 178
Kunſtgriffe der Americaner im Ackerbau . 37

L.

Lebensgeſchichte eines Matroſen . . 379
Lehre, reine, wo ſie zu ſuchen ſey . . 29
Lehren, gute, bleiben nicht ohne Nutzen . 285
Leichenbegängniſſe ſind thöricht eingerichtet . 94
Leichenhaus, ein, wird errichtet . . 68
Leopold, des Kaiſers, Mühſeligkeiten . . 102
— Freuden . . . 107
— bringt durch Nachdenken viel Gutes zu Stande 114

Leo-

Seite

Leopold, des Kaiſers, Schickſale ſind ſehr lehrreich 117
Liebe der Kinder, wie ſie zu erwerben . 162
Lügen, das, der Kinder iſt ein ſchreckliches Unglück 165

M.

Mädchen, wie die Amerikan. Männer bekommen 216
Mann, ein langer hagerer, macht eine tiefe Verbeugung . . . 363
Mann, ein langer hagerer, wird blaß wie eine Wand 364
Matroſe, ein, verliert die Naſe . . 379
Menſch, der, kann aus allen Begebenheiten viel Gutes lernen . . . 98
Moos muß von den Bäumen abgekratzt werden 323

N.

Nachdenken kann große Dinge zu Stande bringen 122
Nachdenken ein Mittel gegen alles menſchl. Elend 231
Natur rührt ſtärker als Kunſt . . 130
Natur, auf die, müſſen Kinder aufmerkſam gemacht werden. . . . 161

O.

Obrigkeiten ſind ſehr nützlich . . 119
Obrigkeit, der, Anſehen muß man zu erhalten ſuchen 239
Obſtbäume, Nachtheile ihres Zuſammenſtehens 313
Obſtbäume, der, Nachtheil im Felde zwiſchen den Aeckern . . . 331

P.

Paradies kann ein Menſch hervorbringen . 284
Pfaff, Verſuch einer Beſchreibung der Sitten der Hebräer . . . 168
Philoteknos, ein Verſuch über die Verbeſſerung der Landſchulen . . . 128
Prediger, ein, examinirt Conſtanten . 11
Pufendorf, Hr. von, über die Vertilgung der Pocken 202
Putz, der größte der Weiber . . 276
— Meynung von demſelben . . 362

R.

Räthſel . . . 312
— Auflöſung . . 319
Religionsfreyheit in America . 17
Revolution, Urtheil über die franzöſiſche . 231
Revolution, Urſache der franzöſiſchen . . 6

Schaar-

S.

Seite
Schaarbock, Mittel dagegen . . 390
Schätze, welche Diebe nicht ſtehlen kőnen 59
Schaf, das ſchädlichſte Thier . . 45
Schloſſergeſelle ſucht das Glück auf dem rechten Wege . . 371
Schneiders Leben und Schickſale . 336
Schnürbrüſte ſind höchſt ſchädlich . 211
Schulmeiſter, ein ſehr braver . . 125
Schurke, ein chriſtlicher, wird beſchrieben 118
Sünde hat traurige Folgen . 382
Synodus der Americaner, worinne er beſteht 28

T.

Tauſchein gilt mehr als Ehrlichkeit . 399
Teufel, der, erregt große Unruhen in Amſterdam 391
Todtengericht in America . . 70
Trauungsformel . . . 203

U.

Unenthaltſamkeit, Folgen derſelben 184
Unkeuſchheit hat ſchreckliche Folgen . 378
Unterricht der Kinder, worauf es dabey vorzüglich ankommt . . . 254

V.

Verſtand, ein guter, iſt nöthig zur glückl. Ehe 155
Verſtand, nach, muß der Menſch handeln und nicht nach Empfindungen . . 372
Vorzug, ein gutes Betragen iſt der beſte 274

W.

Waiſenhäuſer, ihre fehlerhafte Einrichtung 193
Wehemutter iſt eine ſehr wichtige Perſon . 82
Wehrt, Paſtor, Gebete beym öffentl. Gottesdienſte 199
Waitzenbau, beſondere Kunſtgriffe dabey 187
Wilder, ein, hilft einem unglücklichen Vater 229
— bittet um eine Bratwurſt . . 242
Willen Gottes, wie man den erfahren kann . 355
Wickeln der Kinder iſt barbariſch . . 225
Wirth bekommt einen Verweis . . 316

Z.

Zuſtand, ſchrecklicher, eines Menſchen, der lebendig begraben werden ſoll . . . 65

Digitized by Google

833.6 S18 1792
3 5556 007 481 773

Digitized by Google